

# Alexandre Dumas



Die Cabane und die  
Sennhütte

**Die**  
**Cabane und die Sennhütte.**

Von  
**Alexander Dumas**

---

Deutsch  
von  
Dr. Ernst Susemil.

Leipzig.  
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1860

## **Inhaltsverzeichnis**

### **Die Cabane und die Sennhütte.**

#### Erster Band

Erstes Kapitel. Worin wir denjenigen von unseren Lesern, die es nicht wissen, sagen, was eine Cabane ist.

Zweites Kapitel. Milette.

Drittes Kapitel. Worin man sehen wird, daß es zuweilen gefährlich ist, einen Raben und eine Turteltaube in denselben Käfig einzusperren.

Viertes Kapitel. Cabane und Sennhütte.

Fünftes Kapitel. Worin man sieht, daß es zuweilen unangenehm ist, schöne Erbsen in seinem Garten zu haben.

Sechstes Kapitel. Sennhütte und Cabane.

Siebentes Kapitel. Worin wir zu unserem großen Mißbehagen genöthigt sind, den alten Corneille zu plündern.

Achstes Kapitel. Wie Monsieur Coumbes seine Rache durch die Vermittelung eines Zeugen, der das Herz des von ihm gewählten Paladins rührte, vereiteln sah.

Neuntes Kapitel. Worin man sieht, daß Monsieur Coumbes die Beleidigungen nicht vergaß, und was daraus folgte.

Zehntes Kapitel. Zwei redliche Herzen.

Elfte Kapitel. Worin gezeigt wird, daß es bei viel gutem Willen doch zuweilen schwierig ist, sich zu verständigen.

Zwölftes Kapitel. Wie Monfieur Coumbes, welcher Fische fangen wollte, ein Geheimniß erhaschte.

#### Zweiter Band

Erstes Kapitel. Monsieur Coumbes macht Zusätze zum Macchiavel.

Zweites Kapitel. Der Bettler.

Drittes Kapitel. Das Geständniß.

Viertes Kapitel. Pierre Mamas schreitet auf seine Weise ein.

Fünftes Kapitel. Ohne Jemand retten zu wollen, vollendete Monsieur Coumbes doch seinen Kreuzgang.

Sechstes Kapitel. Die Mutter und die Geliebte.

Siebentes Kapitel. Pierre Manas scheint entschlossen, seiner väterlichen Liebe sein Vaterland zum Opfer zu bringen.

Achstes Kapitel. Monsieur Coumbes thut den besten Schuß, den er je als Jagdliebhaber gethan.

Neuntes Kapitel. Die M ä r t y r i n.

Zehntes Kapitel. Schluß.

## Erster Band

### Erstes Kapitel.

*Worin wir denjenigen von unseren Lesern, die es nicht wissen, sagen, was eine Cabane ist.*

**Z**u jener Zeit hatte Marseille ein malerisches und romantisches, und nicht wie heute ein grünendes und blühendes Stadtgebiet. Von der Höhe des Berges Notre Dame de la Garde war es ebenso leicht, die vereinzelt Häuser auf der Ebene und auf den Hügeln zu zählen, wie die Fahrzeuge und Tartanen, die mit ihren weißen und rothen Segeln die unermeßliche blaue Fläche übersäeten, die sich bis zum Horizonte erstreckt; keins von diesen Häusern, mit Ausnahme vielleicht desjenigen, welches man an den Ufern des Huveaume, auf den Ruinen des Schlosses Belle Ombre erbaut hatte, und welches die Enkelin der Madame de Sevigné bewohnte, keins von diesen durfte sich dieser prächtigen Platanen, dieser reizenden Gebüsche von Lorbeer, Tamarisken, Pfaffenhütchen, von in- und ausländischen Bäumen rühmen, die gegenwärtig unter der Masse ihres schattigen Laubwerks die Dächer der unzähligen marseiller Villen verbergen; die Durance floß noch nicht hier durch, rollte nicht durch diese Thäler, hatte diese Hügel noch nicht erklommen und diese Felsen befruchtet.

Damals mußte jeder Marseiller, der seine Blumen beleben wollte, wenn ihre Blätter, von der Hitze der Augustsonne verwelkt, sich zur Erde neigten, wie an Bord eines Schiffes in voller Fahrt, wie Monsieur de Jussieu es mit einer Ceder that, einen Theil des für seinen Magen bestimmten Wassers ersparen, um der armen Pflanze das Almosen einiger Tropfen zu geben.

Zu jener Zeit, schon so weit von uns, vermöge der allmächtigen Vereinigung des Wassers und der Sonne, die so schnell die Vegetation dieses Landes verwandelt hat, daß man sich selbst in Marseille nicht mehr erinnert, daß es eine Zeit gab, wo einige Fichten oder einige Olivenbäume, in der Sonne krachend, allein die Einförmigkeit des entblößten Landes unterbrachen – in jener fernen Zeit, sagen wir, bot das Dorf Montredon die vollständigste Probe der Dürre, die ehemals die Umgebung der alten Stadt der Phokäer charakterisierte.

Montredon kommt nach jener Dreiheit von Dörfern, die man Saint-Genies, Bonne-Veine und Marsargues nennt; es liegt an der Grundfläche des Dreiecks, welches sich dem Meer nähert, die Rhede vor dem Ostwinde schützt, und das Cap Croisette heißt. Es ist am Fuße dieser ungeheuren Massen von grauem und himmelblauem Kalkstein erbaut, auf deren Abhängen kaum nur ein verkrüppeltes Gestrüpp hervorsproßt, dessen grauliche Blätter die Sonne und der Staub noch weißer machen.

Nichts ist öder und trauriger, als die Ansicht dieser grandiosen Massen; es dürfte scheinen, als hätten die Menschen nie vernünftigerweise daran denken können, ihre Zelte auf diesen abgesonderten und verlassen Stufen dieser Steinwälle aufzupflanzen, welche Gott nur dorthin gestellt, um die Küste vor dem Eindringen des Meeres zu schützen; und doch lange vor 1787 hatte Montredon außer seinen Strohhütten zahlreiche Landhäuser, wovon das eine berühmt ist,

wenn nicht durch sich selbst, doch wenigstens durch den Ruf derjenigen, die es bewohnt haben.

Der prächtige Park, den die Herren Patré mit Mauern umgeben haben, schließt in seinen Raum eine bescheidene Villa, die der Familie Bonaparte als Zufluchtsort gedient hat bei dem langen Aufenthalte in Marseille während der Revolution; die Könige und Königinnen der Hälfte von Europa haben den Sand dieser Alleen betreten; und die Gastfreundschaft, die er ihnen gewährte, hat Monsieur Clary besonderes Glück gebracht; seine Kinder wurden von dem Wirbel fortgerissen, der seine Gäste zu den Thronen hintrieb, und sie haben auf den ersten Stufen Platz genommen. Es fehlte sogar wenig, daß die jüngste der Fräulein Clary berufen wurde, um das Geschick des künftigen Herrn der Welt zu theilen. Es war die Rede von einer ehelichen Verbindung zwischen ihr und dem jungen Commandeur der Artillerie; aber wie es später der Notar der Madame Beauharnais bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte, konnte man keinen Mann heirathen, der Nichts weiter hatte, als seinen Mantel und seinen Degen.

Wir wollen hier sogleich sagen, daß wir Euch nicht mit diesen Halbgöttern von gestern zu unterhalten haben, liebe Leser. Wir haben einer Regung, des patriotischen Stolzes nicht widerstehen können; wir haben das Bedürfniß empfunden, Euch zu sagen, daß Montredon am Ende nicht so bescheiden ist, wie es das Ansehen hat; daß es, wie jede andere Stadt, ein Recht an eine Berühmtheit hat, deren sich jedes seiner Kinder rühmen darf; und dies zugegeben, wollen wir uns beeilen, Euch gewissenhaft zu benachrichtigen, daß wir hier nur eine Abschweifung gemacht haben, daß unsere künftigen Personen ganz klein, ganz bescheiden sind, daß unser Drama auf einem Sandkorn entsteht, lebt und sich entwickelt, und daß, wenn unsere handelnden Personen in dieser Welt Aufsehen gemacht haben, es gewiß auf der einen Seite nicht weiter als bis zu der alten Kapelle und auf der anderen bis Madrague, der Säule des Hercules von Montredon, gedrungen ist.

Verlassen wir also rasch die Villa Clary, folgen dem Ufer des Meeres und erreichen dieses kleine Vorgebirge, welches man die rothe Spitze nennt, wo wir im Jahre 1831, in welchem wir stehen, nur drei oder vier Häuser finden, und unter diesen Häusern die Cabane, in welcher die Geschichte vorgeht, die wir Euch erzählen wollen.

Indessen würde es selbst auf die Gefahr einer neuen Abschweifung durchaus angemessen sein, zu halten, was die Ueberschrift dieses Kapitels verspricht, Euch zu erklären, was eine Cabane ist, Euch Allen, die Ihr vielleicht nicht das Glück gehabt, in der Provence geboren zu werden, welche jeder Marseiller als ein irdisches Paradies betrachtet.

Unter dem Worte Cabane hat Eure Phantasie sich vielleicht schon eine Hütte von Planken oder Baumzweigen vorgestellt, ein Dach von Stroh oder Rohr, mit einem Loch in der Decke, um den Rauch herauszulassen. Eure Einbildungskraft ist zu schnell gegangen.

Schloß, Landhäuschen oder Cabane ist alles Eins in Marseille, das heißt, der Charakter und die Einbildungskraft des Eigenthümers entscheiden über den Titel, den jede Wohnung außer den Mauern führt, mehr als der Zuschnitt oder vielmehr die Bauart der genannten Wohnung. Wenn der Marseiller stolz ist, wird das Haus ein Schloß sein; wenn er einfach ist, wird es ein Landhäuschen; wenn er bescheiden ist, nennt er es eine Cabane. Aber er allein kann diese Classification machen, denn Nichts gleicht so sehr einem marseiller Schlosse wie ein Landhäuschen, wenn es nicht vielleicht eine Cabane ist.

Wir wollen mit einander von der Cabane und ihrem Besitzer reden.

Der Besitzer des Hauses auf der rothen Spitze war ein ehemaliger Packträgermeister. Seitdem die Stadt Marseille einen oder zwei Packträger zur Nationalversammlung geschickt hat, um sie

zu repräsentieren, macht man sich im Allgemeinen eine sehr falsche Idee von den Mitgliedern dieser Corporation. Einige vermuthen, daß alle Bewohner unserer großen mittelländischen Hafenstadt Packträger sind; Andere, daß alle Packträger Millionairs sind. Die Wahrheit ist, daß diese Profession, die in Marseille nicht weniger als drei- oder viertausend Mitglieder zählt, zugleich einträglich für die Arbeiter und die Herren ist, unter deren Verantwortlichkeit diese arbeiten.

Die Packträgermeister übernehmen die Ausladung der Schiffe in Accord; der Tarif wechselt mit den Umständen, sowohl für sie, als für die Lastträger, die sie beschäftigen und verhältnißmäßig bezahlen. Der Handelsverkehr ist beträchtlich; die Patrone können einen Profit von fünfzehntausend Franken jährlich haben. Nachdem sie ihr Geschäft einige zwanzig Jahre getrieben, ziehen sie sich nicht reich, wohl aber mit den Mitteln eines anständigen Auskommens zurück.

Monsieur Coumbes war nicht mehr oder weniger begünstigt gewesen, wie die Mehrzahl seiner Collegen. Als der Sohn eines Bauern war er in Holzschuhen nach Marseille gekommen. Ein Verwandter, gemeiner Soldat in dieser großen Miliz des Hafens, schlug ihm einen Platz vor, welchen gehörig auszufüllen eine frühzeitige Schwäche ihn verhinderte.

Diese Packträger stellen vererben sich oder werden verkauft, gerade wie die Stellen der Notare oder Wechselagenten.

Monsieur Coumbes hätte gern eine Stelle gekauft, aber er besaß keinen Heller.

Der Verwandte beseitigte die Schwierigkeit; das Geld war von keiner Wichtigkeit für ihn; er sah in dieser Sache nur das künftige Glück seines Veters, welches er sichern wollte; er begnügte sich mit dem dritten Theil des Verdienstes des jungen Mannes auf fünf Jahre!

Monsieur Coumbes würde gehandelt haben, aber der Andere übertäubte seine Protestationen mit einer Fluth von Worten, von einer Zärtlichkeit, die dem jungen Manne keine Möglichkeit ließ, die geringste Entgegnung vorzubringen; er sagte ja.

Monsieur Coumbes hielt pünktlich seine Verpflichtungen. Diese beträchtliche Bresche in seinem täglichen Erwerb verhinderte ihn nicht, ganz hübsche Ersparnisse zu machen. Er hatte dabei ein sehr einfaches Verfahren: Er zog sich das Drittel, welches er seinem Vetter zu geben hatte, an seiner Nahrung ab. Wenn er bei diesem Verfahren nicht fett wurde, so vermehrte sich ein Schatz nur um so besser, und bald setzte er Coumbes in den Stand, eine Meisterstelle in seiner Corporation zu kaufen. Freilich hatten sie noch nicht den hohen Preis, auf welchen sie heutigen Tages gestiegen sind.

Aber wenn die Meisterstelle Monsieur Coumbes wenig kostete, so lieferte sie doch einen reichlichen Ertrag. Seit den Expeditionen von Morea, seit dem Frieden von Navarin und seit der Einnahme von Algier, machte der gute Verdienst, den die Packträgermeister von der Militairadministration erhielten, eine gewisse Summe vollständig, welche Monsieur Coumbes seit seiner frühen Jugend als das Ziel eines Ehrgeizes bestimmt hatte.

Als die Summe voll war, zog er sich von dem Geschäfte zurück.

Die Gewinnsucht, die gerade ihren Höhenpunkt erreicht hatte, konnte ihn nicht bestimmen, einen Augenblick länger Packträgermeister zu bleiben. Er hatte eine Leidenschaft, welche zwanzig Jahre des Genusses nicht hatten mildern können; es war diese Leidenschaft, welche ihn so stark gegen die Habsucht machte, welche nothwendigerweise aus seinen sparsamen Gewohnheiten hervorgehen mußte.

Eines Tages, als er in seinen Feierabendstunden nach Montredon spazieren ging, hatte er einen Anschlagzettel gesehen, welcher ankündigte, daß ein Grundstück zu einem fabelhaft niedrigen Preise zu überlassen sei. Er liebte den Grund und Boden eben so sehr um seiner selbst willen, als wegen seines Ertrages, wie alle Bauerkinder. Er nahm also zweihundert Franken von seinen Ersparnissen, um zwei Morgen von diesem Boden zu kaufen.

Wenn wir Boden sagen, so fügen wir uns der Gewohnheit; die zwei Morgen des Monsieur Coumbes bestanden ausschließlich aus Sand und Felsen.

Er liebte sie nur um so mehr, gleich einer Mutter, welche oft ein mit der englischen Krankheit behaftetes und verwachsenes Kind allen anderen vorzieht.

Er machte sich ans Werk. Aus einer alten Seifenkiste erbaute er am Ufer des Meeres eine Hütte, umgab sein Eigenthum mit Rohr, und seitdem hatte er nur einen Gedanken, nur einen Zweck, nur eine Sorge: es zu verschönern und zu verbessern.

Die Aufgabe war schwierig, aber Monsieur Coumbes war der Mann, sie zu unternehmen und sie zu einem guten Ende zu führen.

Jeden Abend, wenn sein Tagewerk vollendet war, steckte er das Stück Brod, die rohen Goldäpfel oder andere Früchte, die ihm als Abendessen dienen sollten, in die Tasche und machte sich auf den Weg nach Montredon, um eine Kiste voll Gewächserde, die er hie und da sich einsammelte, während seine Kameraden ihren Mittagsschlummer hielten, dorthin zu tragen. Es versteht sich von selbst, daß er den ganzen Sonntag damit zubrachte, zu graben, zu schaufeln, zu ebnen und gewiß nie wurden Tage so angewendet, wie diese.

Als er vom Packträger zum Meister avancierte, war seine größte Freude zu denken, daß eine Cabane von der Verbesserung seiner Lage Vortheil haben solle. Die erste Anwendung, die er von seinem ersten Profit machte, war das Häuschen von Planken abbrechen und die Cabane erbauen zu lassen, wovon wir so eben gesprochen.

Um der Gegenstand so vieler Sorgfalt und Liebe zu sein war diese Cabane deshalb nicht eleganter oder prächtiger.

Im Innern bestand sie aus drei Gemächern im unteren Stock und aus vierein in der ersten Etage. Die unteren Gemächer waren ziemlich geräumig; für die erste Etage schien der Baumeister das oberste Stockwerk am Hintertheil eines Schiffes zum Muster genommen zu haben. In diesen kleinen Kajüten konnte man nur athmen, wenn man das Fenster offen ließ. Dies Alles war mit alten Hausgeräthen ausmöblirt, die Monsieur Coumbes bei allen Trödlern der alten Quartiere der Stadt zusammengekauft hatte.

Von außen hatte die Cabane des Monsieur Coumbes ein durchaus phantastisches Aussehen. Bei einer hohen Verehrung dieses Monuments hatte er sich jedes Jahr bemüht, es zu verschönern. Und diese Verschönerungen machten dem Herzen des Besitzers mehr Ehre, als einem Geschmack. Die Mauern der Cabane zeigten nach und nach alle Farben des Prisma. Von dem einfachen Anstrich ging Monsieur Coumbes zu den Arabesken über; dann erhob er sich weniger Perspective zu den Arabesken über; dann erhob er sich mit mehr oder weniger Perspective zu den baukünstlerisch in Fictionen. Die Cabane wurde nach einander ein griechischer Tempel, ein Mausoleum, eine Alhambra, eine norwegisch Höhle, eine mit Schnee bedeckte Hütte.

Zu der Zeit wo diese Geschichte beginnt, und wie alle Künstler den Einfluß des romantischen Fiebers empfindend, welches die Welt bewegte, hatte Monsieur Coumbes seine Wohnung in eine

mittelalterliche Burg verwandelt. Es fehlte. Nichts an der äußersten Treue der Nachahmung, an den Spitzfenstern, noch an den Zinnen, noch an dem Zwinger, noch an den Schießscharten, oder dem Fallgatter, welches auf die Hausthüre gemalt war.

Als er im Kamin zwei eichene Holzblöcke gewahr wurde, die dort warteten, daß man einen Tisch oder einen Schrank aus ihnen mache, kam Monsieur Coumbes zu dem Schlusse, daß es viel angemessener sein würde, sie zu der Farbe und dem Baustyl einer Wohnung hinzuzufügen, und er opferte sie ohne Bedauern. Von seiner Hand geformt, wurden sie als Thürmchen an die beiden Ecken seines Häuschen angefügt und erhoben Windfahnen zum Himmel, mit Wappen verziert, wie sie gewiß nie, weder Hozier noch Chorin erfunden.

Als Monsieur Coumbes diese meisterhafte Verschönerung hinzugefügt hatte, begann er sein Werk mit der Miene zu betrachten, wie Perrault wahrscheinlich das Louvre betrachtete, nachdem er die Colonnade hinzugefügt hatte.

Dieser Anblick hatte dem Herzen des Monsieur Coumbes jenen Stolz eingeflößt, der zwar unter dem falschen Schein der Bescheidenheit verborgen lag, der aber, wie wir sehen werden, eine große Rolle in dem Leben dieses Mannes spielen wird.

Die Leidenschaften sind gewöhnlich zusammengesetzt. Und doch fehlte viel daran, daß Monsieur Coumbes in allen seinen Unternehmungen gleich glücklich war, wie man anzunehmen in Versuchung geräth, wenn man an den hohen Stolz denkt, den ihm ein Werk einflößte.

Wenn das Haus sich getreulich allen Phantasien des Besitzers gefügt hatte, so war es nicht ebenso mit dem Garten. Die Mauern des einen bewahrten getreulich, den Anstrich, den man ihm gegeben hatte; die Rabatten des anderen behielten niemals die Form, die ihnen Monsieur Coumbes gab, und der Saame, den er ausstreute, ging niemals auf.

Um das Voraufgehende zu erklären, müssen wir sagen, daß Monsieur Coumbes einen Feind hatte. Dieser Feind war der Nordwestwind; es war derjenige, welchen Gott beauftragt hatte, dem Wagen dieses Triumphators zu folgen, die Rolle des antiken Slaven zu spielen, Monsieur Coumbes zu erinnern, wenn er liebevoll seine Beszung betrachtete, daß er, wenn auch der Herr und Schöpfer dieser schönen Dinge, doch immer ein Mensch sei. Es war dieser unerbittliche Hauch, der heftige und schreckliche Wind, der, wie Strabo sagt, »die Felsen versetzt und wegführt, die Menschen von ihren Wagen stürzt, die ihrer Kleider und Waffen beraubt;« es war derselbe Wind, der nach Monsieur de Sauffures Aussage so oft die Fensterscheiben des Schlosses Grignan zerbrach, daß man darauf verzichtete, sie wieder herstellen zu lassen; es war dieser Wind, welcher den Abbé Portalis über die Terrasse des Berges Sainte-Victoire erhob und ihn auf der Stelle tödtete; kurz, es war der Wind, der, nachdem er ehemals dies Alles gethan hatte, heutiges Tages verhinderte, daß die Welt sich des mächtigen und interessanten Schauspiels eines Menschen, der ohne Ehrgeiz und ohne Wunsch mit seinem Schicksal zufrieden ist, erfreuen kann.

Und doch hatte der Nordwestwind für Monsieur Coumbes keine von den unheilvollen Folgen, welche der griechische Schriftsteller bezeichnete; er hatte die Granitfelsen des Marchia-Veyre nicht auf seine Wohnung heruntergestürzt; er hatte ihn nicht von dem kleinen Karren mit einem korsikanischen Pferde bespannt, worin er von Zeit zu Zeit zur Stadt fuhr, heruntergeworfen; wenn er ihm zuweilen seine Mütze wegführte, so respectirte er wenigstens sein Wamms und ein Pantalon. Kaum daß er mit der Spitze seines Flügels einige Ziegel von dem Dache seiner Cabane ausgewühlt oder einige von den Scheiben gespalten hatte.

Monsieur Coumbes hätte ihm dies Alles vielleicht verziehen; aber was er ihm nicht verzieh



und was ihn in Verzweiflung brachte, das war die Erbitterung, womit dieser verwünschte Wind sich entschlossen zu haben schien, die zwei Morgen Gartenland in den Zustand einer verlassenen Sandfläche oder einer dünnen Wüste zu verwandeln.

Bei diesem Kampfe zeigte sich Monsieur Coumbes halsstarrer, als sein Gegner es war. Er grub sein Terrain um, düngte und besäete es mühsam und mit Anstrengung acht, neun- und selbst zehnmal im Jahre. Sobald der Salatsaamen die Rabatte mit leichten grünen Festons überzog, sobald die Erbsen ihre gelblichen Saamenlappen zeigten, zwischen welchen sich ein Blatt wie ein Smaragd in der goldenen Einfassung eines Ringes entwickelte, begann seinerseits der Nordwestwind sein Werk. Er ließ seine Wuth an den unglücklichen Pflanzen aus; er trocknete den Saft bis auf die Wurzel aus, welcher in ihren zarten Gebilden zu circuliren begann; er bedeckte sie mit einer dicken Lage von heißem Sande, und wenn das nicht ausreichte, kehrte er sie mit dem Staube, den er gewöhnlich in seiner Wuth herbeiführte, zu seinen Nachbarn hinüber.

Monsieur Coumbes gab sich eines Tages seiner Verzweiflung und seinen Wehklagen hin.

Er ging mit düsterem Auge auf dem Schlachtfelde umher, hob die Todten und Verwundeten mit einer rührenden Ehrerbietung auf, verschwendete seine Sorgfalt an sie, die leider größtentheils unnütz war, hielt für sich selber einem Kohlkopfe voll Hoffnung oder einem vielversprechenden Goldapfel die Leichenrede; dann, als er seinem Bedauern eine paffende Zeit bewilligt hatte, machte er sich wieder an die Arbeit, suchte seine Gänge und Rabatten auf, die der Nordwestwind unerbittlich gleich gemacht hatte, befreite die überschütteten Einfassungen von der Erde, richtete seine Beete her, zog seine Fußsteige wieder, und streute auf Alles Saamen, und sein Werk mit Stolz betrachtend, erklärte er von Neuem jedem, der es hören wollte, daß er, ehe zwei Monate um wären, das beste Gemüse in der Provençe essen werde.

Aber wir haben es gesagt, ein Verfolger hatte noch nicht das letzte Wort gesprochen; er hatte neue Kräfte gewonnen in dem Waffenstillstande, den er auf verrätherische Weise einem Gegner bewilligt hatte, und das Herz des Monsieur Coumbes war nicht so bald wie ein Garten voll Hoffnung, als er sich beeilte, sie zu vernichten.

Dieser erbitterte Kampf währte zwanzig Jahre und ungeachtet so vieler Täuschungen und der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen vergaß Monsieur Coumbes dennoch seine Schmerzen und hielt sich nicht weniger überzeugt, daß er einen außerordentlichen Garten besitze, und daß die sandige Beschaffenheit des Bodens, vereint mit den Salzdünsten, die aus dem Meere aufstiegen, unfehlbar allen seinen künftigen Producten einen Wohlgeschmack mittheilen müsse, den man nirgends finden würde.

Der scharfsichtige Leser wird uns hier unterbrechen und fragen, warum Monsieur Coumbes nicht in Marseille, wo es daran nicht fehlt, einen Winkel Erde gesucht, geschützt vor dem Winde, den er so mit Recht fürchtete. Wir antworten dem Leser, daß man eine Geliebten nicht wählt, sondern daß der Himmel sie uns giebt, und daß man sie, häßlich oder untreu, liebt, wie der Himmel sie uns zusendet.

Uebrigens hatte diese Unbequemlichkeit ihre Entschädigung. Es war nicht ohne reifliche und tiefe Ueberlegung, daß Monsieur Coumbes sich entschlossen hatte, die zwei Morgen Landes anzukaufen, in deren Besitz wir sich ihn zu Anfang dieser Erzählung haben setzen sehen.

Mit seiner Zärtlichkeit für seine Cabane, mit dem Stolze, den ihm diese Gegenstände der Fürsorge eines ganzen Lebens einflößten, vereinte sich eine andere Leidenschaft, deren Gegenstand wir im letzten Jahrhundert als »die blonde Amphitrite« bezeichnet haben würden,

was ein ungünstiges Licht auf die Reinheit der Sitten des Monsieur Coumbes hätte werfen können, und welchem wir jetzt den einfacheren Namen beilegen wollen, indem wir ihn »die See« nennen. Dieser Name paßt um so besser für unseren Zweck, da durchaus nichts Poetisches in dem Cultus lag, den Monsieur Coumbes der See weihte. Es schmerzt uns, diesen Prosaismus unseres Helden zu gestehen; aber was er an ihr liebte, war weder ihre Tunica von durchsichtigem Blau, noch ihr endloser Horizont, noch das melodische Geräusch ihrer Wogen, noch ihr Gebrüll, noch ihr Zorn; er hatte nie daran gedacht, den Spiegel Gottes darin zu sehen; er stellte sie sich leider nicht so groß vor; er liebte sie ganz einfach und gut, weil er in ihr eine unversiegbare Quelle der marseiller Suppe fand.

Monsieur Coumbes war Fischer, und zwar marseiller Fischer; das heißt, er wußte aus ihren mit grünen Seegewächsen übersäeten Grotten die Rascaffen, die Roucas, die Bogues, die Patacliffs, die Garris, die Fielas und die anderen Ungeheuer, welche das mittelländische Meer bevölkern, hervorzulocken, und dann kam das noch größere Vergnügen, die auf ein Bett von Zwiebeln, Goldäpfeln, Petersilie und Knoblauch zu legen, dann Oel, Safran und andere Gewürze in gehörigem Verhältniß hinzuzufügen, bis er einen weißen Schaum auf die Oberfläche steigen sah, den Dampf das Vorspiel zu jenem monotonen Gesange des vollständigen Kochens anstimmen hörte und dann mit weit geöffneter Nase den aromatischen Duft eines Nationalgerichts einsog.

Dies war Monsieur Coumbes; dies war eine Cabane. Das Grundstück war gleichsam mit dem Besitzer Eins geworden. Sie ließen sich nicht ohne einander malen.

Um unser Portrait zu vollenden, müssen wir hinzufügen, daß das Haus, ganz von Ziegeln und Sandsteinen, wie es war, einen nachtheiligen Einfluß auf das Herz und den Charakter des Monsieur Coumbes ausgeübt hatte.

Es hatte ihm das geistloseste aller Laster mitgetheilt, nämlich den Stolz.

Weil er immer den Gegenstand seiner Liebe betrachtete und in dem Besitze desselben frohlockte, war er dahin gekommen, diejenigen von seines Gleichen zu verachten, welche eines ähnlichen unschätzbaren Glücks beraubt waren, und einen verächtlichen Blick auf das Werk Gottes zu werfen. Fügen wir hinzu, so friedlich und gleichgültig das Leben des Monsieur Coumbes gewesen war, hätte es ihm doch andere, als diese künstlichen Neigungen und anderes Bedauern lassen sollen, als das, welches ihm die Verwüstungen des Nordwestwindes verursachten.

Es war ein Drama in seiner Vergangenheit gespielt worden.

---

## Zweites Kapitel.

*Milette.*

Lassen wir die Dichter sagen: »Das Rohr ist gebrochen, wie die Eiche; es kommt der Tag, wo es, gleich den Riesen des Waldes, am Boden liegt.

»Wenn der Blitz es verschont, so übernimmt es die kalte Hand des Winters, es von ihrem Stamme abzureißen; es fällt weniger hoch; aber was thut's? wenn es doch fällt. Muß man denn nur Thränen für den Schmerz der Könige haben? Wer wird um den der Bettler weinen?

»Der Mensch mag sich im Grase verbergen, er kann doch dem Unglück nicht entgehen; mag die Bühne zwei Zoll oder hundert Ellen breit sein, es ist immer dasselbe Stück, welches gespielt wird – groß oder klein, die handelnden Personen beklagen sich immer und reißen sich das Haar aus: es ist nicht anzunehmen, daß die Gemüthsbewegungen in den kleinsten Rahmen am wenigsten heftig sind.«

Warum sollte Monsieur Coumbes dem allgemeinen Gesetze entgangen sein?

Eine Frau – es ist ihre Rolle hier auf Erden – war an einem schönen Tage in die Mitte des stillen und schlummernden Wassers gefallen, worin er so köstlich vegetierte, und die großen Kreise, die ein Fall auf der Oberfläche zurückließ, hätten beinahe diesen friedlichen Ort in ein stürmisches Meer verwandelt.

Sie hieß Milette; sie war aus Arles, dem Vaterlande der wahrhaft schönen Südländerinnen, mit schwarzem Haar, blauen Augen, weißer und atlaßartiger Haut, als ob die Sonne, welche die Granatäpfel zur Reife bringt, nicht über die dahingegangen wäre. Nie hatte das weiße Häubchen, welches mit einem breiten Sammetbande zugebunden wird, einen schöneren Haarwuchs eingeschlossen, als der Milette's war; nie hatte ein gefälteltes Halstuch einen zierlicheren Wuchs des Oberkörpers abgezeichnet; nie war ein Kleid geschickter abgekürzt, um ein hübsches Bein und einen kleinen zierlich gewölbten Fuß zu zeigen.

Milette konnte in ihrer Jugend für das vollständigste Muster der arlesischen Schönheit gelten, und mit so viel Anspruch, eine Frau nach der Mode zu werden, hatte Milette alle Verheißungen ihres sanften und redlichen Blickes gehalten und einen Mann ihres Standes, einen Maurergesellen geheirathet.

Es ist traurig, daß die Vorsehung es nicht übernimmt, Diejenigen zu belohnen, welche, wie Milette, ungeachtet der Klippen, gerade auf den Hafen zugehen und der Welt das Beispiel der wahren Tugend geben.

Aber Milettes Uneigennützigkeit brachte ihr Unglück; ihre Verbindung zählte kaum einige Frühlingstage, und bald wurde der, den sie als einen Schmetterling betrachtet hatte, zu einer Raupe. Sie hatte ihn ungeachtet seiner Armuth zum Gatten gewählt, weil er ihr gut, ehrlich, liebevoll und arbeitsam erschien. Er bewies ihr, daß die Komödie der Ehe in dem Dachstübchen wie unter den vergoldeten Decken gespielt wird. Er gab zu erkennen, was er war, nämlich zänkisch, brutal, träg und ausschweifend; und die schönen Augen der armen Milette vergossen oft reichliche Thränen.

Pierre Manas, dies war der Name von Milette's Gemahl, sagte eines Tages, daß die Arbeit in

Marseille besser bezahlt werden müsse, als in Arles, und machte seiner Gemahlin den Vorschlag, sich dort niederzulassen.

Diese Ortsveränderung wurde Milette sehr schwer; sie liebte das Land, wo sie geboren worden, wo sie alle die Ihrigen zurückließ. Aus der Ferne verursachte ihr die große Stadt Furcht, wie ein Vampyr, der sie verschlingen wolle; aber ihre Thränen betrübten ihre alte Mutter; sie dachte, daß es ihr in der Ferne leichter sein würde, die ihr zu verbergen, sie zu überreden, daß sie glücklich sei, und Milette willigte in den Vorschlag ihres Mannes. Wie man sich vorstellen kann, war es nicht die Hoffnung, eine gewinnreichere Arbeit zu finden, die diesen nach Marseille zog, sondern er wollte dort einen weiteren Schauplatz für ein ausschweifendes Leben suchen: er wollte den Vorwürfen entgehen, welche eine Verwandten hinsichtlich seiner Aufführung an ihn richteten.

Milette und ihr Mann befanden sich seit vierzehn Tagen in Marseille, als Pierre Manas den leinenen Sack, der seine Werkzeuge enthielt, noch nicht geöffnet hatte; dagegen hatte er mit allen Schenken in den Straßen der alten Hafenstadt Bekanntschaft gemacht, und er war mit vielen Quetschungen, welche die Stärke der Fäuste derjenigen bestätigten, welche sie ihm zugetheilt hatten, nach Hause zurückgekehrt.

Wir wollen hier nicht die traurige Geschichte, die jeder weiß, von dem armen Mädchen aus dem Volke erzählen, durch das Geschick an ein schlechtes Subject gebunden, und welches weder die Zerstreungen der Welt, noch die Entschädigungen des Wohlstandes, noch die Tröstungen der Familie hat; dergleichen Gemälde sind so herzerreißend, daß unsere Feder sich weigert, die nachzuzeichnen; wir wollen nur sagen, daß Milette diesen bitteren Kelch bis auf die Hefen leerte; daß sie an der Seite dieses mit Wein überfüllten rohen Menschen Hunger litt; daß sie alles Elend der Einsamkeit und Verlassenheit erduldet; daß sie diese Verzweiflung kannte, die uns eine Idee von dem giebt, was man uns von der Hölle sagt.

Das Gefühl der Pflicht war so tief eingewurzelt bei diesem schönen und edlen Wesen, daß ihr ungeachtet so vieler Qualen nie der Einfall kam, daß es möglich sei, sich denselben zu entziehen. Gott hatte die Tugend in ihr Herz gepflanzt, wie er die süßen Gesänge in die Kehlen der Vögel gelegt und den Wasserjungfern Flügel von himmelblauer Gaze gegeben hat. Nur kam ein Tag, wo selbst ihr einziger Trost, das Gebet, ohnmächtig wurde, um dieses ausgetrocknete Herz zu erfrischen; nun warf sie sich vor, daß die Mutter zu sein gewünscht hatte; und die Küsse, die sie dem Kinde gab, welches der Himmel ihr geschenkt hatte, wurden ihm zugleich aus Zärtlichkeit, Verzweiflung und Mitleid aufgedrückt, wegen des Schicksals, welches der Vater dem armen kleinen Geschöpfe bereitete.

In der Etage unter der traurigen Haushaltung wohnte ein Arbeiter, der das gerade Gegentheil von Pierre Manas war.

Wie dieser Letztere hatte er weder die hohe Statur, noch die stolze und entschiedene Miene; er war schlank und schwächig, mehr häßlich, als schön, und hatte eine demüthige und traurige Physiognomie, aber Alles in seinem Wesen zeigte den arbeitsamen und geordneten Mann. Er stand vor Tagesanbruch auf, und Milette, die nicht schlief, hörte ihn seine kleine Wohnung aufräumen, wie es das sorgfältigste Kammermädchen hätte thun können. Eines Tages gestattete ihr die halb offene Thüre, einen Blick in das Zimmer des Nachbars zu thun, und sie wunderte sich sehr über die Ordnung und Reinlichkeit, die dort herrschte.

Alle Bewohner des Hauses ließen einstimmig dem Packträger. Paul Coumbes Gerechtigkeit widerfahren.

Pierre Manas allein beschuldigte ihn der Einfalt und Filzigkeit. Er spottete über eine friedlichen Gewohnheiten und den ländlichen Geschmack, den er zeigte.

An einem Sonntag Morgen, als der Nachbar, ein Packet mit Sämereien unter dem Arme, aufs Land ging beleidigte ihn Pierre, weil er sich weigerte, ihm in das Wirthshaus zu folgen. Milette lief auf das Geräusch herbei, und es machte ihr viel Mühe, den jungen Mann von den Mißhandlungen ihres Mannes zu befreien; und als sie sie dann Beide die schmale Wendeltreppe hinuntersteigen sah, Pierre streitsüchtig und unverschämt, den Nachbar resigniert und entschlossen, flüsterte sie seufzend:

»Warum habe ich diesen und nicht jenen?«

Während der drei langen Jahre des Märtyrerthums Milettes war dies das einzige Vergehen, welches sie beging, und doch warf sie es sich mehr als einmal als ein Verbrechen vor.

Nach Verlauf von drei Jahren hätte dieses Dasein beinahe ein tragisches Ende genommen. In einer Nacht kehrte Pierre Manas in einer schrecklichen Verwirrung zurück. Gegen seine Gewohnheit war er nur halb betrunken; er befand sich in jener Stadie der Trunkenheit, die der erstarrenden Rückwirkung vorangeht und in welcher der Wein nur noch als Reizmittel wirkt. Ueberdies hatten ihn die Matrosen geschlagen, und da er auf seine physischen Kräfte sehr stolz war, so machte ihn die Demüthigung, die er erlitten, wüthend; er war glücklich, ein schwaches Wesen zu finden, an dem er sich wegen seines Mißgeschicks rächen konnte; er gab seiner Frau die Schläge zurück, die er von den Matrosen erhalten hatte. Die arme Milette war so daran gewöhnt, daß ihre Augen, die über die Erniedrigung ihres Mannes weinten, keine Thränen für ihre eigenen Leiden fanden.

Gelangweilt von der Einförmigkeit dieser Kraftanstrengung, suchte Pierre Manas eine andere Zerstreung. Unglücklicherweise entdeckte er, als er in allen Winkeln umherstöberte, ein Glas Branntwein am Boden einer Flasche; er trank es und ließ im Glase die wenige Vernunft, die ihm noch übrig war.

Da ging ihm eine seltsame Idee durch den Sinn, eine von jenen Ideen, welche die Trunkenheit dem Wahnsinn nahe bringen.

Einer von seinen Gegnern, den Matrosen, hatte einige Augenblicke vor dem Kampfe ein Beispiel erzählt, wie er in London eine Frau habe hängen sehen. Er hatte die einzelnen Umstände darüber mitgetheilt, welche die Zuhörer leidenschaftlich aufgeregt.

Pierre Manas wurde von einem wilden Verlangen ergriffen, in der Wirklichkeit zu sehen, wovon er nur das lockende Bild kannte.

Von dem Gedanken bis zur Ausführung war nur eine Minute.

Er suchte einen Hammer, einen Nagel, einen Strick.

Als er dies. Alles gefunden hatte, suchte er nicht weiter: zum Galgen und was dazu gehörte, hatte er Alles, was er bedurfte, zur Hand. Seine arme Frau begriff nicht, was es bedeuten sollte, und sah den künftigen Henker mit erstaunten Augen an, indem sie sich fragte, welcher neue Einfall ihm in den Kopf gekommen sei.

Pierre Manas, der ungeachtet seiner Trunkenheit alle Umstände der Erzählung im Gedächtniß behalten hatte, wollte die Sache nach der Regel in Ausführung bringen.

Er begann damit, seine eigene Mütze auf den Kopf seiner Frau zu setzen und zog sie ihr bis zum Kinn herunter. Er fand, daß der Matrose Nichts übertrieben habe, daß es in der That sehr komisch sei, und stieß ein lautes und freudiges Lachen aus.

Völlig beruhigt von der Heiterkeit ihres Mannes, machte Milette keine Schwierigkeit, sich die Hände auf den Rücken binden zu lassen.

Sie konnte sich Pierres Absichten nicht eher erklären, als bis sie den kalten Strick an ihrem Halse fühlte.

Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, indem sie um Hilfe rief; aber Alles schlief im Hause. Uebrigens hatte Pierre Mamas seine Nachbarn an das Schreien der Unglücklichen gewöhnt.

In diesem Augenblicke trat der junge Packträger, der seit einiger Zeit nicht nur die Sonntage, sondern auch alle seine Abende auf dem Lande zubrachte, in seine Wohnung.

Millettes Geschrei hatte etwas so Trauriges, etwas so Zerreißendes, daß ihn ein Schauer überlief und seine Haare sich auf seinem Kopfe emporrichteten.

Er stieg rasch die fünfundzwanzig Stufen hinauf, die ihn von der Dachstube des Maurers trennten, und sprengte mit einem Fußstoße die Thüre.

Pierre Manas hatte eben seine Frau an einen Nagel gebunden; das arme Geschöpf wehrte sich noch bei den ersten Convulsionen des Todeskampfes.

Monsieur Coumbes, denn er war, wie wir übrigens schon gesagt haben, der redliche und arbeitsame Nachbar – stürzte herbei, um dem armen Opfer zu Hilfe zu kommen, und ehe der Trunkenbold sich von seinem Erstaunen erholte, welches ihm diese Erscheinung verursachte, schnitt er den Strick ab und Milette fiel auf das Bett nieder.

Wüthend, sich dessen beraubt zu sehen, was er für den interessantesten Theil der Unterhaltung hielt, die er sich versprochen. hatte, stürzte sich Pierre Manas auf Monsieur Coumbes, indem er schwur, er wolle die Beide hängen. Dieser war weder tapfer, noch stark; aber die Ausübung seiner Profession hatte ihm eine große Gewandtheit verschafft. Er stellte sich vor das Bett der armen jungen Frau und bot dem wilden Thiere bis zur Ankunft der Nachbarn Trotz.

Nach ihnen kam die Wache: Pierre Manas wurde ins Gefängniß geführt, und die arme junge Frau nahm die erste Fürsorge in Anspruch.

Es versteht sich von selber, daß es Monsieur Coumbes war, der ihr dieselbe leistete. Seit langer Zeit hatte die Milde und Resignation, womit Milette ihre entsetzliche Lage ertrug, sein Herz gerührt, welches übrigens zu persönlich war, um zärtlich zu sein. Es erfolgte daraus zwischen der Bewohnerin des Dachstübchens und ihrem Nachbar in der unteren Etage ein gewisses durchaus freundschaftliches Verhältniß, denn als Pierre Manas in die Besserungsanstalt gebracht wurde und ein verbindlicher Advocat Milette fragte, ob sie nicht auf Ehescheidung antragen wolle, kam es dem Packträger nicht in den Sinn, daß er in seinem Secretair die Summe habe, in Ermangelung deren das arme Geschöpf hienieden auf keine Ruhe rechnen konnte.

Pierre Manas war zu einer Gefangenschaft von einigen Monaten verurtheilt; aber Milette blieb sein Eigenthum, eine Sache, die er nach seinem Gefallen wieder nehmen und an ihr das unterbrochene Experiment fortsetzen konnte, wenn es ihm gut dünkte, worauf ihm ein etwas längerer Aufenthalt in den Gefängnissen von Aix bevorstand; und Alles, weil die Unglückliche nicht einige hundert Franken besaß.

Als Milette wieder zu sich kam und erfuhr, was vorgegangen, war ihre erste Bewegung zu klagen und aufstehen zu wollen, um für ihren Mann um Gnade zu bitten. Zum Glück für die öffentliche Rache war sie zu schwach, um ihre Absicht auszuführen.

Während der ersten Tage erschienen ihr die ungewohnte Ruhe, die um sie her eingetreten war, und die Aufmerksamkeiten, womit ihr Nachbar sie überhäufte, sehr, seltsam; das elende Leben,

welches sie geführt hatte, erschien ihr als das normale Leben; sie glaubte zu träumen; nach und nach gewöhnte sie sich daran, und die Vergangenheit erschien ihr dagegen als ein Traum.

Endlich dachte sie mit Zittern daran, daß dieser Traum wohl eine Wirklichkeit werden könne.

Um sie zu trösten, sagte sie sich, daß die rauhe Lection, die er erhalten, nicht habe verfehlen können, ihren Mann zu bessern. Er war so sehr gebessert, daß er, als eine Strafe zu Ende war und Milette ging, um ihn demüthig an der Thüre des Gefängnisses zu erwarten, sich nicht herabließ, einen Blick auf sie zu werfen, und entfloh, indem er einem Frauenzimmer von schlechtem Leben, mit welchem er nach der Gewohnheit der Diebe, die seine Kameraden geworden waren, eine galante Correspondenz unterhalten hatte, um sich die Langeweile der Gefangenschaft zu vertreiben, den Arm reichte.

Milette fühlte sich zu Boden geschmettert von diesem letzten Schlage. Nach Hause gekommen, dachte sie daran, zu ihrer Mutter zurückzukehren; ein schwarz gesiegelter Brief theilte ihr in diesem Augenblicke mit, daß ihre Mutter eben gestorben sei.

Die arme junge Frau war von jetzt an allein auf der Erde. Ihr Freund Monsieur Coumbes tröstete sie so gut er konnte. Aber so sehr er auch ihr Freund war, dachte er doch nicht daran, allen Schmerzen der jungen Frau zu begegnen, ihr das Geständniß desjenigen Schmerzes zu ersparen, der jeden Tag stechender wurde, nämlich der Armuth. Diese Armuth war groß; aber Milette war muthig; sie ertrug sie lange mit jener geduldigen Energie, die sie angewendet, um die Uebertriebenheiten ihres Mannes zu ertragen. Endlich, als es ihr gänzlich an Arbeit fehlte, gestand Milette ihrem guten Nachbar, daß sie sich genöthigt sehe, einen Dienst zu suchen.

Dieser dachte lange nach, sah mehrmals seinen Secretair von Nußholz an, in welchem er nie den Schlüssel stecken ließ, dann erklärte er Milette mit einer gewissen Verlegenheit, da er im Begriff sei, sich um eine Meisterschaft in einer Corporation zu bemühen, so bedürfe er aller seiner Hilfsmittel und könne ihr zu einem großen Bedauern nicht zu Hilfe kommen.

Milette zeigte sich trostlos, daß er sie so unrecht verstanden habe, und gab ihm mit Lebhaftigkeit die Versicherung, daß sie nie daran gedacht, das Wohlwollen auszubeuten, welches er ihr bezeugte.

Monsieur Coumbes machte ihr den Vorwurf, ihn unterbrochen zu haben, und setzte seine Rede fort, indem er sagte, es gebe vielleicht ein Mittel, Alles zu ordnen. In seiner neuen Lage würde er einer Dienerin bedürfen, und er gebe ihr den Vorzug.

Milette zeigte sich bezaubert, zuerst, daß die Prophezeiungen der Nachbarn sich bestätigten und daß der junge Packträger sein Glück machen werde; dann über den Vorschlag selber, den ihr Monsieur Coumbes eben gemacht. Sie war so unschuldig und naiv, daß es ihr ganz natürlich schien, die Dienerin dieses jungen Mannes zu werden, und in seiner Nähe, glaubte sie, würde ihr der Dienst weniger schmerzlich sein.

Monsieur Coumbes war nicht weniger zufriedengestellt. Nicht als ob die Augen der schönen Arlesierin einen Wunsch in seinem Herzen erweckt hätten, nicht als wenn er einen unredlichen Gedanken gegen die junge Frau gehegt hätte; sein der Liebe widerstrebendes Herz erglühete nicht so leicht; sondern weil ihr Unglück ihn gerührt hatte, so sehr er im Stande war von dem gerührt zu werden, was ihn nicht persönlich anging; weil es ihm angenehm war, diejenigen zu verpflichten, die er liebte, ohne daß es ihm. Etwas kostete, und endlich, muß ich es sagen? weil er in Marseille keine einzige Dienerin gefunden haben würde, die sich mit dem Lohn begnügt hätte, welchen er Miletten zu geben dachte.

Man mißtraue immerhin den negativen Eigenschaften.

---



## Drittes Kapitel.

*Worin man sehen wird, daß es zuweilen gefährlich ist, einen Raben und eine Turteltaube in denselben Käfig einzusperren.*

Das Gesicht des Monsieur Coumbes, noch fast bartlos, ungeachtet seiner siebenundzwanzig Jahre, deutete ein kaltes und melancholisches Temperament an. Alle Welt wünschte ihm Glück zu der Schönheit seiner Dienerin und dies war es, um was er sich am wenigsten kümmerte. Als er sich in Gesellschaft mit Milettens nach Montredon begab, bemerkte er nicht, daß die Augen aller Vorübergehenden neugierig das liebliche Gesicht der jungen Frau ansahen; aber er lächelte freudig, als er ihre kleinen Füße, ungeachtet der Last, womit er ihre Schulter beladen, rasch durch den Staub dahinlaufen sah. Er bemerkte nicht die Anzahl der Neider, die am Abend seine Wohnung umschwärmten; aber er hielt sich überzeugt, daß Milette eine solche Sorge für seine Interessen habe, daß er die strenge Wachsamkeit hinsichtlich der Einzelheiten seines Haushalts von jetzt an einstellen könne. Der Director der religiösen Gemeinschaft, zu welcher Monsieur Coumbes gleich allen anderen Packträgern gehörte, machte ihm Vorstellungen wegen des Scandals, den die Gegenwart dieser jungen Frau bei einem Manne seines Alters den Frommen verursache. Milettens Herr, der übrigens kein starker Geist war, entgegnete, das müsse der liebe Gott verantworten der sie geschaffen habe, und nicht er, von dem man nicht erwarten dürfe, daß er anders als redlich gegen dieses Meisterwerk der Vorsehung handeln werde.

Die Gleichgültigkeit des Monsieur Coumbes währte zwei ganze Jahre und brachte ihn bis zu einem gewissen Abend im zweiten Herbst.

An diesem Abend sang Milette: die bösen Tage waren schon so fern! Ihre Stimme war frisch und rein, wenn gleich nicht von großem Umfange; aber es war eine liebliche und besonders sympathische Stimme. Sie hatte Monsieur Coumbes in dem Augenblick überrascht, wo er über eine Verbesserung der marseiller Suppe nachdachte, und unterbrach seine tiefe Betrachtungen über diesen Gegenstand. Seine erste Bewegung war gewesen, ihr Schweigen zu gebieten, aber der Zauber wirkte schon, sein Gedanke gehorchte nicht mehr einem Willen, und um bildlich zu reden, schlüpfte er ihm durch die Finger, wie der Fisch, den der Fischer in seiner Höhle erhaschen will. Er empfand gleich Anfangs ein gewisses Erbeben, welches er nie zuvor gekannt; er empfand das Verlangen, seine Stimme mit den Silbertönen zu mischen, die er hörte. Seine Trunkenheit war glücklicherweise nicht so stark, daß er vergaß, daß alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht besonders unglücklich gewesen. Er lehnte sich in seinen Binsenstuhl zurück und wiegte sich darin, indem er seine Augen schloß. Woran dachte er? An Nichts oder an Alles, Das Ideal öffnete für ihn die Thüre seiner Welt, die mit lebenswürdigen Phantomen bevölkert war; über den schwarzen Sammet seiner Augenbrauen zogen Tausende von goldenen und flammenden Sternen hin und her; sie veränderten die Form, nahmen zuweilen die Milettens an, erloschen dann, nachdem sie einige Augenblicke gefunktelt. Seine Gedanken gingen mit schwindelnder Schnelligkeit von den Blumen zu den Engeln, von den Engeln zu den Gestirnen des Himmels über, dann kehrten sie zu phantastischen Gottheiten seines Gehirns zurück, welches bis dahin nicht weiter gegangen, als bis zu den baukünstlerischen Umwandlungen der Cabane, die es aber mit einer Leichtigkeit erschuf, die an das Wunderbare grenzte.

Monsieur Coumbes glaubte, er würde wahnsinnig, aber seine Thorheit erschien ihm so bezaubernd, daß er nicht dagegen protestierte.

Als das Lied zu Ende war, schwieg Milette und Monsieur Coumbes öffnete seine Augen und entschloß sich, die ätherische Region zu verlassen um wieder auf die Erde herunterzusteigen. Ohne sich, Rechenschaft abzulegen, warum, richtete sich sein erster Blick auf die junge Frau.

Milette hing am Ufer des Meeres Wäsche auf Leinen, bei welcher sehr prosaischen Beschäftigung Monsieur Coumbes sie so schön fand, wie die schönste der Feen, deren bezauberte Reiche er eben durchwandert. Sie trug das vollständige Kostüm einer Wäscherin, welches nur in einem Hemd und einem Unterrock bestand. Ihr Haar hing halb aufgelöst über ihren Rücken und der Seewind, der mit demselben spielte, machte einen Nimbus daraus. Ihre weißen und vollen Schultern traten aus der groben Leinwand hervor, wie ein Stück von den Fluthen polierten Marmors aus dem Felsen hervortritt; nicht weniger weiß war ihre Brust, die enthüllt wurde, wenn sie die Arme erhob, während sie, wenn sie sich auf ihre Füße stellte, die schöne Schweifung ihrer Taille und die herrliche Entwicklung ihrer Hüften hervortreten ließ.

Als er sie so sah, vergoldet von dem rothen Widerschein der untergehenden Sonne gegen das dunkle Azurblau des Meeres abstechend, welches den Grund des Gemäldes bildete, glaubte Monsieur Coumbes einen jener feurigen Engel wiederzufinden, die ihm eben noch so schön erschienen waren. Er wollte Milette rufen, aber seine Stimme erlosch in seiner ausgetrockneten Kehle, und dann bemerkte er, daß seine Stirn in Schweißgebadet war, daß er schwer athmete, und daß sein Herz schlug, als wollte es eine Brust sprengen. In diesem Augenblick näherte sich Milette und rief, indem sie Monsieur Coumbes ansah:

»Ei, mein Gott, Herr, wie roth Sie sind.«

Monsieur Coumbes antwortete nicht; aber sei es, daß sein Blick, der gewöhnlich grau und matt war, an diesem Abend etwas Flammendes hatte, sei es, daß die magnetischen Ausströmungen, die von einer Person ausgingen, Milette in der Ferne erreicht hatten, diese erröthete ebenfalls und schlug die Augen nieder; ihre nervös zusammengezogenen Finger spielten mit dem Bande ihres Rockes; bald verließ sie ihren Herrn und trat wieder in die Cabane.

Nach einigen Augenblicken des Zauderns folgte ihr Monsieur Coumbes dorthin.

Der Herbst ist der Frühling der Melancholischen.

---

## Viertes Kapitel.

### *Cabane und Sennhütte.*

Monsieur Coumbes besaß in ausgezeichnetem Grade das Gefühl einer socialen Stellung. Er war keiner von denjenigen Leuten, welche den Liebesgott mit einer Setzwage anstatt des Scepters darstellen und welche von der Hand ihrer Köchin geschmiedete Fesseln annehmen; ei! er würde es nicht gewollt haben, und wenn diese Hand die Hand der Grazien gewesen wäre. Er gehörte selbst nicht einmal zu denen, welche denken, wenn die Thüre geschlossen, wenn der Tisch gedeckt und der Wein aufgestellt ist, wer kümmert sich darum, wo Babette untergebracht ist?

Er hegte eine allgemeine Abneigung gegen das ganze weibliche Geschlecht. Milette hatte die einzige Ausnahme von dieser Ansicht gebildet. Er erstaunte zu sehr darüber, um nicht seine Kaltblütigkeit zu behaupten, um nicht bei gesunder und vollständiger Vernunft zu bleiben, selbst in den Augenblicken, wo der König der Götter die einige verlor. Wenn der Gesang dieser Frau jene Einwirkung auf ihn äußerte, den die Frühlingssonne auf die Natur äußert, so ging sie nicht so weit, um ihn das Decorum, die Feierlichkeit der Geberden und der Sprache vergessen zu lassen, welche einem Herrn seiner Dienerin gegenüber zukommen. Und oft gerade in dem Augenblick, wenn die Glut der Sinne ihn vergessen lassen wollte, daß je zwischen ihnen ein Abstand geherrscht, protestierte die Würde des Monsieur Coumbes durch einige ernste Worte, durch einige stark motivierte Anweisungen hinsichtlich der Sorgen des Haushalts, welche die junge Frau erinnern mußten, daß ihr Herr, wie es auch scheinen möchte, sich niemals entschließen würde, in ihr etwas Anderes, als eine Dienerin zu sehen.

Die Leidenschaft spielt nicht immer in der Annäherung der beiden Geschlechter eine so wesentliche Rolle, wie es scheinen mag. Tausend verschiedene Gefühle können zu einem Verhältniß führen. Milette hatte Monsieur Coumbes nachgegeben, weil sie eine übergroße Dankbarkeit für die Dienste hegte, die er ihr geleistet; weil der Packträgermeister, rechtschaffen, geordnet und glücklich, mit einer seltenen Festigkeit der Ideen zum Vermögen gelangte fand er eine überzeugte Bewunderin. Der gewöhnliche Kopf des Besitzers der Cabane von Montredon war für ihre Augen mit einer Glorie umgeben; sie betrachtete ihn wie einen Halbgott, hörte ihn respektvoll an, theilte seine leidenschaftliche Vorliebe und war in seinem Gefolge dahin gekommen, eine armselige Hütte in wahrhaft olympischen Proportionen zu finden. Was Monsieur Coumbes auch von der Dienstfertigkeit der armen Frau verlangte, so hatte dieselbe doch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich kund zu geben: die Ueberzeugung von ihrer Untergebenheit ließ sie jede Weigerung als unmöglich ansehen.

Da sie sich nie übertriebenen Hoffnungen hingegen hatte, so kannte sie auch die Täuschung nicht da sie keine Demüthigung fühlte; sie nahm ihre Stellung, wie ihr Herr sie ihr bereitete, mit einer zärtlichen und erkenntlichen Resignation an.

So vergingen die Jahre, indem sich in dem starken Koffer des Packträgermeisters Thaler auf Thaler häuften, indem er Butten Erde auf Butten Dung in dem Gärtchen zu Montredon schüttete. Aber ihre Bestimmung war verschieden; während der Nordwestwind Erde und Dung weggeschleuderte, blieben die Thaler zurück, rundeten sich ab und vermehrten sich.

Sie vermehrten sich so gut, daß Monsieur Coumbes nach fünfzehn Jahren am Montag jeder Woche eine Schwäche empfand, wenn er Montredon, einen Feigenbaum, sein Gemüse und eine Beete verlassen mußte, um ein schmales Zimmer in der Rue de la Darfe wieder zu erreichen, und daß diese wöchentlichen Krisen von Woche zu Woche heftiger wurden. Die Liebe zu der Cabane und die Liebe zum Reichthum kämpften eine Weile mit einander in seinem Herzen. Gott selbst verweigerte es nicht, in der streitigen Sache auf Monsieur Coumbes zu wirken. Im Jahre des Heils 1845 fesselte er den besonderen Feind dieses Mannes in den Schluchten des Berges Ventoux, und schickte uns einen milden und feuchten Sommer. Der Sand von Montredon that zum erstenmal Wunder, seitdem der Packträgermeister seine Villa besaß. Der Salat vertrocknete nicht im Keim, die Bohnen schossen schnell auf, die schwachen Stengel der Goldäpfel bogen sich unter ihren gerippten Aepfeln; und an einem Sonnabend, als Monsieur Coumbes in seinem Garten ankam, zählte er, indem eine Ueberraschung seinem Glück gleich kam, zweihundertsiebenundsiebzig Blüthen auf einem Erbsenbeete. Er erwartete so wenig diesen ungehofften Erfolg, daß er sie aus der Ferne für Schmetterlinge gehalten hatte. Dieses Ereigniß besiegte allen seinen Widerstand. Sobald sich eine Blume in dem Garten des Monsieur Coumbes öffnete, würde es nicht zu viel gesagt sein, daß er bei ihrem Erblühen zugegen war. Er verkaufte seine Stelle, zog seine Gelder ein und brachte sie unter, vermietete sein Zimmer anderweitig und ließ sich gänzlich in Montredon nieder.

Milette sah diese Veränderung der Wohnung nicht gern.

Während wir uns übermäßig über die Thaten und Handlungen des Besitzers der Cabane ausgelassen, haben wir eine Person ein wenig vernachlässigt, welche eine gewisse Rolle in dieser Erzählung spielen soll. Freilich hätte das Dasein dieser Person während der siebzehn Jahre, die wir eben überschritten haben, unseren Lesern nur ein mittelmäßiges Interesse eingeflößt. Wir wollen von dem Kinde Miletten's und Pierre Manas', reden.

Er hieß Marius, wie viele Marseiller. So pflanzt die Erkenntlichkeit der Bewohner des alten Marseille die Erinnerung des Helden fort, der ihr Land vor den Einfällen der Cimbern schützte; ein rührendes Beispiel, welches sie noch der Bewunderung derjenigen empfiehlt, welche die die Franzosen nennt. Er hieß also Marius.

Zu der Zeit, wohin wir gekommen sind, war er im vollen Sinne des Worts ein hübscher Knabe, einer von jenen jungen Leuten, welchen die Frauen nicht begegnen können, ohne den Kopf umzuwenden wie ein Pferd beim Blasen der Trompete.

Wir wollen es unseren Leserinnen überlassen, sich nach ihrem Gefallen das Bild unseres jungen Marius auszumalen, indem sie ihren besonderen Geschmack befolgen, wobei wir sie voraus um Verzeihung bitten, wenn in der Folge dieser Erzählung die Wahrheit uns nöthigt, der Vorliebe zu widersprechen, welcher wir in diesem Augenblick zu Gefallen zu reden suchen.

Die arme Milette liebte ihren Sohn zärtlich; sie hatte eine Menge Gründe dazu, wovon der beste war, daß sie, so natürlich dieses Gefühl sein mochte, sich Zwang anzuthun genöthigt war.

Ohne Abneigung gegen Marius zu empfinden, liebte ihn Monsieur Coumbes nicht. Er war völlig unfähig, die Mutterfreuden zu schätzen; aber er rechnete zu gut, um nicht die Kosten abzumessen.

Milette opferte für die Erziehung ihres Kindes den bescheidenen Lohn, den Monsieur Coumbes ihr so pünktlich zahlte, als wenn ihr Gesang ihn nicht zuweilen begeistert hätte, und Monsieur Coumbes beklagte die arme Frau und bedauerte die Opfer, die sie sich aufzuerlegen genöthigt war, um diesem kleinen Burschen das Abc lernen zu lassen, und erleichterte dieselben

gewöhnlich durch das sparsame Mitleid, welches er ihr bezeugte und welches er nicht nur durch Beileidsbezeugungen, sondern auch durch heftige Verweise, die er dem Knaben zu Theil werden ließ, kund gab.

Als dieser Letztere herangewachsen war, gestaltete sich die Sache anders! Monsieur Coumbes hatte zu einem persönlichen Trost einen Grundsatz erfunden, den wir allen denjenigen empfehlen, welchen die Aufrichtigkeit ihres Spiegels unangenehme Wahrheiten sagt: er behauptete, daß ein hübscher Bursche nothwendigerweise ein schlechtes Subject sei; und Marius wurde entschieden ein hübscher Bursche. Die Stirn des Monsieur Coumbes wurde finsterer, wenn er ihn ansah. Er schalt Milette, daß sie eine thörichte Zärtlichkeit für ihr Kind zeige, indem er behauptete, daß ihre Liebe zu ihm sie von ihren häuslichen Pflichten ablenke. Er beklagte sich wiederholt über die Nachlässigkeit, die sie, wie er sagte, bei der Zubereitung irgend eines Gerichts gezeigt, und schrieb dieselbe der Zerstreuung zu, die dieser herbeiführe, den er zum voraus den Taugenichts nannte, und zu gleicher Zeit übte er vermöge seiner Folgerichtigkeit eine beständige Wachsamkeit über eine Börse aus; denn er hielt es bei den Augen, die der junge Mann besaß, für unmöglich, daß er sie ihm nicht einst rauben sollte.

Die Folge dieser Stimmung des Monsieur Coumbes war, daß Milette sich genöthigt sah, sich zu verbergen, um ihr Kind zu umarmen. Dieser schien es nicht zu bemerken. Er besaß einen angeborenen Adel der Seele, die erhabenen Gesinnungen, die seine Mutter auszeichneten.

Milette hatte ihn mit der Vergangenheit unbekannt gelassen; sie hatte ihm Nichts von ihrer traurigen Geschichte erzählt, aber sie wiederholte ihm ohne Aufhören, daß er denjenigen lieben und verehren müsse, welchen sie niemals anders als seinen Wohlthäter nannte; und das Kind hatte sich gezwungen, die Erkenntlichkeit kund zu geben, wovon ein Herz überströmte, und die er empfunden haben würde, selbst wenn Monsieur Coumbes keinen weiteren Anspruch gehabt hätte, als die Zuneigung, die er einer Mutter einzuflößen gewußt hatte, welche Marius so zärtlich liebte.

Wenn Marius, als er größer wurde, fortfuhr, Monsieur Coumbes viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu erweisen, so fügte er noch eine Geduld ohne Grenzen und voll Respekt hinzu. Es war einleuchtend, daß der junge Mann bei einem Scharfblick errathen zu haben glaubte, daß festere Bande, als die der Wohlthat zwischen dem Packträgermeister und ihm herrschten.

Was ihn in diesem Glauben bestärken konnte, war, daß Monsieur Coumbes, als er sich nach und nach gewöhnt hatte, ihn Vater zu nennen, Nichts dagegen hatte. Als Monsieur Coumbes Marseille verließ, um nach Montredon zu ziehen, war Miletten's Sohn seit einem Jahre als subalterner Commis in ein Handlungshaus eingetreten, und jeden Abend machte er sich aus dem Staube, um seine Mutter zu umarmen. Es war dieser Abendkuß, den sie verlieren sollte, welcher Milette das Bedauern einflößte, welches ihr die Stadt zu verursachen schien. Sie wurde so traurig, daß Monsieur Coumbes es bemerkte. Er war so freudig über die ganze Linie zu siegen, alle Spötter zum Schweigen gebracht zu haben, welche behauptet hatten, um Bäume in einem Garten zu haben, würde er genöthigt sein, sich die Decorationen von dem großen Theater zu borgen, so daß er sein Glück nicht durch Miletten's Gesicht wollte stören lassen.

Er erlaubte ihr folglich, ihren Sohn jeden Sonntag kommen zu lassen.

---

## Fünftes Kapitel.

*Worin man sieht, daß es zuweilen unangenehm ist, schöne Erbsen in seinem Garten zu haben.*

Um die Mitte des Sommers des Jahres 1845 geschah ein Ereigniß, welches auf seltsame Weise auf das Leben des Monsieur Coumbes einwirkte. Eines Abends, als er sich des Schattens seines Feigenbaums, vereint mit dem seines Hauses erfreute und halb zurückgelehnt auf seinem Stuhle saß, den Kopf auf die letzte Querstange gelehnt, folgte er mit dem Auge nicht den vergoldeten Wolken, die nach Westen hinzogen, sondern dem Fortschritte der Feigen, die sich abkündeten, am Stiel jedes der Blätter eines Baumes, und die er bereits zum voraus kostete, als er das Geräusch der Stimmen von zwei Personen vernahm, die an dem Gitterzaun von Rohr, welcher seinen Garten nach der Straße hin einschloß, vorübergingen. Die eine Stimme sagte zu der anderen:

»Wahrhaftig, Sie sollen sogleich über die Beschaffenheit des Sandes urtheilen; weder in Bonneveine, noch in Aygalades, noch in Blancarde, weder für Gold noch für Silber könnten. Sie finden, was Sie hier sehen werden. Der König von Frankreich, mein Herr, der König von Frankreich hat nichts Aehnliches in seinem Garten!«

In demselben Augenblick, und während Monsieur Coumbes mit klopfendem Herzen darüber nachdachte, an wen diese Lobeserhebungen möchten gerichtet sein, blieben die Personen vor dem kleinen hölzernen Gitterthore stehen, welches seine Wohnung einschloß. Der Eine von ihnen war ein Grundbesitzer aus der Nachbarschaft, der Andere ein junger Mann, den Monsieur Coumbes zum ersten Mal in Montredon sah.

Der Erstere blieb stehen, deutete auf den Garten, der in seiner ganzen Fülle von Grün prangte, und vorzüglich auf das Erbsenbeet, welches sich bei dem Hauche des Seewindes wellenförmig bewegte, und rief mit einer Geberde, die seinem Ausdruck. Feierlichkeit verlieh:

»Sehen Sie!«

Monsieur Coumbes wurde roth wie ein junges Mädchen, dem man zum ersten Mal ein Compliment wegen ihrer Schönheit macht, und er war fast im Begriff, die Augen niederzuschlagen.

Der junge Mann betrachtete den Garten mit geringerer Begeisterung, als der Andere, aber dennoch mit anhaltender Aufmerksamkeit; dann entfernten sich beide, und Monsieur Coumbes konnte nicht schlafen. – Die ganze Nacht träumte er von den Complimenten, die er an die höfliche Person richten wollte, sobald er ihr begegnen würde.

Am folgenden Tage begoß er seine Lieblingspflanzen und Milette war ihm dabei behilflich, als er wieder ein Geräusch hörte, welches diesmal nicht von der Straße herkam, sondern von der Seite, wo ein langer Raum von Dünen seine Wohnung von einem halben Dutzend Häusern trennte, die man das Dorf Madrague nannte, welcher Raum bis dahin wüst gelegen und nur Schilfgras, Imortellen und wilde Nelken getragen, die sie je nach der Jahreszeit mit ihren weißen, gelben oder rosenfarbigen Blumen tapezierten.

»Wer zum Henker kommt da?« sagte Monsieur Coumbes, von dem Honig angelockt, den er am Abend gekostet hatte. Dann, ohne Milette Zeit zu lassen, ihm zu antworten, trug er einen

Stuhl an einer Einfassung von Rohr dahin, und es leise aus einander schiebend begann er, sich in den Stand zu setzen, eine Neugierde zu befriedigen.

Diese Stimmen waren nichts mehr oder weniger, als die von drei oder vier Arbeitern; aber diese Arbeiter trugen Taue, Pfähle und Meßstangen; sie zogen Winkel auf dem wüsten Terrain, welches die Cabane des Monsieur Coumbes begrenzte, und dieser war kein Mann, der nicht gefragt hätte, was dies bedeuten sollte?

Man sagte ihm, daß ein Bewohner von Marseille, angelockt vielleicht von der glänzenden Aussicht, welche die Wohnung des Monsieur Coumbes den Vorübergehenden darbot, diese Strecke Land gekauft habe und dort eine Villa nach dem Muster der einigen erbauen lassen wolle.

Monsieur Coumbes war ziemlich gleichgültig bei dieser Nachricht. Er war nicht Menschenhafter aus Grundsatz. – Er hatte die Einsamkeit mehr angenommen, als sie aufgesucht; die Gesellschaft seiner Mitmenschen hatte. Nichts, was ihn anzog, obgleich er nicht dahin gekommen war, sie zu fliehen.

Dennoch empfand er bald die Unbequemlichkeiten davon. Am folgenden Tage gruben die Maurer einen Graben längs dem leichten Zaun, der die beiden Wohnungen trennte. Monsieur Coumbes erneuerte seine Fragen und es wurde ihm geantwortet, daß sein künftiger Nachbar das Rohr nicht für eine genügende Einfassung halte und beabsichtige, so weit es ihn selber angehe, es durch ein mächtiges Viereck von Steinen zu ersetzen.

Die Gleichgültigkeit des Monsieur Coumbes ging bei diesen Worten in das Gegentheil über. Er bedachte, daß diese unnützen Befestigungen machen würden, daß er die Aussicht auf das Meer und das Cap Croisette verlieren würde, und in demselben Augenblick begeisterte er sich wie wahnsinnig für ihre Schönheiten. Dann demüthigte dieser Bau den einigen. Dieses Rohr mußte eine sehr klägliche Figur gegen die schöne Mauer seines Nachbarn spielen. Im Vergleich mit einer Villa würde seine Cabane beträchtlich in der öffentlichen Meinung sinken. Diese letzte Rücksicht war so stark, daß er sogleich einen Maurer aus der Nachbarschaft kommen ließ und ihn anwies, es seinem Nachbar gleich zu thun.

Diese Ausgabe war dem Geiste der Ordnung und Sparsamkeit, der in allen Handlungen des Monsieur Coumbes herrschte, sehr zuwider; aber seine Eigenliebe als Besitzer wußte alle diese Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. Er sagte sich, daß eine Mauer seinen Garten viel besser schützen werde, als das Rohr es bisher gethan; daß sie überdies noch den Vorzug habe, das Obst und das Gemüse, welches ihm jetzt nicht fehlen könne, vor den Dieben zu schützen. Und als die vierfache Mauer vollendet war, hatte sie ein so gutes Aussehen, sie war so weiß, so zierlich verstrichen; die Flaschenstücke, womit man den oberen Rand verziert hatte, schimmerten so hübsch in der Sonne, daß Monsieur Coumbes eine lebhaftere Erkenntlichkeit gegen den empfand, der mit diesem Bau den Anfang gemacht und ihn zu dieser Ausgabe bestimmt hatte.

Monsieur Coumbes fuhr also fort zu fischen, zu graben und so gut er konnte glücklich zu sein, und er kümmerte sich nicht weiter um seinen Nachbar, als daß er an die hübschen Partien dachte, die sie in Gesellschaft machen könnten, wenn er vielleicht das Fischen lieben sollte.

Indessen, als er einige Zeit später einen Blick auf die Arbeiten warf, die einen raschen Fortschritt nahmen, bemerkte er, daß sie von einer Wichtigkeit waren, die er bis dahin nicht hatte vermuthen können, und zum ersten Mal fühlte er einen neidischen Gedanken im Herzen. Aber er beeilte sich, ihn zurückzudrängen. Wenn die Cabane des Nachbarn die grandioseste wurde, so blieb die seinige doch die hübscheste in Montredon. Hatte er je die schöne Fregatte des Königs,

welche er mit dem Schatten ihrer Segel das Meer bedecken sah, beneidet, wenn er mit seiner hübschen Jolle manöverirte?

Er machte sein Herz nicht so leicht von diesen bösen Ideen frei, daß er doch nicht ein geheimes Gefühl der Freude empfinden sollte, als er bemerkte, daß das Gebälk des Hauses eines Nachbarn schwer und massiv sei; daß es mehrere Fuß über das Mauerwerk hinausragte und endlich, daß es durch einen Mangel an richtigem Verhältniß das Gebäude entstellte, welches es bedecken sollte. Aber die Dachdecker, die Tischler und die Maler kamen – diese brachten Dachziegel von neuer Form, jene fügten an alle Etagen Balkons, so zierlich gearbeitet, daß sie Spitzen glichen, die letzteren bemalten die Wände, so daß sie wie reich geäderte tannene Planken aussahen und sie machten ihre Sache so gut, daß nach und nach Harmonie in das Gebäude kam, und daß es ein ländliches aber sehr elegantes Aussehen erhielt.

Es war eine Sennhütte, und die Sennhütten, die damals noch nicht so gewöhnlich waren, wurden sehr bewundert. Wir wollen indessen nicht behaupten, daß Bewunderung das Gefühl war, welches diese bei Monsieur Coumbes erregte. Er betrachtete sie mit einer Miene der üblen Laune, eine starken Augenbrauen zusammengezogen und seine Lippen zusammengekniffen; und noch einmal hatten seine Vernunft und sein gesunder Sinn einen Kampf gegen die leidenschaftlichen Eingebungen seines Stolzes zu bestehen. Er siegte noch diesmal darüber, aber immer nur beinahe; denn obgleich eine Neugierde lebhaft erregt war, so daß er eifrig wünschte, den Namen des glücklichen Eigenthümers dieser neuen Besetzung zu wissen, konnte er sich nicht entschließen zu gehen und die Arbeiter zu fragen. Es schien ihm, als ob eine Röthe die Furcht hätte verrathen müssen, welche ihm diese künftige Rivalität verursachte. Er war verlegen, unruhig, und sah nur verstohlen die röthlichen Mauern der Cabane an, die ihn nichtsdestoweniger so stolz und glücklich machten.

Dieser Name beschäftigte ihn ohne Aufhören, ungeachtet der Sorge, die er anwendete, jeden Gedanken zu entfernen, der ihn an die neue Sennhütte erinnerte. Der Zufall übernahm es, ihn davon in Kenntniß zu setzen.

Das benachbarte Bauwerk war so rasch vorgeschritten, daß noch einige Gemüse den Glanz beurkundeten, der den Garten des Monsieur Coumbes charakterisierte. Der Staub von dem Mörtel und Kalk, den die Maurer durch die Atmosphäre verbreiteten, hatte diese Gemüse auf ärgerliche Weise überzogen, und der Packträger, eine Bürste in der Hand und einen Wassereimer zu seinen Füßen, war beschäftigt, die davon zu befreien.

Er hörte einen Wagen rollen und diesen Wagen vor den Gitterthor anhalten, welches den Garten des Nachbars schloß.

Am Morgen hatte er einige Zurüstungen bemerkt, welche andeuteten daß die Arbeiter den neuen Besitzer erwarteten, und da Monsieur Coumbes nicht zweifelte, daß er es sei, so kletterte er auf seinen Stuhl und erhob leise den Kopf über die Mauer, welche die beiden Gebiete trennte. Er sah die Arbeiter im Hofe gruppiert; Einer derselben hatte einen ungeheuren Blumenstrauß in der Hand. Er sah ihn dem Wagen sich nähern und ihn Einem von Denen überreichen, welche ausstiegen.

Derjenige, welchem man den Blumenstrauß überreichte, war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, sein gekleidet und mit einer offenen und entschiedenen Gesichtsbildung. Drei Freunde begleiteten ihn. Er nahm den Blumenstrauß und legte dagegen ein Trinkgeld in die Hand des Arbeiters. Dieses Trinkgeld mußte befriedigend sein, denn das Gesicht des Mannes ging von der Unbeweglichkeit zur Begeisterung über. Er rief mit entsetzlichem Geschrei: »Es lebe Monsieur



Riouffe!« Und seine Kameraden, welche gewiß waren, daß sie es nicht umsonst thun würden, mischten mit wahnsinniger Freude ihren Hurrahruf mit dem seinigen.

Dieser Name Riouffe war Monsieur Coumbes völlig unbekannt.

Während die jungen Leute das Haus im Innern in Augenschein nahmen, hatten sich die Arbeiter dem Observationsposten des Monsieur Coumbes gegenüber versammelt, und er sah, wie sie ihr Geld zählten und theilten. Das Trinkgeld betrug fünf Louisdor.

»Pest!« sagte Monsieur Coumbes, »hundert Franken! Er muß sehr reich sein, dieser Herr, und es wundert mich nicht mehr, daß er so viel für sein Haus ausgegeben hat. Als das meinige fertig war, gab ich, glaube ich, den Arbeitern zehn Franken, und es giebt Viele, die sich rühmen und die nicht so viel geben. Hundert Franken! er besitzt wohl alle Schiffe im Hafen von Marseille, dieser Mann !

Um so besser, das wird einige Abwechslung in die Nachbarschaft bringen. Und dann ein so reicher Mann, wie dieser, muß seinen Fisch kaufen; und ich bin gewiß, daß dieser nicht kommen wird, um in meinem Wasser zu fischen und die Küste zu verwüsten. Er hat das Ansehen eines wackeren Burschen, heiter, frei und ohne Umstände; er wird Mittagsgesellschaften geben und mich vielleicht einladen. Zum Henker! er muß mich einladen, bin ich nicht sein Nachbar? Ei! ich bin bezaubert, daß es ihm eingefallen ist, sich in Montredon niederzulassen!«

---

## Sechstes Kapitel.

### *Sennhütte und Cabane.*

Monsieur Coumbes, der sich gänzlich der Aussicht hingab, die seine Einbildungskraft ihm über die Zukunft eröffnete, rieb sich heiter die Hände, als er ein Fenster in dem neuen Hause sich öffnen hörte. Er ließ schnell den Kopf sinken, um bei einem Spionieren nicht ertappt zu werden, und die jungen Leute erschienen auf dem Balkon der Sennhütte. Sie sprachen alle zugleich und mit großem Geräusch.

»Welche Aussicht!« sagte der Eine; »die schönste Aussicht im ganzen Lande!«

»Es kann kein Schiff in den Hafen von Marseille fahren, ohne das Feuer unserer Ferngläser zu passiren,« sagte ein Anderer.

»Ohne die Fische zu rechnen; man darf nur die Hand ausstrecken, um sie zu fangen,« bemerkte ein Dritter.

»Aber die Plattform, die Plattform, ich sehe die Plattform nicht,« begann der Erste wieder.

»Habe nur ein wenig Geduld,« sagte der Herr des Hauses; »wenn Ihr eine Plattform haben wollt, so sollt Ihr eine Plattform haben, Ihr sollt eine Molkenanstalt haben, Ihr sollt Alles haben, was Ihr wollt. Habe ich nicht noch mehr für Euch, als für mich selber dieses Häuschen erbauen lassen?«

»Nur Eins, mein Guter, wirst Du Dir nicht verschaffen können; das sind Bäume.«

»Bah! Bäume! wozu Bäume?« sagte der, welcher zuerst gesprochen hatte. »Findet man nicht Obst genug in Marseille, und kann man es nicht hierher bringen?«

»Und wirst Du Dir auch Schatten bringen lassen?«

»Seid ruhig,« sagte der Besitzer wieder, »Ihr sollt Bäume haben; wir sind nur von der einen Seite abgesondert, und von dieser,« fügte er hinzu, indem er auf das Haus des Monsieur Coumbes deutete, »müssen wir uns vor der Beobachtung zu schützen suchen.«

»Ja, denn es würde unangenehm sein, noch einmal von der Polizei beunruhigt zu werden.«

»Ei! zum Henker! das ist wahr; Du hast einen Nachbar auf dieser Seite; ich hatte dieses Häuschen nicht gesehen!«

»Welche armselige Hütte, mein Himmel!«

»Es ist ein Hühnerkäfig.«

»Ei, nein – Ihr seht wohl, sie ist roth bemalt; es ist ein holländischer Käse.«

»Und wer wohnt dort? Weißt Du es?«

»Ein alter Kerl, der zu sehr beschäftigt ist, um zu sehen, ob sein Kohl nicht wächst, um einen zudringlichen Blick auf die Thaten und Handlungen der Mitglieder der Gesellschaft der Vampyre zu werfen. Seid ruhig, ich habe schon meine Erkundigungen eingezogen. Uebrigens, wenn er lästig werden sollte, würde es immer ein Mittel geben, sich von ihm frei zu machen.«

Monfieur Coumbes verlor kein Wort von dieser Unterhaltung. Als er sein Eigenthum beleidigen hörte, hatte er auf einen Augenblick den Einfall zu erscheinen und auf die Beleidigung durch eine verständige Kritik der benachbarten Wohnung, deren Fehler ihm in

diesem Augenblicke besonders einleuchtend waren, zu antworten; aber als der junge Besitzer von Vampyren sprach, als er mit vollkommener Unbefangenheit und Dreistigkeit eine Absicht erklärte, sich von einem unbequemen Nachbar zu befreien, dachte Monsieur Coumbes, er habe es mit einer furchtbaren Verbindung von Verbrechen zu thun. All' sein Blut floß durch seine Adern zurück; er beugte sich mehr und mehr nieder, um den Blicken dieser Blutsauger auszuweichen, bis er sich ganz auf seinen Stuhl niedergelegt hatte.

Als er indessen kein Geräusch mehr hörte, erlangte er nach und nach seinen Muth wieder und wollte einen Blick auf das Lager derjenigen werfen, die er von diesem Augenblicke an als eine Feinde betrachtete. Er erhob zuerst leise seinen Oberkörper und seinen Kopf, und stellte sich auf seine Füße, so daß seine Stirn mit dem oberen Rande der Mauer gleich war. Aber in diesem Augenblicke hatte einer von den jungen Freunden des Monsieur Riouffe denselben Einfall wie Monsieur Coumbes gehabt und gerade dieselbe Stelle gewählt, wie er, um die Besetzung des Nachbars in Augenschein zu nehmen, so daß er, als dieser letztere die Augen erhob, einen Fuß vor sich ein Gesicht erblickte, dem der leichte schwarze Backenbart ein wahrhaft satanisches Ansehen gab.

Die Ueberraschung des Monsieur Coumbes war so heftig, die Bewegung des Schreckens, welche diese Empfindung seinem Körper verursachte, so plötzlich, daß der im Sande unsicher stehende Stuhl schwankte und er in den Staub rollte.

Auf den Ruf ihres Kameraden liefen die drei anderen jungen Leute herbei, und unter Zurufen und einem Hagel von schlechten Witzen und Stichelreden machte der unglückliche Monsieur Coumbes einen Rückzug bis zu seiner Cabane.

Der Krieg zwischen dem alten Besitzer und denjenigen, welche er sich mit dem Titel Mitglieder der Gesellschaft der Vampyre hatte bezeichnen hören, war erklärt. Obgleich Monsieur Coumbes mit der romantischen Bewegung der Epoche völlig unbekannt war und niemals gesucht hatte, die Physiologie der Ungeheuer der mittleren Welt zu ergründen, so erinnerte ihn doch das Wort Vampyr undeutlich an Erzählungen, die ihn in seiner Kindheit eingewiegt hatten, und die Erinnerung, so unentschieden sie war, verursachte ihm Schauer.

Monsieur Coumbes dachte, die Behörde zu benachrichtigen; aber er hatte nichts Bestimmtes zu erklären; dann erröthete er über seine Schwäche, so daß er beschloß, die gewaltthätigen Handlungen, die er voraussah, zu erwarten, ehe er zu dem Schutze des Gesetzes überging, entschlossen, bis dahin seine Nachbarn jeden Augenblick zu überwachen.

Unglücklicherweise schien es, daß der Besitzer der Sennhütte zum voraus Mißtrauen gegen Monsieur Coumbes hegte; denn zwei Tage später, wie er es versprochen, hatte er längs der gemeinschaftlichen Mauer eine Reihe schöner pyramidalischer Cypressen pflanzen lassen, welche dieselbe schon um zwei Fuß überragten.

Diese Vorsichtsmaßregeln verdoppelten nur die Befürchtungen des Monsieur Coumbes, und entschlossen, die Complotte derjenigen zu vereiteln, welche er zum voraus als Bösewichter bezeichnete, die Verbrechen an den Tag zu bringen, deren sie sich, wie er nicht zweifelte, schuldig machten, errichtete er mit geringem Geräusch und mit Hilfe einiger Bänke eine Art von Plattform auf seinem Dache, welches fast platt war, und von wo er die Besetzung beherrschte, welcher er schon so viele Unruhe verdankte.

Während einer Woche verfehlte er nicht, sich bei dem geringsten Geräusch auf seinen Posten zu begeben; aber er bemerkte weder Monsieur Riouffe, noch seine Begleiter. Man brachte Möbeln und Küchengeräthe, und deshalb war Monsieur Coumbes nicht neugierig.

Als er am Freitag eine umfangreiche Maschine, die mit grauer Leinwand bedeckt war, aus welcher zwei lange eiserne Arme hervorragten, die mit Hebeln endeten, von einem Karren abladen sah, glaubte er an den Vorsichtsmaßregeln, die man anwendete, um diesen Gegenstand in den Hof der Sennhütte zu bringen, die Lösung des Räthsels entdeckt zu haben.

Die Gesellschaft der Vampyre war eine Verbindung von Falschmünzern, und mit qualvollem Herzen und schwerem Athemzuge stieg er am Sonnabend Abend auf sein Observatorium.

Die Nacht war dunkel und ohne Sterne; die Sennhütte hatte ihre Fensterladen fest verschlossen, durch welche nur einige bleiche Strahlen von dem Lichte drangen, welches ein Zimmer des Erdgeschosses erleuchtete.

Plötzlich, und ohne daß Monsieur Coumbes auf dem Wege hatte gehen hören, öffnete sich das Gitterthor des Gartens seines Nachbarn, und er erblickte große schwarz gekleidete Phantome, die über den Sand der Alleen mehr dahinschwebten, als schritten.

Er hörte das Rascheln einer Art Leichentuch, welches ihre Formen seinem Blicke entzog.

Diese Phantome traten ohne Geräusch in die Sennhütte, welche schweigend und dunkel blieb. Das Herz des Monsieur Coumbes schlug, als wollte es ihm die Brust sprengen. Ein kalter Schweiß perlte auf einer Stirn. Er zweifelte nicht, daß er Zeuge von irgend einem seltsamen Schauspiel sein würde. In der That öffnete sich die Thüre der Sennhütte wieder, aber diesmal um diejenigen herauszulassen, welche sie enthielt. Die beiden Ersten, die sich darstellten, waren mit dem Gewande der grauen Büßenden bekleidet, deren vorzüglichstes Geschäft darin besteht, die Todten zu begraben.

Einer von ihnen hielt einen Strick in der Hand. Das andere Ende war um den Hals des jungen Mädchens befestigt, welches dicht hinter ihnen ging. Dann kamen andere Büßende, die mit grauer Leinwand, wie die Ersteren, bekleidet waren.

Das junge Mädchen war schrecklich blaß; ihr langes aufgelöstes Haar hing über ihre Schultern nieder und bedeckte ihre Brust, welche das Kleid von Leinwand, welches ihr als einzige Kleidung diente, frei ließ.

Als alle Büßenden im Garten versammelt waren, stimmten sie mit dumpfer und unterdrückter Stimme den Todtenpsalm an. Beim dritten Umgang hielten sie vor dem Brunnen an. Ueber diesem Brunnen befand sich eine eiserne Stange, die einen Galgen vorstellte.

Einer von den Büßenden erkletterte diese eiserne Stange und kauerte darauf wie eine ungeheure Spinne.

Ein Anderer befestigte den Strick an einen Ring.

Man ließ das junge Mädchen auf den Rand des Brunnens steigen, und es schien Monsieur Coumbes, als ob der Henker auf das Flehen, welches das Opfer an ihn richtete, nur damit antwortete, daß er seinem Kameraden zurief, sich bereit zu halten, der Unglücklichen auf die Schultern zu springen.

Die anderen Büßenden stimmten den Todtengesang an. Monsieur Coumbes zitterte wie Espenlaub; er hörte, wie seine eigenen Zähne klapperten; er athmete nicht mehr, sondern röchelte. Indessen konnte er diese Unglückliche nicht so sterben lassen. Er mußte daran denken, sie diesem entsetzlichen Tode zu entreißen, anstatt sich zu schonen, um ihren abgeschiedenen Geist zu rächen. Er sammelte daher alle seine Kräfte und stieß einen Schrei aus, den er schrecklich zu machen suchte, den aber der Schrecken, den er empfand, in einer Kehle erstickte.

n diesem Augenblick schien es ihm, als ob die Fenster des Himmels sich über seinem Kopfe öffneten; er fühlte sich überschwemmt, und die heftige Erschütterung einer mit Gewalt auf seine Brust geschleuderten Wassermasse warf ihn rücklings um. Man hatte den Strahl einer Feuerspritze, die von sechs kräftigen Armen in Bewegung gesetzt wurde, auf ihn gerichtet.

Sein Dach war glücklicherweise in geringer Entfernung vom Boden und der Sand, welcher diesen bildete, so weich, daß er sich kein Leid zufügte. Aber halb wahnsinnig und den Kopf verlierend, legte er sich keine Rechenschaft ab von dem, was eben geschehen war und lief zu dem Maire von Bonneveine.

Er fand die Magistratsperson in dem einzigen Kaffeehause des Ortes bei einer Partie Piquet, womit er sich die Zeit vertrieb, die seine Untergebenen ihm ließen.

Als Monsieur Coumbes mit seinen durchnäßten und mit einer dicken Lage Sand bedeckten Kleidern in den durchräucherten Saal trat und ein blaßes Gesicht und seine verstörten Augen zeigte, wurde er mit einem homerischen Lachen empfangen. Dieses Lachen verdoppelte sich, als er erzählte, was er gesehen und was ihm eben begegnet war.

Der Maire konnte dem ehemaligen Packträgermeister nur mit Mühe begreiflich machen, daß er das Opfer eines schlechten Späßes gewesen; daß diese jungen Leute seine Neugierde entdeckt und ihn dafür hätten bestrafen wollen, und daß er kein Recht habe, sich darüber zu beklagen. Er rieth ihm darüber zu lachen, doch er konnte sich durchaus nicht dazu entschließen.

Monsieur Coumbes verließ wüthend das Kaffeehaus. Nach Hause zurückgekehrt, ließen ihn der Aerger und Zorn keinen Augenblick Ruhe finden. Wäre er auch nicht von diesen Gefühlen gequält worden, hätte er doch nicht mehr geschlafen.

Monsieur Riouffe und seine Freunde hielten während dieser ganzen Nacht einen Hexensabbath. Er hörte ein beständiges Klirren mit Gläsern und Tellern, ein Krachen von zerbrochenen Flaschen und ein Lachen, welches nichts Menschliches hatte. Zwanzig Stimmen sangen zwanzig Lieder, die nur das unter sich gemein hatten, daß sie alle von dem entlehnt waren, was die Marine in dieser Art von Unanständigkeiten bietet, und daß sie alle von einem Geklimper mit Schaufeln, Kasserolen und Kesseln begleitet waren.

Es war Zeit, daß der Tag kam, sonst wäre die Wuth des Monsieur Coumbes in ein hitziges Fieber übergegangen. Aber der Tag verbesserte seine Lage nicht vollständig. Seine verwünschten Nachbarn schienen nicht entschlossen, Ruhe zu suchen, und wenn der Teufelslärm auch nachließ, so hörte er doch nicht ganz auf; wenn die Gesänge verstummten und das Geklimper schwächer wurde, so dauerte doch das Schreien und Lachen dennoch fort.

Als Monsieur Coumbes sein Gesicht der Fensterscheibe näherte, schien es ihm, als ob eine Schildwache auf dem Balkon den Augenblick ausspähe, wo er aus dem Hause gehen werde. Die Folge davon war, daß er, um sich nicht der Belästigung der Bande auszusetzen, ungeachtet er eine herrliche Fischerpartie in Carri vor hatte, den ganzen Tag in seiner Wohnung blieb, ohne zu wagen vor der Thüre Luft zu schöpfen oder das Fenster zu öffnen.

Am Abend begann das wilde Leben wieder, und es war wieder eine schlaflose Nacht für Monsieur Coumbes. Jetzt begriff er, was ihm der Maire von Bonneveine zu verstehen gegeben, nämlich, daß er mit einer Anzahl lustiger Burschen zu thun hatte, die sich über ihn lustig machen wollten.

Er begriff es um so besser, da er, hinter seinem Vorhange stehend, unter einem Trupp von hübschen Grisetten, welche die Cabane mit spöttischer Miene ansahen, die Unglückliche wieder

erkannte, deren Todesstrafe ihm am Abend vorher eine so tiefe Gemüthsbewegung verursacht hatte.

Aber wären diese Männer die Nachfolger Gaspards de Besse oder Mandrin's gewesen, so würde Monsieur Coumbes nicht den vierten Theil des Hasses empfunden haben, den er in diesem Augenblick hegte.

Wir haben gesagt, wie vollständig und unbegrenzt sein Glück war, und das überhebt uns der Mühe, eine Schilderung seiner Verzweiflung zu entwerfen, als er es von dieser Höhe herunterfallen sah. Man begreift es leicht. Die Promenaden, die er während dieses ganzen Tages in seiner Cabane auf und ab machte, verdoppelten seine Aufregung. Er brachte die ganze Nacht damit zu, über wilde Rachepläne nachzudenken und ging dem Besitzer der Sennhütte nach Marseille voraus, da derselbe nach der unabänderlichen Gewohnheit derjenigen Marseiller, welche sich nicht völlig auf dem Lande niedergelassen, am Montag in die Stadt zurückkehren mußte.

Er kam am Abend mit einer guten Doppelflinte, die er bei Zaoué gekauft hatte, in seine Wohnung zurück und am folgenden Tage erhielt Monsieur Riouffe von einem Gerichtsdienner die Weisung, die Cypressen, die nicht in der vorgeschriebenen Entfernung gestellt wären, von den Mauern seines Nachbarn zu entfernen.

Dies war der erste Act der Feindseligkeit, wozu der Zorn Monsieur Coumbes getrieben. Das Recht war für ihn; er gewann seinen Proceß. Aber der Sachwalt eines Gegners setzte ihn verbindlich in Kenntniß, daß sein Client appelliere und entschlossen sei, die Procedur so weit zu führen, daß, wenn Monsieur Coumbes endlich Recht bekommen sollte, die Cypressen so alt sein würden, daß das Comité zur Erhaltung der Monumente sie unfehlbar unter seinen Schutz nehmen würde.

Während die Sache verhandelt wurde, führten die Bewohner und die Gäste der Sennhütte einen kleinen Krieg gegen ihren Nachbar.

Keine Chikane, die in solchen Fällen gewöhnlich ist, wurde ihm erspart. Jeden Tag fügte Monsieur Riouffe durch irgend einen Schülerstreich eine Wunde zu denen hinzu, woran das Herz des Monsieur Coumbes bereits blutete, welcher seit der Zeit in beständiger Erbitterung lebte und ganz laut denen, die es hören wollten, ankündigte, daß er in diesem Kampfe nicht weichen und sich für die Vertheidigung seines Heerdes tödten lassen wolle. Um seine Absichten deutlich kund zu geben, gab er sich öffentlich der Uebung in den Feuerwaffen hin, und von seinem Zimmer aus, wie von einem Posten, erspähte er mit der Geduld eines Wilden die Vögel, die sich auf die Stangen niederließen, die er in der Mitte seines Gartens aufgestellt hatte.

Da aber nur selten Vögel kamen, so durchlöcherte er die Baumblätter mit seinem Blei. Seine Verfolger erschracken nicht über das Geräusch, wie Monsieur Coumbes es vermuthet hatte, und sehr oft, wenn ein kühner Sperling seinem Geschosse entging und mit aller Anstrengung einer Flügel davonflog, kam ein kräftiges Pfeifen aus dem benachbarten Hause und beleidigte den Jäger wegen seiner Ungeschicklichkeit.

Eines Morgens hätte Monsieur Coumbes beinahe einen glänzenden Sieg errungen. Bei Anbruch des Tages hatte er sein Bett verlassen und ohne sich Zeit zu nehmen, seine Kleider anzulegen, hatte er seine Stangen befragt.

Da erblickte er eine ungeheure Gestalt, die gegen den Himmel abstach, den die Morgenröthe nur matt färbte, und von Hoffnung erbebend, ergriff er seine Flinte.

Was war es für ein ungeheurer Vogel? Ein Sperber, eine Nachteule oder vielleicht ein Fasan? Aber was es auch war, Monsieur Coumbes kostete zum voraus seinen Triumph und die Bestürzung seiner Feinde.

Er öffnete leise das Fenster ein wenig, kniete nieder, legte seine Waffe auf den Fensterrand, zielte lange und drückte endlich ab.

Welches Glück! nach dem Knall hörte er das dumpfe und matte Geräusch eines schweren Körpers, der auf den Boden fiel. In seiner Aufregung, und ohne an sein ungenügendes Kostüm zu denken, stürzte er sich die Treppe hinunter und lief zu einem Baume. Eine herrliche Elster lag am Boden. Monsieur Coumbes stürzte sich darauf zu, ohne die Erstarrung des Thieres zu bemerken, welches er für die Steifheit des Todes hielt.

Sie war ausgestopft und trug an der Klaue den Namen des Ausstopfers. Das Datum ging zwei Jahre zurück und der Ausstopfer war Monsieur Riouffe. Uebrigens um besser zu beweisen, daß es eine Nachbarn waren, welche seiner Jagdliebhaberei diese seltsame Entwicklung gaben, erschienen sie an allen Thüren der Sennhütte und brachen in ein stürmisches Bravo aus.

Monsieur Coumbes gerieth in Versuchung, seinen letzten Schuß auf die Bande abzufeuern, aber seine gewöhnliche Klugheit siegte über die Heftigkeit eines Charakters, und er trat ganz bestürzt seinen Rückzug an.

Es war an einem Sonntag Morgen, als dies geschah, und um einen neuen Unglimpf zu vermeiden, schloß sich Monsieur Coumbes den ganzen Tag in seine Cabane ein.

Die Zeit war sehr fern, wo die Genugthuung des Stolzes, der seine Wünsche erfüllt sieht, sein Herz schwellte; ein auf ganz andere Weise schreckliches Ungewitter, als das, welches der Nordwestwind erhob, war über sein Leben dahingegangen; eine gewohnten Vergnügungen, eine so lieblichen Beschäftigungen hatten allen ihren Reiz verloren, zu gleicher Zeit, als das hohe Vertrauen, welches er ehemals zu sich selber empfunden hatte, verschwunden war; er hatte einen Thunfisch an seiner Angel zappeln gefühlt, und doch hatte sein Herz nicht so geschlagen; er sah sich so verkleinert in seinen eigenen Augen, daß er nicht den Muth gehabt hatte, sich eines Ruhmes wegen der wunderbaren Erfolge seiner Gartenkultur im vergangenen Jahre wieder zu erfreuen.

Niemand kann den Rauminhalt des menschlichen Herzens bestimmen; ein Hirsekorn reicht hin, es auszufüllen, und ein Berg befindet sich ungehindert darin; diese unbedeutenden Genüsse, diese unschuldigen Zerstreungen, diese mikroskopische Eitelkeit hatten bis dahin das Herz des Monsieur Coumbes genügend ausgefüllt; aber gegenwärtig war es leer, ein glühender Haß gegen die Anstifter dieser Revolution drang nach und nach in dasselbe ein.

Dieser Haß war um so heftiger, da er sich zur Ohnmacht geführt sah. Bis zu diesem Augenblick war er heftig geblieben. Wie eine gewisse kriegführende Macht wendete Monsieur Coumbes alle seine Sorge an, seine Unglücksfälle seinen Leuten zu verbergen: er hatte sich wohl gehütet, Milette in die Ursachen seiner üblen Laune einzuweihen; als aber sein Aerger den Charakter der Verzweiflung annahm, begann diese üble Laune überzuschäumen, ans Licht zu treten, kurz, sich durch wüthende Ausrufungen Luft zu machen.

Milette, welcher der Zustand ihres Herrn und Meisters eine unbestimmte Unruhe einflößte, vermuthete die Ursache davon nicht. Sie fürchtete, das Gehirn ihres Herrn möchte zerrüttet werden, sie bot ihm ihre Fürsorge an: Monsieur Coumbes wies sie zurück; sie flüchtete sich in ihre Küche.

Allein geblieben, gab sich Monsieur Coumbes allen schmerzlichen Genüssen der eingebildeten Rache hin. Er träumte, daß er König sei, daß er seine Nachbarn ohne Weiteres hängen, und die Pflugschaar über diese unmoralische Sennhütte dahingehen lasse; dann in eine andere Gedankenreihe eingehend, dachte er, er wäre Robinson geworden und befinde sich mit seinem Feigenbaume, seinem Garten, seiner Cabane und Milette, in den Wilden Freitag verwandelt, auf einer wüsten Insel. Endlich kam er dahin, den üppigen Blütenflor des Erbsenbeetes zu verwünschen, der ihm ohne allen Zweifel diese ärgerliche Nachbarschaft zugezogen hatte. Dies war das auffallendste Zeugniß von der Zerrüttung, welche so viele Ereignisse in seinen Ideen hervorgebracht.

Während dieser Zeit hörte er in der Küche flüstern. Er öffnete leise die Thüre, völlig entschlossen, Milette tüchtig zu schelten, wenn sie sich erlaubt haben sollte, Jemand ohne seine Einwilligung einzulassen. Er erblickte auf einem Stuhle neben dem kleinen Lehnssessel, auf welchem Milette saß, Marius, welcher seine beiden Hände in denen seiner Mutter, zärtlich mit dieser sprach.

Es war der Ausgangstag des Sohnes seiner Haushälterin. Monsieur Coumbes hatte selber diesen wöchentlichen Besuch des Marius herbeigeführt. Er hatte keine Veranlassung, ein wenig von der Galle, die ihn erfüllte, über sie auszuschütten.

Monsieur Coumbes begriff es, und zugleich hatte er einen glänzenden Gedanken.

Er streckte dem jungen Manne, der sich respektvoll näherte, die Arme entgegen, um ihn zu umarmen, und drückte ihn an sein Herz, indem ein Gesicht lächelnd wurde.

---



## Siebentes Kapitel.

*Worin wir zu unserem großen Mißbehagen genöthigt sind, den alten Corneille zu plündern.*

Das Lächeln zog nur augenblicklich über die Lippen des Monsieur Coumbes dahin. Nach diesem Blitz falteten sie sich so gut wie möglich zusammen; sein Gesicht wurde wieder ernst und sorgenvoll.

Milette war tief gerührt von der Bewegung der Zärtlichkeit, womit der Herr der Cabane Marius empfangen hatte. Dieser war nicht weniger gerührt, als seine Mutter.

»Was ist Ihnen denn?« fragte er.

Das Schweigen des Monsieur Coumbes war voll Beredtsamkeit; seine Augenlider blinzelten, zitterten mit einer doppelten, sowohl horizontalen als perpendiculären Bewegung, um zu versuchen, durch den Druck einen Augen eine Thäne auszupressen.

Wenn die Diplomatie eine Wissenschaft ist, so ist es die einzige, die man ohne voraufgehende Studien versteht. Der ehemalige Packträger hatte von selber begriffen, wenn er ein Opfer von seinen Untergebenen verlange, daß es sich vor allen Dingen darum handle, ihre Seelen lebhaft aufzuregen in der Hoffnung, einen Rächer zu finden; seine Eigenliebe beschloß sich zu demüthigen. Er ließ sich mit allen Zeichen einer wahrhaften Niedergeschlagenheit auf einen Stuhl sinken.

»Meine Kinder,« sagte er zu ihnen, »wozu sollte es nützen, Euch zu erzählen, was mir ist, da Ihr mir nicht würdet helfen können? Alles, was ich Euch sagen kann, ist, daß, wenn dies so fort dauert, Ihr bald die Büßenden in diesem Hause leben werdet!«

»Ah! mein Gott!« rief Milette, ihr Gesicht in Thränen gebadet, als hätte sie schon die Leiche des Monsieur Coumbes auf dem Schragen gesehen.

»O! es ist nicht möglich,« sagte Marius dagegen, zugleich von dem Schmerze seiner Mutter und von dieser schrecklichen Prophezeiung dessen, den er als seinen Vater ansah und liebte, ergriffen.

»Meine Kinder,« fuhr Monsieur Coumbes fort, »ich habe so viel Kummer, daß ich fühle, der Tag wird nicht mehr fern sein, wo ich meinen Lohn erhalten werde und wo ich mich bei dem großen Patron dort oben verdingen muß.«

»Diesen Kummer, wer verursacht ihn?« sagte Marius mit funkelnden Augen und bebenden Lippen.

»Nun,« fügte Monsieur Coumbes hinzu, indem er es vermied, auf diese Unterbrechung zu antworten, »ehe ich wie eine Seeigelschale hinausgeworfen werde, will ich Euch meine letzten Wünsche mittheilen.«

Milettens Schluchzen verdoppelte sich und machte die Worte des Besitzers der Cabane unhörbar. Die Stimme des jungen Marius übertäubte das Schluchzen und die ausgesprochenen Wünsche; er stürzte sich auf Monsieur Coumbes zu und sagte mit einem Eifer, der bei den Südländern immer etwas von Zorn an sich hat:

»Sie dürfen mir Ihre Wünsche nicht erst aussprechen, mein Vater; wenn es der Rath ist, rechtschaffen und arbeitsam zu sein, so hat Ihr Beispiel seit langer Zeit schon hingereicht, mir zu

zeigen, daß es die Pflicht eines ehrlichen Mannes ist. Wenn Sie mir sagen wollen, daß ich meine Mutter lieben soll, so könnte ich sie nicht mehr lieben. Wenn Sie mir anempfehlen wollen, Ihr Andenken zu bewahren, so rechnen Sie zu wenig auf meine Erkenntlichkeit. Wen sollte ich denn nach meiner Mutter lieben und verehren, als den, der für meine Kindheit gesorgt hat? Was Sie uns sagen müssen, das sind die Ursachen dieses Aergers, den wir nicht kennen, die Gründe dieser unheimlichen Ahnungen, die Nichts rechtfertigt. Warum rechnen Sie nicht mehr auf uns, Gevatter? Wenn Sie irgend ein Leiden betrübt, so sagen Sie es uns gefälligst! Müßte man auf den Knien nach Sainte-Beaume gehen, um Gott zu bitten, daß er Ihnen die Gesundheit wiedergebe, so sind meine Mutter und ich dazu bereit.«

Als Monsieur Coumbes Marius anhörte, fühlte er sich von einer Rührung ergriffen, die bei ihm selten war. Miletens Sohn begann über die Vorurtheile des guten Mannes hinsichtlich der plastischen Schönheit zu siegen.

Nicht als ob der Adel der Gesinnungen, die er aussprach, ihn tief rührte, Monsieur Coumbes glaubte nur zur Hälfte daran; aber die Energie der Ausdrucksweise des jungen Mannes und die Ueberzeugung von seinem Zorn machten, daß der ehemalige Packträger fühlte, daß er in ihm den Paladin finden werde, den er suchte, ohne je von ihm gehört zu haben. Eine Minute schämte er sich ein wenig, eine so begeisterte Aufopferung für einen so elenden Gegenstand in Anspruch zu nehmen; aber ein Widerwille und sein Haß gegen seinen Nachbar waren stärker, als diese unmerkliche Bewegung der Vernunft, und zum zweitenmal an dem Tage umfaßte er Marius und drückte ihn an seine Brust.

»Siehst Du, Sohn,« rief er, indem er Milette eine seiner Hände überließ, welche dieselbe mit ihren Küssen und Thränen bedeckte, »seit einiger Zeit ist diese Cabane eine Hölle für mich geworden; ich möchte sie verlassen, und ich fühle, daß ich sterben werde, wenn ich sie nicht wiedersehe.«

»Aber warum denn das?« fiel Milette ein; »haben Sie denn dieses Jahr nicht. Alles nach Wunsche gehabt? Hat nicht die Hand des guten Gottes. Alles gesegnet, was Sie der Erde anvertraut? Warum denn das, da es kaum acht Monate sind, als ich Sie so glücklich sah, nicht mehr genöthigt zu sein, Ihren Zufluchtsort zu verlassen und in die Stadt zurückzukehren.«

Mit einer schweigenden aber feierlichen Geberde deutete Monsieur Coumbes auf die benachbarte Sennhütte, deren rothe Dachziegel man bemerkte.

Milette seufzte; als sie sich der Umstände erinnerte, begriff und errieth sie die Ursachen der üblen Laune ihres Herrn, dessen Jagdliebhaberei ihn um so viele Zeit gebracht hatte. Marius, der nicht mit allen diesen Umständen bekannt war, sah Monsieur Coumbes mit einer fragenden Ueberraschung an.

»Ja,« versetzte Monsieur Coumbes, »das ist das Geheimniß meiner Traurigkeit; das ist die Ursache meines Lebensüberdrusses. Höre, Milette, ich habe Dir Nichts davon mitgetheilt, aber als ich zuerst die Arbeiter ihren Graben im Sande ziehen sah, schnürte mir ein geheimes Vorgefühl das Herz zusammen und sagte mir, daß es um mein Glück geschehen sei; und doch konnte ich damals nicht vorher sagen, daß die Wuth meiner Verfolger einst bis zur Beleidigung gehen werde.«

»Man hat Sie beleidigt!« rief Marius vor Zorn erglühend, »man hat den Respect vergessen, den man Ihrem Alter schuldig war!«

Der ehemalige Packträger war nicht geschickt genug, um die angenehme Empfindung zu verbergen, die ihm dieser Eifer des Sohnes Miletens, seine Vertheidigung zu übernehmen,

verursachte. Dieser bemerkte die Bewegung der Freude, die das Gesicht des Monsieur Coumbes erhellte; sie errieth sein Vorhaben und ihre mit Recht beunruhigte mütterliche Bekümmerniß bemühte sich, ihren aufgebrauchten Herrn zu beruhigen.

Sie schüttete nur Oel ins Feuer; um die Thatsachen auf ihre wahren Verhältnisse zurückzuführen, mußte man nothwendig dem Steckenpferde des Monsieur Coumbes Sattel und Zaum nehmen, die ihm gestatteten, es zu reiten, eine herrschsüchtigen Ideen zu mäßigen, durch den Zweifel an seiner Vernunft eine Empfindlichkeit als Besitzer zu verletzen. Miletten gelang es nur, die schmerzliche Stellung, welche dieser seit dem Anfang dieser Scene eingenommen hatte, in eine wirkliche Wuth zu verwandeln.

Wie es den Leuten von phlegmatischem Temperament begegnet, war Monsieur Coumbes, wenn er sich seinem Zorne hingab, nicht im Stande, ihn zu beherrschen. In seinem Zorne, einen Schein des Widerspruchs zu finden, wo er ihn so wenig erwartete, zeigte er sich hart und grausam gegen die arme Milette; er überhäufte sie mit Vorwürfen; er ging sogar so weit, von Undankbarkeit hinsichtlich der Wohlthaten zu reden, womit er sie überschüttet zu haben behauptete.

Marius hörte ihn mit gesenktem Kopfe an; es schmerzte ihn tief, diejenige so mißhandeln zu sehen, welche er mehr, als sein Leben liebte; sein Körper wurde von krampfhaftem Zittern erschüttert und große Thränen rollten an seinen braunen Wangen nieder; aber er hatte einen so tiefen Respekt vor Monsieur Coumbes, daß er den Mund nicht zu öffnen wagte, um sie zu vertheidigen und sich damit begnügte, seine Augen flehend zu diesem zu erheben.

Als Monsieur Coumbes die Küche verließ, wo Milette niedergebeugt und schluchzend zurückblieb, richtete Marius einige tröstende Worte an seine Mutter und folgte dann dem Herrn der Cabane, wo er sich im Schatten des Abends zu besänftigen begann, worauf dieser Letztere das Bedauern aussprach, welches ihm dieser Unfall verursacht habe.

»Vater,« sagte er zu ihm, »man muß meiner Mutter verzeihen; Sie ist eine Frau und hat Furcht; aber ich bin ein Mann, und hier bin ich.«

»Was sagst Du?« rief Monsieur Coumbes, der weit entfernt war, diesen Umschwung des Glücks zu erwarten.

»Sobald ich ihre Worte verstehen konnte, sagte meine Mutter zu mir, indem sie auf. Sie deutete: »Da ist der, dem ich das Leben verdanke, mein Kind, und ich werde alle Tage zu Gott beten, er wolle gestatten, daß Du für ihn thun mögest, was er für mich gethan. Nicht zufrieden, mich errettet zu haben, hat er mich in meiner Noth nicht verlassen. Der Himmel wird so gerecht sein, um zu gestatten, daß wir ihm eines Tages unsere Erkenntlichkeit beweisen können!« Ich war noch sehr klein, als sie so sprach, Vater, indessen sind diese Worte nie aus meinem Gedächtnisse entschwunden, und heute will ich Ihnen beweisen, daß ich bereit bin, das Versprechen zu halten, welches sie mir abgenommen.«

Die Stimme war fest, energisch und sicher; indessen glaubte Monsieur Coumbes, oder stellte sich, als ob er an eine jugendliche Prahlerei glaube.

»Nein,« sagte er mit einer neuen Bitterkeit, »Deine Mutter hatte eben ganz Recht, ich habe Unrecht, zu wollen, daß man mein Gut und meine Person respectire, Unrecht, der Chikane und Beleidigungen, womit man mich überhäuft, überdrüssig zu werden. Wozu nützt es, einen Respect zu fordern, welchen zu erzwingen man zu alt ist? Ist es nicht ganz einfach, ganz natürlich, daß die jungen Leute einen armen Greis zu ihrem Spielzeug machen, und ist es nicht widersinnig von diesem, seine Klagen laut werden zu lassen?«

Monsieur Coumbes hatte völlig vergessen, daß er die Ereignisse, die er erwähnte, selber herbeigeführt hatte.

»Sie haben meine Kindheit beschützt,« versetzte Marius mit zunehmender Energie, »es ist an mir, Ihr Alter zu beschützen. Wer Sie anrührt, rührt mich an; wer Sie beleidigt, beleidigt mich. Morgen werde ich Monsieur Riouffe aufsuchen.«

Jetzt war Monsieur Coumbes kein Zweifel mehr gestattet. Er hatte einen Paladin gefunden, und ungeachtet seiner Jugend konnte der Muth dieses Paladin ihm die Hoffnung einflößen, über eine Feinde zu siegen.

Zum dritten Male seit dem Anfang dieses Tages umarmte er Marius. Noch nie war er gegen Miletten's Sohn so verschwenderisch in seinen Zärtlichkeitsbezeugungen gewesen. Freilich war es das erste Mal, daß er seiner bedurfte.

»Nur müssen Sie mir zuschwören,« sagte der junge Mann, indem er sich aus einer Umarmung frei machte, »daß Sie nicht wieder so hart gegen meine Mutter sein wollen, wenn ich nicht da bin, um sie zu trösten.«

---

## Achtes Kapitel.

*Wie Monsieur Coumbes seine Rache durch die Vermittelung eines  
Zeugen, der das Herz des von ihm gewählten Paladins rührte,  
vereiteln sah.*

Die Wohnung und das Bureau des Nachbarn der Cabane des Monsieur Coumbes befand sich in der Rue de Paradis, das heißt in einer der großen marseiller Arterien, die auf die Cannediere auslaufen.

Marius hatte leicht die Adresse des Feindes seines Pathen, dessen Vergehungen er zu bestrafen hatte, gefunden. Er drang in einen dieser düsteren Gänge ein, die in dem neuen Marseille eben so gewöhnlich sind, wie in dem alten, er stieg eine schmale Treppe hinauf und machte im ersten Stock Halt, wo man ihm gesagt hatte, daß er die gesuchte Person finden würde. Auch fand er an der Thüre zur Linken zwei messingene Schilder in das Holz eingefügt; auf dem einen fanden die Worte eingravirt: »*Jean Riouffe und Schwester, Commissionaire und Rheder*«; auf dem andern: »*Bureau und Kaffee*.« Er drehte den Drücker um und trat ein.

Die Südländer begreifen schwer einen Streit ohne Lärm; sie müssen immer vor dem Kampfe etwas von einer Trompete hören. Marius war in Uebereinstimmung mit seinem Vaterlande, und so jung, er war, besaß er doch die Gewohnheiten desselben. Während der Nacht und während der Reise von Montredon nach Marseille hatte er darauf hingearbeitet, ein kleines Gehirn aufzuregen, und es war ihm so vollkommen gelungen, daß ein Bramarbas an einer Haltung und Physiognomie nichts auszusetzen gefunden haben würde. Sein Oberrock war bis ans Kinn zugeknöpft, sein Hut leicht auf das eine Ohr geneigt, seine Augenbrauen zusammengezogen, seine Nasenflügel erweitert und seine Lippen bebend, wie es einem Manne zukommt, der Genugthuung für ein Unrecht verlangen will.

»Monsieur Jean Riouffe !« rief er mit herausfordernder Stimme, indem er die Thürschwelle überschritt, ohne seinen Hut abzunehmen.

Einer von den Commis, die hinter Drahtkäfigen arbeiteten, erhob seine Nase über einen Haufen Seeverladungsscheine, die er auszufertigen im Begriff war. Die Miene, der Ton und die Stellung des Ankommenden hatten ihn überrascht; aber er bedachte ohne Zweifel, daß seine Zeit zu kostbar sei, um den geringsten Theil davon aufzuopfern, dem Eintretenden bemerklich zu machen, daß schon die einfachste Höflichkeit verlangte, daß er den Hut abnehme, denn er setzte sein Geschäft fort, nachdem er Marius mit der Spitze seiner Feder ein Zeichen gegeben, daß er sich beruhigen und warten müsse.

Dieser war so eifrig, den Streit des Monsieur Coumbes zu Ende zu führen, um nur eine Secunde zu warten. Er biß in seinen Zaum, so geneigt er auch ein mochte, über das Schweigen des Untergebenen seines künftigen Gegners aufgebracht zu werden, wobei er sich indessen bei der stürmischen Aufregung eines Blutes vornahm, sich mit diesem abzufinden.

Um seine Augenblicke auszufüllen, sah er um sich. Das Zimmer, in welchem er sich befand, bildete einen seltsamen Gegensatz zu der Scene, welche Marius zum Schauplatze machen wollte. – Seit den achtzehn Monaten, daß er im Geschäft war, hatte er viele Bureau's gesehen, aber nie

war ihm eins vorgekommen, in welchen eine so vollkommene Ordnung in allen Dingen herrschte, wo sich die Zierlichkeit so anmuthig zeigte, oder wo sich ein gewisser guter Geschmack in der methodischen Classification der Proben, welche die Glasschränke ausfüllten, in den Papieren, welche die Fachkasten belasteten, darstellte. Die Ruhe, welche dort herrschte, die halbe Dämmerung, welche farbige Rollvorhänge dort hervorbrachten, das Schweigen der beiden Commis, ihre Emsigkeit machte aus diesem Zimmer eine Art Tempel der Arbeit und des Friedens, in welchem Marius einige Mühe hatte, die Aufregung, in die ihn zugleich das Blut in seinen Adern und die respectvolle Zuneigung zu Monsieur Coumbes versetzt hatte, in einer gewissen Glut zu erhalten.

Zum Glück für die Sache, die er zu unterstützen übernommen hatte, öffnete sich die Thüre eines Cabinets, und ein Herr kam heraus. Der wenig mittheilende Commis deutete Marius, noch immer mit Hilfe einer Feder, die telegraphisch zu seinen Mittheilungen diente, daß er in das Cabinet eintreten sollte, aus welchem dieser Herr kam.

Der junge Mann setzte seinen Hut fester auf den Kopf, nahm die Physiognomie wieder an, welche durch diese voraufgehende Verhandlung nachgelassen hatte, und drang in das Cabinet ein. Er hatte einen Schritt vorwärts gethan, um die Thürschwelle zu überschreiten, aber sobald er die Blicke in das Cabinet geworfen, sprang er zwei Schritte zurück, und griff mit der Hand nach dem Kopf, um mit solcher Hast zu grüßen, daß ein Hut, seinen Händen entgleitend, über den Calkuttateppich dahinrollte, der den Fußboden bedeckte.

Anstatt des Monsieur Jean Riouffe, anstatt des unverschämten jungen Mannes, für welchen er so drohende Vorbereitungen gemacht hatte, befand er sich einem bezaubernden jungen Mädchen gegenüber, welches in diesem Bureau allein war. Sie mochte etwa vier und zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre alt sein; sie war groß, schlank und schwächig; ihr Haar von jenem warmen und goldenen Blond, welches die venetianischen Maler mit so vieler Liebe wiedergegeben haben, fiel in einem Wulst, den ihre beiden Hände nicht hätten umfassen können, über ihren Nacken nieder; ihr falber Widerschein, der Glanz ihrer Augenbrauen und ihrer Augen, so schwarz wie Ebenholz, die Purpurröthe ihrer Lippen, hoben noch die Weiße ihrer Haut.

Freilich wurde Marius keine dieser Einzelheiten gewahr; er bemerkte ebenso wenig die Einfachheit des Kostüms, welches gegen den Charakter der Schönheit dieser Erscheinung abstach; er sah nicht die Lieblichkeit ihres Lächelns, das Wohlwollen ihrer Physiognomie, die ermuthigende Geberde, womit sie ihn aufforderte, sich zu fassen; er befand sich bei dieser Ueberraschung in der lebhaften Aufregung, welche ein kleiner Seeräuber empfinden muß, der ein friedliches Handelsschiff zu verfolgen glaubt, wenn dieses durch eine rasche Wendung, wie der Blitz furchtbare Reihen von Batterien zeigt. Er konnte schon tapfer sein, aber er war zu jung, um nicht furchtsam zu sein. Diese hübsche Person erschien ihm auf ganz andere Weise furchtbar, da sie nicht der Gegner war, den er suchte. Er hob ungeschickt und linkisch seinen Hut auf, stotterte einige Worte und würde entflohen sein, wenn die Stimme des jungen Mädchens, eine reine Stimme, deren metallheller Laut bis in sein Herz drang, ihn nicht an seine Lage erinnert hätte.

»Eben hörte ich Sie nach Monsieur Jean Riouffe fragen, mein Herr,« sagte sie zu Marius.

Dieser erröthete, denn er erinnerte sich, daß der drohende Ton, den er beim Eintreten angestimmt, durch die Bretterwand gedrungen sei, welche das Cabinet von dem Bureau trennte.

Marius verneigte sich ohne zu antworten.

»Er ist diesen Augenblick abwesend, mein Herr,« sagte das junge Mädchen wieder.

»Da verzeihen Sie, mein Fräulein, ich werde wiederkommen.«

»Mein Herr, ich muß Ihnen bemerklich machen, daß Sie sich dem aussetzen, viele vergebliche Gänge zu machen. Monsieur Riouffe ist selten zu Hause; aber wenn Sie mir mittheilen wollen, um was es sich handelt, so kann ich Ihnen wahrscheinlich Genugthuung geben, denn ich beschäftige mich mit allen Angelegenheiten des Hauses.«

»Mein Fräulein,« entgegnete Marius, dessen Verlegenheit die Sicherheit und Unbefangenheit des jungen Mädchens nur noch erhöhte, »mein Fräulein, es ist eine durchaus persönliche Sache, die mich zu dem Wunsche bewegt, eine Unterredung mit Monsieur Riouffe zu haben.«

»Es ist wahrscheinlich, daß mich das auch angeht, mein Herr. Verzeihen Sie mir meine Bitte, es bestimmt mich nur der Wunsch dazu, Monsieur Riouffe Belästigungen und Verlegenheiten oder noch Aergeres zu ersparen. Er wird ohne Zweifel. Ihnen oder Ihren Verwandten schuldig sein,« fuhr das junge Mädchen fort, deren Gesicht einen leichten Anflug von Traurigkeit annahm. »Sie können mit Zuversicht reden, mein Herr; wenn Ihre Forderung gerechtfertigt ist, woran ich nicht zweifle, so werde ich bemüht sein, Sie zufrieden zu entlassen.«

Marius sah ein, daß er von dem Beweggrunde seines Besuches diesem jungen Mädchen Nichts mittheilen dürfe, die ihm nach der Inschrift an der Thüre die Schwester des Feindes des Monsieur Coumbes zu sein schien; aber er gab sich so naiv dem Glück hin, sie zu sehen und zu hören, daß er vergaß, daß die erste Bedingung der Klugheit sei, sich zu entfernen, anstatt dessen blieb er in stummer Extase vor ihr stehen.

Als Mademoiselle Riouffe schwieg und eine Antwort erwartete, blieb Marius einen Augenblick verwirrt; dann entgegnete er mit einer Lebhaftigkeit, die er nicht unterdrücken konnte:

»Mein Fräulein, die Schuld, die ich von Monsieur Riouffe zu verlangen habe, ist nicht von der Art, die an der Kaffe ausgeglichen wird.«

Nichts ist häufiger, als der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Lippen und den Gedanken.

Mit einem letzten Anfall von dem kriegerischen Fieber, womit Monsieur Coumbes ihn am Abend zuvor angesteckt, hatte sich Marius von der Wortfülle des Satzes hinreißen lassen. Er war nicht so bald von seinen Lippen gekommen, als er ihn bitter bereute. Das junge Mädchen war todtensblau geworden, ihre Augenlider senkten sich langsam und verschleierten die Augen auf eine Secunde, als wollten sie den Ausdruck derselben verbergen. Sie stand auf, und sich mit der Hand auf ihr Bureau stützend, sagte sie, indem sie ihre Kräfte sammelte, um ihre Aufregung zu beherrschen:

»Mein Herr, was Sie auch von Monsieur Riouffe verlangen wollen, können Sie doch zum voraus gewiß sein, daß er mit Ehre darauf antworten wird. Lassen Sie mir gefälligst Ihren Namen zurück, und nennen Sie die Stunde, wann Sie sich die Mühe geben wollen, wieder einzusprechen, damit Sie gewiß sind, keinen unnöthigen Gang zu machen.«

Marius blieb ganz betäubt stehen. Der Schmerz, der aus den Worten des jungen Mädchens sprach, rührte ihn; aber ihre stolze und muthige Resignation machte einen noch viel lebhafteren Eindruck auf ihn.

»Mein Fräulein,« antwortete er mit respectvoller Unterwürfigkeit auf diese letzte Frage, »sagen Sie gefälligst Monsieur Riouffe, daß ich von Monsieur Coumbes komme, und daß ich mich morgen wieder einfinden werde.«

»Von Monsieur Coumbes? von Monsieur Coumbes, der in Montredon das Häuschen neben der Sennhütte bewohnt, welches mein Bruder dort hat erbauen lassen?« rief Mademoiselle Riouffe, auf die Thüre zueilend, die bis dahin offen geblieben war, und sie mit Lebhaftigkeit schließend.

»Sie irren nicht, mein Fräulein,« antwortete Marius, es ist wegen des Monsieur Coumbes, daß ich mich in Ihrem Hause darstelle.«

»Sie sind ohne Zweifel sein Sohn?«

Marius verneigte sich ohne zu antworten, und die junge Dame gab ihm ein Zeichen, sich zu setzen.

»Sie haben eben bemerken können, mein Herr, daß ich, obgleich ein Frauenzimmer, in ernsten und wichtigen Lagen im Stande bin, mein schwesterliches Gefühl zu beherrschen, gegen die Schwäche meines Geschlechts anzukämpfen und meinen Widerwillen zu überwinden, wenn es sich um eine Sache handelt, welche das Leben von zwei Männern von Muth dem Zufall preisgiebt; aber die Lage ist eine ganz verschiedene. Nach dem, was mir von dem erzählt worden ist, was zwischen Ihrem Herrn Vater und meinem Bruder vorgegangen, muß alles Unrecht diesem Letzteren beigemessen werden. Ich habe nicht bis heute gewartet, um ihn deshalb zu tadeln. Sie kommen, um wegen seines Betragens Genugthuung von ihm zu verlangen, nicht wahr?«

Marius zauderte.

»Antworten Sie, mein Herr, ich bitte Sie dringend, mir zu antworten.«

»Es ist die Wahrheit, mein Fräulein,« stotterte der junge Mann.

»Dann bitte ich Sie, mein Herr, mir die Ehre anzuthun, mich als Ihren Zeugen anzunehmen.«

»Mein Fräulein,« versetzte Marius, bestürzt über diesen Vorschlag, so wie auch verwundert über die männliche und entschiedene Miene des jungen Mädchens, »was Sie von mir verlangen, so schmeichelhaft es auch ist, würde, wenn ich es annehmen wollte, eine Unangemessenheit in sich schließen. Ihr Herr Bruder würde nicht verfehlen, anzunehmen, daß mein Entschluß wegen der Beleidigungen, womit er meinen Vater bereits seit zwei Monaten verfolgt, nicht ernstlich gemeint sei. Gestatten Sie, daß ich Ihr Anerbieten mit allem Dank ablehne.«

»Ich werde Sorge tragen, mein Herr, daß das, was Sie fürchten, nicht geschieht, und es ist ein ausgezeichnete Dienst, den ich Sie bitte, mir zu leisten.«

»Erklären Sie mir gütigst die Gründe, mein Fräulein, die Sie bestimmen, dies so dringend von mir zu verlangen.«

»Sie sind leicht zu begreifen; mein Bruder ist strafbar, das weiß ich wohl; Nichts kann die beleidigenden Scherze entschuldigen, die er sich gegen Monsieur Coumbes erlaubt hat; aber ich kann nicht glauben, daß sein Blut nothwendig sein sollte, um es wieder gut zu machen, und ich denke, daß der Ausdruck eines aufrichtigen Bedauerns und seine Entschuldigungen genügend sein würden. Wenn ein Fremder sie von ihm forderte, so gerechtfertigt sie auch sein möchten, würde er sich, wenn sie an einen Mann von dem Alter und dem Charakter des Monsieur Coumbes gerichtet wären, doch nimmermehr dazu entschließen; einer Schwester gegenüber wird er nicht erröthen dürfen, und ich glaube hinlänglichen Einfluß auf sein Herz zu haben, um es von seiner Vernunft zu erlangen, daß er in dieses Opfer einer eitlen Selbstliebe willigt.«

»Ich möchte es Ihnen nicht gern abschlagen, mein Fräulein,« sagte Marius, der nur mit Schwierigkeit den Bitten des jungen Mädchens widerstand; »aber bedenken Sie, daß in diesem



Streite, es thut mir leid, es Ihnen noch einmal wiederholen zu müssen, alle Schuld auf Seiten Ihres Herrn Bruders ist. Es ist nicht an mir, gleich von vorn herein Thür und Thor für eine Ausgleichung dieser Art zu öffnen; es würde das Ansehen haben, als wenn ich Furcht hätte.«

Mademoiselle Riouffe lächelte bei der Aufregung, womit er diese letzten Worte aussprach. »Nein, mein Herr,« entgegnete sie, »denn mein Bruder wird unbekannt mit Ihrem Widerstreben sein, und ich werde ihm mittheilen, wie viel ich Sie habe bitten müssen, mir zu gestatten, diese Sache friedlich zu beenden. Uebrigens, mein Herr, scheinen Sie mir so jung, daß Sie noch Zeit genug haben werden, denen zu beweisen, die sich erlauben sollten, daran zu zweifeln, daß die Festigkeit Ihres Herzens die muthige Kühnheit ihrer Achtung nicht Lügen straft.«

Marius erröthete noch über dieses Compliment, welches ihm bewies, wenn er die Schönheit des jungen Mädchens neugierig geprüft habe, daß diese es auch nicht unterlassen, einen Blick auf die äußeren Vortheile des jungen Mannes zu werfen.

»Mein Fräulein!« versetzte er, in seinem Entschlusse schwankend.

»Hören Sie, mein Herr,« sagte Mademoiselle Riouffe, ihn mit Lebhaftigkeit unterbrechend, »das Vertrauen ruft Vertrauen hervor. Ich kenne Sie erst seit einigen Augenblicken; aber in der ernstesten Lage, worin wir uns befinden, wegen der Bitte, die ich Ihnen vorlege, glaube ich nur dabei gewinnen zu können, wenn Sie mich besser kennen, und ich will Ihnen erklären, warum Sie mich in diesem Bureau, eine Feder in der Hand, unter diesen Proben von Baumwolle und Zucker und vor diesem großen Buche finden, anstatt in meinem Salon, eine weibliche Arbeit in den Händen. Mein Bruder war ein Jahr jünger, als ich, als wir unsere Eltern verloren. Er war zwanzig und ich einundzwanzig, als wir uns an der Spitze eines Hauses befanden, welches eine große Beharrlichkeit und Anstrengung nöthig machte, um den Wohlstand zu erhalten, der es bis dahin begünstigt hatte. Unglücklicherweise hatte während der langen Krankheit meines Vaters die Wachsamkeit, die man über einen jungen Mann ausüben muß, ein wenig nachgelassen, und als wir verwaist waren, hatte er Geschmack an der Unabhängigkeit und an den Vergnügungen gefunden, die so schwer mit den Pflichten eines Geschäftsmannes zu vereinen sind. Ich versuchte, ihm ernste Vorstellungen zu machen; aber ich liebe ihn, mein Herr, und welche Fehler ich ihm auch vorzuwerfen hatte, mein Gesicht verstand sich nicht mit der Strenge zu waffnen, die so nothwendig gewesen wäre. Schon litten unsere Geschäfte beträchtlich; ich sah den Abgrund, den der Unglückliche zu seinen Füßen öffnete, als mir Gott eine heilsame Eingebung endete: ich beschloß der Welt zu entsagen, mein persönliches Glück zu opfern und zu beweisen, wenn meinem Alter die Autorität fehlte, ob meine Zärtlichkeit für Jean nicht hinreichen würde zu den neuen Mutterpflichten, die ich mit Eifer übernahm. Um jeden Preis mußte man ihm ein Vermögen erhalten, welches seine Neigungen zur Trägheit ihm nothwendig machten; darum widmete ich mich dieser Aufgabe und stellte mich an die Spitze dieses Hauses. Ich will nicht mit Ihnen von den Erfolgen reden, die ich von dieser Seite gehabt habe, mein Herr, obgleich ich freilich ein wenig stolz darauf bin; aber ich will Ihnen sagen, daß ich dahin gekommen bin, meinem Bruder ein Vertrauen einzuflößen, welches mir gestattet, deutlich in seinem Herzen zu lesen. Seine Verirrungen sind, wie ich glaube, nur die Frucht der Jugend, das Uebersprudeln des Muthes; schon hört er meine Rathschläge an, bald hoffe ich, wird er sie befolgen. Wie ich Ihnen eben sagte, habe ich ihn erzählen hören, was sich in Montredon zugetragen. Meine Vorwürfe waren Ihren Klagen zugekommen; aber wir waren nicht allein, und ich konnte nicht vor seinen Commis, wie ich es thun werde, die Unschicklichkeit einer Handlungsweise tadeln. Er ist mein Bruder, mein Herr, er ist mehr, als mein Bruder, er ist mein Kind. Bedenken Sie, was ich

leiden muß, wenn ich an die schrecklichen Folgen denke, welche seine knabenhaften Streiche haben könnten; ich beschwöre Sie nochmals, lassen Sie sie mich von seinem Haupte ablenken! – Daß Ihr Herr Vater sich zufrieden erkläre, ist das nicht. Alles, was Sie wünschen? Daß das Ehrenwort des Monsieur Riouffe ihn künftig vor diesen abscheulichen Scherzen sicher stelle, ist das nicht. Alles, was Sie wollen? Ich verspreche Ihnen, daß Sie dies Alles haben sollen, mein Herr; aber im Namen Ihrer Mutter, im Namen alles Dessen, was Sie lieben, machen Sie, daß ich das Leben meines Bruders, wegen einer so elenden Sache, nicht gefährdet sehen darf.«

Mademoiselle Riouffe hätte noch lange so weiter sprechen können, Marius würde sie nicht unterbrochen haben, so sehr war er berauscht von dem Tone ihrer Stimme, von der Betrachtung ihres bezaubernden Gesichts. Es war ihm nicht mehr gestattet zu verweigern, um was sie bat. Was das junge Mädchen eben erzählt, hatte vollends das Herz unseres Marius besiegt und sein Gehirn in Aufruhr gebracht. Als er sie so schön und zu gleicher Zeit so sanft, so zärtlich, so rührend in ihrer schwesterlichen Liebe sah, fragte er sich, warum das Weltall nicht zu den Füßen dieses anbetungswürdigen Wesens sei. In einer südländischen Begeisterung, die seine natürliche Furchtsamkeit nur mit großer Mühe zurückhielt, hatte er Lust, ihr nicht nur das Opfer ihres Kummers und selbst das seines Lebens, wenn sie dessen bedürfen sollte, darzubringen, sondern auch ihr die Versicherung zu geben, daß Monsieur Coumbes auf ein einziges Wort von ihr alle seine Kränkungen vergessen würde, was gewiß übertrieben verwegen war.

»Mein Fräulein,« antwortete er, »ich werde blindlings Ihre Befehle befolgen.«

»Sein Sie ruhig über den Erfolg, mein Herr. Wohin darf ich Ihnen denselben mittheilen?«

Marius gab ihr die Adresse seines Patrons. Mademoiselle Riouffe machte ihm bemerklich, daß ihre Eigenschaft als sein Secundant, was sie von diesem Augenblicke an sei, es nöthig mache, ihm die Hand zu reichen. Dieser Händedruck brachte den jungen Mann vollends von Sinnen. Als er durch das Bureau schritt, um das Geschäftslocal zu verlassen, ging er zur Verwunderung der Commis auf das Fenster zu, welches er für die Thüre hielt. Auf der Straße blieb er in Betrachtung vor dem Hause stehen, wo Mademoiselle Riouffe wohnte; es schien ihm, als ob die Mauern, die einen so bezaubernden Schatz einschlossen, ein ganz verschiedenes Ansehen hätten, als andere Mauern.

Am Abend brachte ein Aufwärter aus dem Magazin einen Brief.

Sobald Marius einen Blick auf die Adresse warf, erkannte er die seine und geläufige Handschrift, die er in dem großen Buche des Hauses Riouffe und Schwester gesehen hatte. Er ergriff ihn, wie ein Geizhals den Schatz, den er findet, wie ein Schiffbrüchiger das Stück Brod, welches man ihm anbietet, und eilte, sich in die Dachkammer, die er bewohnte, einzuschließen, um ihn zu lesen.

Schon schien es ihm, als hätten die Augen eines Gleichgültigen diese Handschrift entweiht.

Seine Finger zitterten so sehr, als er ihn öffnen wollte, daß es einige Zeit währte, ehe er das Siegel erbrechen konnte, und daß er den Brief halb zerriß, ehe es ihm gelang.

Mademoiselle Riouffe schrieb ihm:

»Mein Herr,

*»Ich weiß nicht, ob Sie mit mir zufrieden sein werden; aber ich bin mit meiner Person sehr zufrieden! Die Unterhandlung, womit Sie mich beauftragt haben, ist mir vollständig geglückt. Morgen nach der Börse werde ich Monsieur Riouffe begleiten, der nach Montredon gehen wird, um Monsieur Coumbes ein aufrichtiges Bedauern auszusprechen. Ich hoffe, daß von jetzt an*

*Sennhütte und Cabane in so gutem Einverständnis leben werden, daß wir uns nur Glück zu wünschen haben wegen dieser vorläufigen Uneinigkeit, die uns dahin geführt, unsere Nachbarschaft gegenseitig zu cultivieren.«*

Der Brief war Madeleine unterzeichnet.

Marius drückte das Billet an seine Lippen, und während der ganzen Nacht, mochte er nun schlafen oder wachen, leistete ihm das Bild derjenigen, die er an dem Morgen zum ersten Mal gesehen, getreulich Gesellschaft.

---

## Neuntes Kapitel.

*Worin man sieht, daß Monsieur Coumbes die Beleidigungen nicht vergaß, und was daraus folgte.*

Vierundzwanzig Stunden und der Rachedurst, welcher Monsieur Coumbes verzehrte, hatten eine Umkehrung in den Neigungen und Gewohnheiten dieses Mannes herbeigeführt.

Seitdem er in Miletten's Sohne einen Helden gefunden hatte, fähig, anstatt einer zu siegen oder zu sterben, wurde der ehemalige Packträger, wesentlich friedlich, wie er immer gewesen war, plötzlich kriegerisch.

Am Morgen, nachdem Marius ihn verlassen hatte, um Monsieur Riouffe aufzusuchen, hatte Monsieur Coumbes einen kühnen Ausfall in seinen eigenen Garten gewagt, seine Flinte auf der Schulter und sein Rückgrat, welches die Gewohnheit der Handarbeiten und die Beschäftigung im Garten gewöhnlich zur Erde krümmte, gerade gerichtet. Er ging mit der Haltung eines Bramarbas in einer Allee auf und ab, wo es ihm unmöglich schien, daß man ihn von der Sennhütte nicht bemerkte; mehrmals blieb er stehen, ließ das Schloß seiner Flinte spielen und sah mit drohender Miene die Fensterladen der verhaßten Wohnung an.

Diese Fensterladen hatten sich noch nicht geöffnet, bei seinem Nachbar hatte sich Nichts geregt, aus dem vortrefflichen Grunde, daß dieser in die Stadt zurückgekehrt war und daß Marius ihn dort nur treffen konnte; aber die kriegerische Stimmung des Monsieur Coumbes paßte zu wenig zu einer so einfachen Annahme, daß er es vorzog zu glauben, der Feind sei vorsichtig gemacht worden in Folge des Schrittes, den er gethan, welcher zugleich sein Vortrab, sein Armeecorps und seine Reserve war.

Da zu dieser Jahreszeit seine Goldäpfel und seine frühen Erbsen bereits dem Boden anvertraut waren, so blieb ihm wenig mehr im Garten zu thun übrig; aber trotz einem Platzregen blieb er den ganzen Tag dort; er wollte die Stellung nicht verlassen.

Seine Aengstlichkeit war lebhaft; er erwartete mit großer Ungeduld Nachrichten, und als er am Abend Marius nicht zurückkehren sah, begann er zu fürchten, daß sein Paladin den Muth verloren habe, und als Milette, nicht weniger unruhig, als er, obgleich aus sehr verschiedenen Gründen, ihm ihre Befürchtungen mittheilte, beruhigte er sie in wenig schmeichelhaften Ausdrücken für denjenigen, welchem er am Abend zuvor so sehr gelobt hatte, und schien sehr geeignet zu seiner früheren Ansicht von den schönen Männern zurückzukehren.

Aber ein Traum milderte diesen Eindruck des Monsieur Coumbes; er träumte, er sei einer von den vier Haimonskindern geworden, deren Geschichte er in seiner Jugend hatte erzählen hören, und daß er mit einem einzigen Hiebe mit seinem furchtbaren Flammberg den Monsieur Riouffe und eine ganze Gesellschaft von Teufeln und Teufelinnen spaltete, die Sennhütte demolierte und die Trümmer davon in den Meerbusen stürzte.

Dieser Alp hatte einen so tiefen Eindruck auf das Gehirn des Monsieur Coumbes gemacht, daß er beim Erwachen einen raschen Blick in das Zimmer warf, so sehr war er überzeugt, daß die Leiche seines Feindes dort ausgestreckt liegen müsse; er bemerkte nur einen alten Sack, worin Feigen von Smyrna gekommen und der als Teppich vor dem Bette des ehemaligen Packträgers

diente; aber als er den Kopf erhob, begegnete er dem Blicke des jungen Marius, der in diesem Augenblick die Thüre des Zimmers öffnete, und er bemerkte auf den Lippen des jungen Mannes ein Lächeln, welches er für einen Beweis hielt, daß ein Traum wohl eine Wirklichkeit sein könne.

In seinem Entzücken vergaß er alle Grundsätze des Anstandes, und sprang aus dem Bette ohne sich Zeit zu lassen, die Leichtigkeit eines Kostüms zu verbessern. »Nun?« rief er mit dem Tone, den Alexander vielleicht annahm, um seine Generäle zu befragen. »Monsieur Riouffe wird, von seinem Fräulein Schwester begleitet, um drei Uhr hier sein, um Ihnen eine Entschuldigungen und sein Bedauern auszusprechen,« antwortete Marius mit demselben Lächeln.

Das Gesicht des Monsieur Coumbes wurde braun.

»Entschuldigungen?« sagte er. »Wir haben es nur mit seinen Entschuldigungen zu thun? Ich hätte Dir gern die Sorge überlassen, die Beleidigungen zu rächen, womit er mich überhäuft hat, und Entschuldigungen würden nicht dazu hinreichen.«

»Doch –« sagte Marius ganz bestürzt und verwirrt.

»Kein Doch!« versetzte Monsieur Coumbes, ohne ihn seinen Satz aussprechen zu lassen; »die Männer von Muth nehmen in einer Ehrensache keine Entschuldigungen an, ebenso wenig wie mildernde Umstände in einem Processe gelten! Ich habe einmal zu den Geschwornen gehört, ich, der ich mit Dir rede; nun, ich habe ihnen meine Meinung gesagt über die mildernden Umstände! Tod, Tod, ich bin immer für den Tod; alles Uebrige, guter Gott, ist ein Vorwand der Feigheit oder eine Aufmunterung zum Verbrechen!«

Marius erblaßte, ebenso sehr wegen der Beleidigung, die ihm der jähzornige Biedermann anthat, als in Folge des Schmerzes, den er empfand, als er die Hoffnungen, die er seit einigen Stunden genährt, dahinschwinden sah.

»Entschuldigungen!« fuhr Monsieur Coumbes fort, »Entschuldigungen! Man mußte nachdenken, ehe man einen rechtschaffenen Mann mißhandelte; er würde heute nicht dahin gebracht sein, sich dieser Demüthigung zu unterwerfen, womit ich wenigstens mich nicht begnügen will!«

Marius wollte reden, aber Monsieur Coumbes gestattete es nicht. Er ging in seinem engen Zimmer auf und ab und stieß wüthende Ausrufungen aus, indem er mit seinen Armen so übertriebene Geberden machte, daß sie über die Beharrlichkeit zu siegen drohten, womit sein einziges Kleidungsstück seine Blöße bedeckte.

Plötzlich blieb er vor Marius stehen, ergriff mit wüthender Bewegung seine baumwollene Mütze, deren Zipfel vermöge seines Schwankens seiner Pantomime widersprach, und warf sie auf den Boden.

»Wir wollen sehen!« rief er; »wird er wenigstens sein abscheuliches Haus demolieren?«

»Aber warum sollte Monsieur Riouffe ein Haus demolieren, welches ihm zu erbauen so theuer geworden ist?«

»Warum? Weil es mich hindert, weil es mir zuwider ist, weil es mir den frischen Wind abschneidet und mein Haus zu einer Feuerese macht, weil es ein abscheulicher Gegenstand ist, den man beständig vor Augen haben muß. Sind das etwa keine Gründe? Verwünschtes Schicksal!« fuhr er fort, indem Marius ihn mit offenem Munde anhörte, und ganz bestürzt von der Frage, die er an sich richtete, ob man nicht den Arzt rufen müsse, um einem Vater, welcher wahnsinnig geworden, eine Ader zu öffnen. »Verwünschtes Schicksal! Erzähle mir doch ein

wenig, was sie gesagt haben, was Du gethan, wie die Sache sich zugetragen. Man hat Deine Jugend und Deine geringe Erfahrung benutzt, das sehe ich wohl, zum Henker! denn an Tapferkeit sehe ich wohl, daß es Dir nicht fehlt. Sage mir Alles, Mann, und ich übernehme es, die Sache wieder ins rechte Geleise zu bringen.«

Die Aufgabe, die Monsieur Coumbes Marius auflegte, war sehr schwierig; die Art, wie der Besitzer der Cabane das aufgenommen, was der junge Mann als einen Triumph betrachtete, die Flüche, womit er gegen seine Gewohnheit seine Reden würzte, hatten schon einige Unordnung in seine Gedanken gebracht; aber als er sich in die Lage versetzt sah, entweder zu lügen oder einem Pathen die friedliche Vermittelung der Mademoiselle Madeleine zu gestehen, als er fürchtete, daß man, wenn er von ihr spreche, in einem Gesichte lesen möchte, was in seiner Seele vorgehe, wurde diese Unordnung eine Niederlage; alle seine Ideen nahmen die Flucht, entflohen mit einer solchen Verwirrung, daß es seinem Gehirn unmöglich war, eine einzige wieder zu erhaschen; er zauderte, er stotterte, er zitterte, er machte mehrere unpassende Versuche zu reden, welche Monsieur Coumbes vollends erbitterten.

Dieser bemerkte, daß Etwas im Hinterhalte sei, und wendete bei einem Verhör eine neue Energie an; er überhäufte seinen Pflegesohn mit Fragen, er drängte und trieb ihn, brachte ihn zu Widersprüchen und schlug ihn durch plötzliche Wendungen; er machte seine Sache so gut, daß er Stück für Stück, Brocken für Brocken endlich einen beinahe vollständigen Bericht von dem erhalten hatte, was zwischen seinem Adoptivsohne und Mademoiselle Riouffe vorgegangen.

Marius blieb blaß und zitternd wie ein Verbrecher vor seinem Richter stehen; sein Blick konnte den Glanz nicht ertragen, welchen die grauen und farblosen Augen seines Pathen angenommen hatten.

»Ei! zum Henker!« rief dieser Letztere, »ich sagte es wohl, wenn man die marseiller Suppe riecht, ist auch der Fisch nicht weit; sobald ich sah, daß eine Sache, die so leicht zu beenden war, eine solche Wendung nahm, konnte ich beschwören, daß ein Weib sich eingemischt habe! Ah! Du hast Dich von diesem Dämchen verlocken lassen, welches vielleicht ebenso wenig seine Schwester ist, wie die meinige. Verwünschtes Schicksal! irgend eine Dirne, welcher er diese Rolle übertragen hat, um sich über Dich lustig zu machen, wie er sich über mich lustig macht!«

»Glauben Sie es nicht, Vater,« entgegnete Marius, dem seine entstehende Liebe schon die Kühnheit einflößte, gegen den gefürchteten Monsieur Coumbes anzukämpfen; »Mademoiselle Riouffe ist eine anständige junge Person. Wenn Sie sie, wie ich, in ihrem Bureau in der Mitte ihrer Commis gesehen hätten; wenn Sie sie gehört hätten –«

»Schweig, sage ich Dir, schweig, oder ich jage Dich weg. Es ist eine Komödie, die man auf meine Kosten spielen will, und in welcher Du ihnen als Mitschuldiger gedient haben wirst. Ich stehe dafür, wenn sie diesen Abend ins Haus kommen, so ist es, um mich mit irgend einem boshaften Scherze von ihrer teuflischen Erfindung zu beleidigen! Geh' ihnen zu sagen, daß ich mich nicht um ihren Besuch kümmere, daß ich weder ihre Entschuldigungen noch ihr Bedauern will; daß mir ebenso wenig daran liegt, wie an der Rinde einer Melone! Daß ich nicht wie Du eine Windfahne bin, die sich nach dem Winde dreht, der sie treibt; daß ich sie hasse wegen der Beleidigungen, die sie mir zugefügt, und daß diese Beleidigungen sich nicht durch einige Worte wieder gut machen lassen! Daß, wenn sie wagen, in meine Cabane einzudringen, ich meine Flinte auf den Ersten abfeuern werde, der den Drücker meiner Thüre berühren wird!«

Nichts in dieser Welt ist so ansteckend wie der Zorn. Monsieur Coumbes hatte Miletten's Sohn schon beträchtlich aufgereggt, indem er diejenige angriff, die seit dem Tage zuvor der Gegenstand

einer Verehrung gewesen war; eine Aufregung endete damit, daß Marius die Kaltblütigkeit verlor, welche er bis dahin behauptet; er antwortete, nach dem wohlwollenden Empfange, den er von Mademoiselle Riouffe erhalten, mache er sich eine Pflicht daraus, einen solchen Auftrag nicht zu übernehmen.

»Ah!« rief Monsieur Coumbes, das Herz mit Bitterkeit angefüllt, »man hat gut Saucen erfinden für einen Meerjunker, so schön er auch sein mag, es ist immer ein schlechter Fisch, und eine grünen und orangefarbenen Schuppen geben ihm keinen besseren Geschmack; es ist immer auf Kosten des Herzens, daß uns Gott die Schönheit des Gesichts bewilligt; ich hatte Dich richtig beurtheilt! Ich weiß nicht, wie ich mich einen Augenblick Deinetwegen habe täuschen können. Du nimmst mit meinen Feinden Partei; bleibe bei ihnen, geh' aus meinem Hause, Unglücklicher! geh'! hoffe, daß die Dir, wie ich, zwanzig Jahre lang das tägliche Brod geben werden! Geh' zu Denen, welche Du mir vorziehst. Uebrigens, wozu bedarf ich Deiner? Bin ich nicht selber ein Mann, der, wenn gleich alt, sich Respect zu verschaffen wissen und die bestrafen wird, welche ihn beleidigen? Ha! ha! ha!« fuhr der ehemalige Packträger mit einem krampfhaften Lachen fort, »sie sollen nicht hoffen, daß die Grimassen ihres Papageienweibchens machen werden, daß ich meine Pflichten versäume.«

Monsieur Coumbes war mit seinen Kräften zu Ende. Wenn ein Zorn um so heftiger war, weil die Anfälle bei ihm seltener waren, so mußte ein Paroxysmus ihn um so schneller niederwerfen; er sprach seinen letzten Satz nur mit Anstrengung aus; die letzten Worte waren völlig unverständlich. Er fiel auf das Bett nieder, auf welches er sich gestützt hatte; seine Lippen wurden blau, während sein Gesicht todtenblaß erschien, und er fiel erstickt auf seine Matratze nieder.

Die laute Stimme des Monsieur Coumbes hatte schon seit einiger Zeit Milette herbeigerufen; mehr todt als lebendig horchte sie draußen; bei dem Schrei, welchen Marius ausstieß, als er den ehemaligen Packträger zusammensinken sah, trat sie ein und beeilte sich, ihrem Herrn beizustehen.

Als sie bemerkte, daß dieser wieder zu sich kam, zog sie Marius auf die Treppe hinaus.

»Entferne Dich, mein Sohn,« sagte sie mit leiser Stimme zu ihm; »er darf Dich nicht wiederfinden, wenn er zur Besinnung kommt; Deine Gegenwart könnte einen neuen Ausbruch des Zornes hervorrufen, und dieser Zorn erschreckt mich um so mehr, da ich mich nicht erinnere, ihn je in diesem Zustande gesehen zu haben. Vor allen Dingen möge das, was eben geschehen ist, keine Galle in Deinem Herzen zurücklassen; Gott prüft uns oft durch Unglück, und doch wenden wir uns nie anders an ihn, als um ihm für seine Wohlthaten zu danken. So müssen wir gegen Alle handeln, die uns lieben, mein Kind, und uns nur der Zärtlichkeit erinnern, die sie uns erwiesen haben. Ich habe nur die letzten Worte des Monsieur Coumbes gehört; ich weiß nicht, was zwischen ihm und Dir vorgegangen ist, aber ich glaube nicht, daß Du, wie er es fürchtet, die Partei seiner Feinde nimmst. Du hast nicht das Recht, zu vergessen, daß er gut und mitleidig gegen Deine Mutter handelte, als alle Welt sie verließ; übrigens können diejenigen, welche einen Mann, den ich immer als sanft und friedlich gekannt, so verändert haben, nur böse Menschen sein.«

Es wurde Marius schwer, seine Mutter bei der üblen Meinung hinsichtlich derjenigen zu lassen, die einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte; aber die Stimme des Monsieur Coumbes, obgleich noch schwach, hatte Milette gebieterisch herbeigerufen, und diese verließ ihren Sohn, nachdem sie ihn zärtlich umarmt hatte.

Marius verließ die Cabane mit schwerem Herzen und von Thränen nassen Augen; während der ganzen Nacht hatte die Phantasie des Südländers große Fortschritte gemacht. Er war neunzehn Jahre alt, und dies ist nicht das Alter, wo die Hindernisse der Geburt und des Vermögens den glücklichen Träumen in ihrem Aufzuge entgegenwirken; er hatte sich glücklichen Einbildungen hingegeben; er hatte nach dem Wunsche, den Madeleine in ihrem Briefe ausgesprochen, vorausgesehen, daß sich ein täglicher Verkehr zwischen den beiden benachbarten Wohnungen bilden werde, und daß vermöge dieser Beziehungen die Leidenschaft, die er in seinem Herzen für das junge Mädchen entstehen fühlte, die Verhältnisse einer erhöhten Liebe annehmen werde. Der bittere Zorn des Monsieur Coumbes hatte eben die bezaubernden Phantome angeblasen, welche seine Träumereien bevölkert und sie zerstreut; als er aus diesem Rausche erwachte, in welchem er sich befunden, fand er sich in einer Welt wieder, die ihm ganz neu erschien und deren Wirklichkeiten ihm sehr traurig vorkamen. Wieder im Besitze einer Vernunft, maß er die Kluft ab, die ihn von Mademoiselle Riouffe trennte; zum ersten Mal seit vierundzwanzig Stunden erinnerte er sich, wer er war, an seine Geburt, an die bescheidene Lage des ehemaligen Packträgers, dessen Namen er führte, und an die bescheidene Zukunft, für die er sich bestimmt sah.

Marius besaß Seelengröße genug, um diesen gescheiterten Hoffnungen gegenüber nicht über seine demüthige Lage zu erröthen, Adel der Gefühle genug, um weder diejenigen, die ihm das Leben gegeben, noch das Schicksal anzuklagen; sein Herz blutete, er litt, aber ohne Zorn und ohne Verzweiflung. Mit der männlichen Festigkeit, die in seinem Alter sehr selten ist, opferte er, sobald er seinen Fehler und seinen Irrthum erkannte, auf ehrenvolle Weise eine anmaßenden Hoffnungen auf; er entschloß sich, alle seine Kräfte zu Hilfe zu rufen und allen seinen Muth anzuwenden, um eine Liebe, die ihm widersinnig erschien, in ihrem Keim zu ersticken; er legte sich selber den Eid ab, Alles aus seinen Gedanken zu verbannen, was ihn an Madeleine erinnern konnte, indem er dachte, so würde er die Macht ertöden, die sie bereits über sein Herz ausübte.

Dieser Entschluß war leichter zu fassen, als auszuführen; Marius suchte Zerstreuungen, um das bezaubernde Bild, welches sich bereits einen Gedanken eingepägt hatte, zu verbannen; er fand aber keine. Vergebens wollte er das Meer bewundern, welches er am Ende dieses unvergleichlichen Spazierganges bemerkte, den man den Prado nennt, ruhig und funkelnd unter den Feuern einer schönen Herbstsonne; vergebens rief er das Andenken an Milette an und wiederholte sich, daß die arme Frau der ganzen Zärtlichkeit ihres Kindes bedürfe, vergebens suchte er sich durch wesenhaftere Eindrücke zu betäuben, indem er seine Aufmerksamkeit auf die Bewegungen der Fußgänger, der Pferde und Wagen richtete, die sich ungeachtet der Mittagsstunde um ihn her bewegten.

So fest auch sein Wille war, so siegte doch das Andenken an Madeleine wieder; vergebens versuchte er es zu verbannen, dieses Andenken befand sich beständig neben ihm. Marius konnte Nichts ansehen, Nichts bewundern, Nichts wünschen, ohne daß die Antheil an seinen Gedanken hatte; wenn er an den Frühling dachte, indem er die großen Platanen ansah, war es nur, um sich zu sagen, wie angenehm es sein würde, in ihrem Schatten mit dem jungen Mädchen zu wandeln, wenn sie ihre Sommerkleider wieder angelegt hätten; wenn das Meer ihm schön erschien, sagte er sich, wie lieblich es sein würde, in Gesellschaft mit der, die er liebte, über seine Fluthen dahinzugleiten, und dort in dieser erhabenen Einsamkeit, in dieser Unermeßlichkeit, die uns Gott näher bringt, den Eid der Liebe wiederholen zu hören! Selbst Milette erinnerte ihn an Madeleine. Er dachte an die Freude, an den Stolz seiner Mutter, wenn er ihr eine so vollendete



Schwiegertochter vorstellen würde, an die glücklichen Tage, die eine solche Verbindung ihrem Alter bereiten würde.

Marius erschrak über das, was ihm als eine verdammliche Schwäche erschien, und seine Unruhe wurde groß. Er strengte sich an in seinem Kampf, den er mit sich selber lieferte, aber vergebens; es gelang ihm wohl, die gefährliche und bezaubernde Gestalt der Mademoiselle Riouffe aus seinem Gehirn zu verbannen, den Gedanken auszulöschen, der das junge Mädchen mit sich führte, indem er sie alle auslöschte und sich in eine gewisse geistige Erstarrung flüchtete, die weder Leben noch Schlummer ist; aber dann schien es ihm, als höre er vor seinem Ohr eine Stimme, die ihm einen Namen wiederholte, der schon für ihn nicht seines Gleichen hatte, der schon für seine Augen ein Gedicht war. Diese Stimme sagte zu ihm: Madeleine! Madeleine! Madeleine! Er fühlte sein Herz köstlich aufgereggt und ein Blut floß glühender und rascher durch seine Adern.

Der junge Mann hatte Furcht. Wie groß auch der Respect war, den er für Monsieur Coumbes empfand, so war er doch seit der Scene an dem Morgen nicht ohne Unruhe wegen seiner Vernunft und legte sich die Frage vor, ob dieser Wahnsinn nicht vielleicht ansteckend sein sollte, wenn sein Gehirn nicht wie das des ehemaligen Packträgers krank geworden sei.

Die Antwort war vermuthlich nicht befriedigend, denn sobald er sie an sich gerichtet hatte, nahm er einen Weg, als wäre er verfolgt worden, und durchschritt die Stadt, um zu seinem Patron zurückzukehren. Er hoffte ganz einfach, daß die Arbeit das Gleichgewicht seines Geistes wieder herstellen werde.

Als er über die Esplanade de la Tourette ging, sah er die Kirche de la Major offen.

Marius war kein starker Geist; in einem Alter, wo man im Norden schon die Praxis, wenn nicht den Glauben zurückweist, hatte er das Christenthum in seiner ganzen Reinheit und ursprünglichen Einfachheit beibehalten.

Unter diesem großen offenen Portal sah er Gott, der ihm seine Arme entgegenstreckte; in dem majestätischen Tone der Orgel, wovon ein letzter Nachhall in ein Ohr drang, glaubte er die Stimme des Herrn zu vernehmen, die ihm sagte, daß das Gebet ein viel wirksameres Mittel sei, als die Arbeit, gegen die Unruhe, die ihn erschreckte.

Er trat in die Kathedrale. Der Gottesdienst war eben beendet und die Kirche leer. Marius eilte in eine kleine einsame Kapelle, wo er niederknieete.

Als er die Augen erhob, um zu beten, fiel ein Blick auf das Gemälde auf dem Altar und er schauderte.

Es war eine Copie des berühmten Bildes von Correggio, welches die große Sünderin, die Schutzpatronin des jungen Mädchens darstellte, welches einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Die Heilige, in der Mitte eines wilden Gehölzes liegend, ebenso sehr in ihr Haar mit goldenem Scheine, als in die Falten ihrer blauen Tunica gehüllt, stützte neben einem Totenkopfe sinnend ihren Ellenbogen auf ein Buch.

Es war nicht blos die Gleichheit der beiden Namen, die Marius auffiel; unter der Herrschaft der Sinnentäuschung, die ihn verfolgte, fand er in diesem gemalten Bilde diejenige, die er liebte, wieder; er fand sie lebend wieder; es war sie, es waren ihre zugleich ernsten und zärtlichen Augen, der ernste und sanfte Ausdruck ihres Gesichts. Die Täuschung war so auffallend, daß er ihre Stimme zu hören glaubte.

Die Verwirrung seiner Ideen wurde schrecklich, ein Haar richtete sich auf seinem Kopfe

empor, ein Herz schlug, als wollte es eine Brust sprengen; er stützte sich auf eine Hände, um sich dem Anblicke dieses Bildes zu entziehen, und er begann mit aufgeregter und bebender Stimme zu beten.

»Mein Gott,« sagte er, »befreie mich von dieser wahnsinnigen Liebe, gestatte nicht, daß ich unterliege. Du hast mir eine bescheidene und arme Stellung gegeben; habe ich denn nicht Deinen Willen verehrt? Hat es mir denn an Muth und Resignation gefehlt? Warum lässest Du mich auf diese Weise darniederbeugen? Laß mich der Versuchung nicht unterliegen, o mein Gott! Siehe, sie verfolgt mich bis vor Deine Altäre mit den Zügen, die ich fürchte, ohne aufhören zu können, sie zu verehren; sie zeigt sie mir in den Zügen einer Deiner Erwählten – ich flehe Dich an und ich zittere, daß Du mein Gebet nicht erhörest – ich beschwöre Dich, die Ruhe in meine Seele zurückzuführen, und ich frage mich, ob diese Ruhe nicht ebenso schrecklich sein wird, wie die des Todes. O Du, deren Namen sie führt, selige Heilige, die Du so viel gelitten, weil Du so viel geliebt hat, bitte Gott, daß er mir die Stärke schicke, die ich in mir selber nicht finde, bitte ihn, daß er geben möge, daß ich sie vergesse und daß dieser Name Madeleine mich nicht mehr, wie in diesem Augenblicke mit Qualen erfülle, die zugleich köstlich und schrecklich sind –«

Das Gebet unseres Marius wurde von einem erstickten Schrei, nur zwei Schritte hinter ihm, unterbrochen.

Er wendete sich um und bemerkte eine einfach aber elegant gekleidete junge Dame, welche die Kapelle zu verlassen im Begriff war. Ein über das Gesicht dieser Dame herabgelassener Schleier verhinderte, ihre Züge zu unterscheiden. Stühle und Bänke standen ihr im Wege und sie entfernte sie mit einer Aufregung, welche zeigte, daß sie nicht weniger unruhig war, als der junge Mann.

Dieser blieb stumm und wie vernichtet zurück, fast ebenso unbeweglich wie die florentinischen Statuen, welche die Kirche schmückten; ein Gedanke ging ihm durch den Kopf, aber eine Vernunft weigerte sich, daran zu glauben.

Als die junge Dame sah, daß Marius eine Aufmerksamkeit auf sie lenkte, schien sie den Kopf zu verlieren; sie stieß einen Betschemel um, blieb mit dem Fuße daran hängen und stolperte.

Milettens Sohn eilte herbei, um ihr zu Hilfe zu kommen, aber ehe er bis zu ihr gekommen war, hatte sie sich aufgerichtet, und leicht wie ein Schatten verschwand sie unter den zahlreichen Pfeilern der Kathedrale.

Einem mächtigen Eindruck nachgebend, wollte Marius ihr folgen, als er Etwas am Boden liegen sah, was die Unbekannte auf ihrer Flucht hatte fallen lassen. Er hob es auf; es war ein Meßbuch, und auf dem Maroquindeckel des Buches fanden die beiden gothischen Buchstaben M. R.

Es war ihm nicht mehr zu zweifeln gestattet; die junge Dame war Madeleine; sie hatte gehört, was er Gott allein anzuvertrauen geglaubt hatte.

Er beendete ein Gebet nicht und verließ die Kirche, noch mehr erschüttert, als da er eingetreten war.

---

## Zehntes Kapitel.

### *Zwei redliche Herzen.*

In Folge der Begegnung in der Kirche de la Major wagte Marius sich nicht zu entschließen, an Mademoiselle Madeleine zu schreiben, um sie von der trotzigen Stimmung des Monsieur Coumbes in Kenntniß zu setzen, wie er es zu thun beabsichtigt hatte.

Er war blaß und zitternd in das Haus seines Patrons zurückgekehrt. Seine Niedergeschlagenheit war so tief so einleuchtend, daß Jedermann ihn für krank gehalten, und daß der herbeigerufene Arzt ihn fieberkrank gefunden hatte. Man hatte ihn zu Bette gebracht; aber selbst in der Einsamkeit eines kleinen Zimmers hatte er nicht den Gedanken, an das junge Mädchen zu schreiben; er war überzeugt, daß sie in ihrem gerechtfertigten Unwillen nicht weniger thun könne, als ihm einen Brief zurückzuschicken, ohne ihn zu lesen.

Indessen wurde Monsieur Coumbes nicht in die Lage versetzt, von seinem Talente, die Feuerwaffen zu handhaben, Gebrauch zu machen. Monsieur Riouffe und seine Schwester fanden sich nicht vor der Gitterthüre der Cabane ein.

Am Abend empfing Monsieur Coumbes von einem jungen Nachbar einen höflichen Brief, in welchem dieser mit der Rücksicht, die er dem Alter des ehemaligen Packträgers schuldig war, sein Unrecht eingestand und ihn bat, es zu vergessen.

Monsieur Coumbes fehlte es an Edelmuth, wie es ihm an jener Seelengröße gefehlt hatte, welche die Vergessenheit der Beleidigungen gebietet; man unterdrückt nicht ungestraft seine Gefühle. Weit entfernt, in diesem Schritte ein edles und redliches Geständniß zu sehen, welches auf würdige Weise einen Fehler wieder gut machen will, stellte er sich vor, daß es von seinen Drohungen herbeigeführt worden sei, denn er zweifelte nicht, daß Marius der getreue Dolmetscher derselben gewesen sei. Dann, als er einige kriegerische Neigungen fühlte, war er ein wenig eifersüchtig auf die Rolle, welche dieser, den er als ein Kind betrachtete, in seiner Sache gespielt, und er fand sich befriedigt, wenigstens mit Marius gleichgestellt zu sein.

Zur großen Ueberraschung Miletten's, die ihren Herrn nie nach Sonnenuntergang hatte ausgehen sehen, verlangte Monsieur Coumbes, sobald er den Brief Jean Riouffe's gelesen hatte, was er seine Levite nannte, zog sie an, steckte Geld in seine Westentasche und begab sich in das Kaffeehaus von Bonneveine.

An diesem Orte, dem Schauplatze seiner ersten Demüthigungen wollte er seinen Ruhm strahlen lassen. Seine stolzen Neigungen waren nicht gemäßigt, sie folgten aber seiner neuen Leidenschaft, dem Haffe, in der abscheulichen Richtung, welche die seinen Gefühlen gab; man konnte dann über seine Eitelkeit lachen, wenn sie sich befriedigt fand durch das Aufblühen einer Blume, durch das Wachsen der Gemüse, durch das Fangen eines Fisches, aber selbst seine Einfalt ließ ihm einen gewissen Charakter der Größe. Es blieb Nichts weiter übrig, als sie zu beklagen, jetzt da sie ihn dahin führte, sich den Beifall der gemeinen Zuhörer zu erbetteln, ihre Bewunderung zu bestechen, indem er sie mit vielen kleinen Gläsern anfeuerte, jetzt da er sich den leichten und groben Triumphen hingab, welche ihm die Großmuth der Umstände bereitete.

Monsieur Coumbes machte viel Effect in dem öffentlichen Kaffeehause seines Orts; er las dort

den Brief seines Nachbarn vor, indem er ihn mit zahlreichen Bemerkungen begleitete über die Feigheit desselben, über die Behandlung, die seiner gewartet, wenn er sich nicht entschlossen, seine Entschuldigungen aus der Ferne zu senden. Da der ehemalige Packträger sich zugleich an den unauslöschlichen Durst der Gäste des Kaffeehauses von Bonneveine und an den Neid wendete, den man gewöhnlich gegen die reichen Leute hegt, so wurde ihm Billigung und Beifall wie einem Kriegshelden zu Theil; er übertraf, wie man einstimmig behauptete, den heiligen Georg. Der neue Renommit blieb geizig, indem er sich verschwenderisch zeigte, das heißt, er vergaß sich nicht bei der Vertheilung der geistigen Getränke, die er unternommen; auch verwirrte der Dunst derselben, vereint mit dem des Ruhmes vollends ein Gehirn. Er kehrte nach Hause zurück, indem er furchtbare Bewegungen mit seinem Regenschirm machte; er war nicht sehr gewiß, ob er nicht die ganze Bande der Riouffe's getödtet hätte, wie ihm in der Nacht geträumt, und wie er an dem eben verflossenen Abend bei der ersten Gelegenheit zu thun geschworen. Als er das Dach der Sennhütte erblickte, welches schwarz gegen den nebeligen Horizont des Meeres abstach, mußten ihn diejenigen, welche ihn aus Mitleid oder aus Erkenntlichkeit begleiteten, mit Gewalt abhalten, sie anzuzünden.

Als er am folgenden Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erinnerte sich Monsieur Coumbes nur undeutlich dessen, was am Abend geschehen war. Aber was davon in einem Gedächtniß blieb, wäre hinreichend gewesen, ihn ein wenig beschämt zu machen, wenn eine Eigenliebe es ihm gestattet hätte. Er wäre lieber gestorben, als daß er sich gestanden hätte, daß er Unrecht gehabt. Er wiederholte diese erste Sitzung in dem Kaffeehause von Bonneveine nicht, und zwar zum großen Bedauern der gewöhnlichen Gäste dieses Hauses; aber als der Zufall machte, daß er einem derselben begegnete, fuhr er fort, weniger lärmend vielleicht, aber nicht mit mehr Bescheidenheit zu triumphieren.

Indessen war die Art, wie Jean Riouffe sich benahm, wohl geeignet, eine weniger unerbittliche Leidenschaft zu besänftigen, als die des wüthenden Monsieur Coumbes.

Von dem Tage an, als Madeleines Bruder den Frieden mit seinem Nachbar unterzeichnet hatte, hörte die Sennhütte auf, der Schauplatz toller Gesellschaft und lärmender Gelage zu sein, welche Monsieur Coumbes so sehr aufgebracht hatten. Am Sonnabend Abend kam Mademoiselle Riouffe zuweilen mit ihrem Bruder dorthin, häufiger noch in Gesellschaft einer alten Dienerin. Sie brachte sechsunddreißig Stunden dort zu, wie es der Besitzer der Cabane zur Zeit that, als seine Geschäfte ihm nicht die freie Verfügung über seine Zeit ließen. Einige Spaziergänge im Garten, die Sorge für ihre Blumen, seltene Ausflüge zu den Felsen an der Küste waren die einzigen Zerstreungen des jungen Mädchens. Die Sennhütte war so still und friedlich, so anständig geworden, wie ihre Gesellschafterin zur Linken.

Es war Monsieur Coumbes nicht möglich, dies zu leugnen, auch versuchte er es nicht; er begnügte sich damit, Miletten auf rauhe Weise Schweigen aufzuerlegen, als diese, ernstlich betrübt, die üble Laune ihres Herrn die Ursache derselben überleben zu sehen, ihn auf diese Verbesserung aufmerksam zu machen versuchte.

Es war ihm nicht mehr gestattet, die sanfte Ruhe, die Gleichgültigkeit, die bis dahin sein Leben charakterisiert hatte, wieder zu erlangen. Die bösen Gefühle gleichen dem Unkraut auf den Feldern; ein Wurzelast reicht hin, um es fortzupflanzen. Der Neid und seine Begleitung hatten das Herz des Monsieur Coumbes in Besitz genommen, Alles diente ihm als Vorwand, nicht wieder herauszugehen; in Ermangelung des Herrn war es der Garten der Sennhütte, welcher das Dasein des ehemaligen Packträgers vergiftete.

Dieser Garten war weder länger noch breiter, weder weniger schlecht gelegen, noch weniger dem Winde und Wetter ausgesetzt, als der des Monsieur Coumbes, und doch zeigten sich die Erfolge sehr verschieden, da das Jahr, in welches man eingetreten war, nicht dem vorhergehenden gleich. Der Garten des Monsieur Coumbes hatte so gut wie möglich das Aussehen eines Bratofens wieder angenommen, welches wir zu Anfang dieses Bandes ausführlich geschildert haben. Trotz dem Nordwestwinde und der Sonne blieb der des Monsieur Riouffe frisch, üppig und duftend, Zahlreiche Zufuhren von Gewächserde hatten schon den Boden verbessert; Vorhänge von Tamarisken und Cypressen, groß mit der Erde, in welcher sie gewachsen waren, gepflanzt; zahlreiche Schutzwehren von Stroh beschützten die Pflanzen; wenn ungeachtet so vieler Vorsichtsmaßregeln die Trockenheit oder der Seewind sie zerstörte, so wurden sie mit einer Verschwendung ersetzt, die nicht gestattete, diesen Unfall zu bemerken.

Der Anblick dieses unerhörten Glücks verletzte Monsieur Coumbes ebenso grausam, wie die schlechten Scherze Jean Riouffes und seiner Kameraden es nur hätten thun können. Er versuchte gegen das anzukämpfen, was er eine empörende Parteilichkeit der Natur nannte; er verdoppelte das Begießen; er machte Anpflanzungen über Anpflanzungen; er gab sich Ausgaben hin, die er selber als unsinnig bezeichnete aber sei es nun, daß er zu spät angefangen, sei es, daß es an dem Boden lag, es glückte ihm Nichts, und der Garten seiner Nachbarn, welcher sein Unglück bezeugte, machte, daß seine Abneigung gegen die fort dauerte. Er wendete den Kopf ab, wenn ihm die grünen Gipfel der Gesträuche, welche über eine Mauern hinausragten, in die Augen fielen; wenn man mit ihm davon sprach, bekam er einen nervösen Anfall. Unglücklicherweise fand dieser Glanz des Gartenbaues Mittel, sich wiederum kund zu geben: der Seewind, der über die Wohnung des Monsieur Riouffe dahinging, erfüllte sich mit dem Dufte der Rosen, der Tuberosen, der Heliotropen, der Nelken und Jasminen, die sie in eleganten Körben schmückten, und trug ihn getreulich zu dem Monsieur Coumbes hinüber. Ungeachtet der Verachtung, die dieser für die frivole Cultur hegte, erbitterte ihn dieser Beweis von einer so großen Ueberlegenheit nur noch mehr; er verachtete endlich, wie alle neidischen Menschen, das, was seit dreißig Jahren sein Glück ausgemacht hatte, und er hegte Abscheu gegen das, was seinen Stolz ausgemacht; er versäumte einen Garten und beschäftigte sich nur mit dem Fischfange, welcher den Vortheil hatte, daß er ihn ganze Tage lang von dieser verabscheuten Nachbarschaft fern hielt.

Es war nicht Jean Riouffe, der aus dem Garten seiner Sennhütte ein so beleidigendes Wunder für den ehemaligen Packträger gemacht hatte.

In Folge des Besuches von Marius hatte Madeleine zärtliche aber strenge Vorstellungen an ihren Bruder wegen seines Benehmens gegen Monsieur Coumbes gerichtet. Die Betrübniß, welche sie diesem verursachten, war rührend geworden, da sie von den Lippen einer Schwester kamen, welche Jean Riouffe verehrte. Er hatte ein gutes Herz, wie die meisten schlechten Subjecte, er versuchte die Rührung des jungen Mädchens in einen Scherz umzuwandeln; als er aber sah, daß diese ernst blieb, ergab er sich und versprach, Alles zu thun, was sie von ihm verlangen würde.

Er hatte eingewilligt, in Person zu gehen, um dieser Person, die er nicht umhin konnte sehr lächerlich zu finden, eine ehrenvolle Genugthuung zu geben; aber an demselben Tage, als dieser Schritt ausgeführt werden sollte, schien Mademoiselle Madeleine ihre Absicht geändert zu haben, und der Brief, den Monsieur Coumbes als Siegeszeichen benutzt hatte, wurde anstatt dessen abgeschickt. Jean Riouffe schrieb ihm mit Nachgiebigkeit, er versprach seiner Schwester

überdies, daß die Sennhütte aufhören solle, der Sitz der Gesellschaft der Vampyre zu sein, und er hielt getreulich sein Wort. Mademoiselle Madeleine reinigte durch ihre Gegenwart die, so neu sie waren, bereits verunreinigten Mauern.

Das erste Mal, als sie nach Montredon kam, fand Mademoiselle Madeleine die Lage, die Bauart, die inneren Anordnungen entsetzlich und erklärte ihrem Bruder wohl zehnmal, so nothwendig es auch sein möchte, seine Thaten und die seiner Bande zu verbergen, so könne sie doch nicht begreifen, wie er eine solche Wüste habe wähle können, um darin ein Zelt aufzuschlagen. —

Aber seit den Ereignissen, die wir eben erzählt haben, kam das junge Mädchen vermöge einer seltsamen Umkehrung, so weiblich man dieselbe auch halten mag, von ihren ersten Ansichten ab; die öden Sandhügel des Cap Croisette erschienen ihr nicht mehr so widerwärtig; die Felskuppen von Marchia Veyre nahmen in ihren Augen einen Anblick an, der nicht ohne Reize war; die Durchsichtigkeit des Meeres, die sich abwechselnd mit Aquamarin und Blau je nach den Ablagerungen von Seepflanzen oder Sand mischten, erschien ihr anziehend; selbst die Abgeschiedenheit, woraus sie der armen Sennhütte ein so großes Verbrechen gemacht hatte, war ein Vortheil, den sie hervorzuheben nicht versäumte. Noch war kein Monat vergangen, als sie ihren Bruder bat, ihr die Besetzung des kleinen Landhauses zu überlassen.

Dieser war beschäftigt, etwas ganz Anderes zu studieren, als den Charakter der Frauen; er verlor seine Zeit nicht damit, seine Schwester nach den Gründen dieses auffallenden Widerspruches zu fragen; dieser Verkauf brachte ihm Geld in die Tasche, woran es ihm gerade fehlte, und er willigte in demselben Augenblick ein.

Dieser Ankauf hatte nur in seinem Anfange den Anschein der Laune. Mademoiselle Madeleine wurde jeden Tag anhänglicher daran. Sie sprach wenig von ihrer Sennhütte und lud Niemand als ihren Bruder ein, sie dorthin zu begleiten, aber Alles deutete darauf hin, daß sie beständig daran dachte.

Sie war es, welche die Anordnungen geleitet, welche das Gärtchen in ein Paradies verwandelt hatten, dessen Düfte Monsieur Coumbes auf so grausame Weise verfolgten: ihre beständige Beschäftigung mit Verbesserungen und Verschönerungen gewährten ihr Zerstreungen, worüber sie zuweilen ihre Geschäfte vernachlässigte; ihre Leidenschaft für die Blumen veranlaßte sie zu Ankäufen, die ihr Bruder, wenn er sich der Gewohnheiten der Ordnung und Sparsamkeit erinnerte, in welcher Hinsicht seine Schwester ihm so oft das Beispiel gegeben, nicht begreifen konnte; endlich bemerkten selbst die Commis mit Bestürzung, daß ihre junge Patronin, die am Sonnabend Abend sonst immer bis zuletzt bei der Arbeit geblieben, beständig nach ihrer Uhr sah, um sich zu überzeugen, ob die Stunde zur Abreise aufs Land noch nicht da sei.

Wir wollen auf der Stelle die Lösung des Räthsels mittheilen, und zu dem Zwecke müssen wir ein wenig zurückgehen.

Nach der Unterredung, in welcher Mademoiselle Madeleine das Widerstreben ihres Bruders überwunden, die Erklärungen zu geben, womit Marius sich zufrieden erklärt, hatte sie sich in die Kirche de la Major begeben; sie wollte Gott danken, daß er ihr gestattet, eine Angelegenheit zu beenden, die, wenn die beiden jungen Leute zusammengetroffen wären und die Entschlossenheit des Einen der Eigenliebe des Andern entgegengetreten wäre, nothwendigerweise einen blutigen Ausgang hätte haben müssen.

Wir haben gesehen, wie der Zufall Marius in dieselbe Kapelle geführt hatte, worin sich das junge Mädchen befand; wie dieser durch die Verwirrung seiner Ideen dahin geführt worden, sich

allein zu glauben; endlich wie und mit welchen Ausdrücken der Name Madeleine von seinen Lippen gekommen.

Mademoiselle Riouffe kehrte sehr aufgeregt in ihre Wohnung zurück; sie wollte über die augenblickliche Leidenschaft scherzen, die sie diesem jungen Manne eingeflößt; nur ihre Lippen fanden ein Lächeln, ihr Herz blieb ernst und sie wurde sogar träumerisch. Sie versuchte, ihrem Bruder die Uebertriebenheit dieses Jünglings zu erzählen. Bei dem ersten Worte, welches sie davon sprach, verstummte sie, beendete es nicht und war genöthigt, eine Ausflucht zu suchen, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Nach und nach veränderte diese Uebertriebenheit das Aussehen und den Namen. Das Gebet dieses armen Jünglings, welcher Gott bat, ihm Kraft genug zu geben, um einer Liebe zu widerstehen, die ihn von dem Wege der strengen Rechtschaffenheit, von der angestregten Arbeit, die er zu seiner Lebensaufgabe gemacht, ablenken könne, hörte auf, sich ihr lächerlich darzustellen und erschien ihr rührend; sie sah darin die Andeutung eines erhabenen Charakters, einer rechtschaffenen Seele.

Nach diesen moralischen Eigenschaften erinnerte sie sich der physischen Vortheile, die bisher in ihrem Gedächtnisse geschlummert, doch war sie zu sehr Weib, um sie nicht bemerkt zu haben. Sie erinnerte sich mit einem Herzklopfen, welches sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte, daß Marius schön war und zwar jene strenge Schönheit der südländischen Männer besitze, die schon im Jünglingsalter der männlichen Reife gleicht; sie rief in ihrer Träumerei das Bild des jungen Mannes vor ihre Augen; sie sah diesen festen und entschlossenen Blick wieder, als er von Monsieur Coumbes sprach, der zärtlich und demüthig wurde, als ihm Madeleine ihre Sorgen und Bekümmernisse mittheilte, und seine verächtliche Lippe, als sie eine Erwähnung der Gefahren wagte, welchen er sich aussetzen würde.

Einige Tage lang stellten sich diese Gedanken dem Geiste des jungen Mädchens dar, als sie bemerkte, daß sie vergebens über dieselben zu siegen versuche; sie sah die Lage kälter und viel entschlossener an, als Marius gethan hatte. Ihre Liebe zu ihrem Bruder begann sehr günstige Resultate zu zeigen. Madeleines Zureden nachgebend, zeigte sich Jean Riouffe weniger vergnügungssüchtig; er wurde immer kälter gegen die Gefährten seiner Ausschweifungen; und schon mehrmals hatte er die Absicht zu erkennen gegeben, sich zu verheirathen.

Der Augenblick näherte sich also, wo die Aufgabe seiner Schwester erfüllt sein mußte, wo der Eintritt einer Schwägerin in das Haus die Rolle Madeleines sehr schwierig machen und wo sie sich in der Mitte der neuen Familie ihres Bruders als eine Fremde finden würde. Was die ehemals mit ruhigem Auge angesehen, was sie mit ganzem Herzen herbeigewünscht hatte, daran konnte sie jetzt nicht ohne Schrecken denken; sie fragte sich, was aus ihr werden würde, wenn fiel nicht mehr wisse, wie sie ihren Durst nach Liebe, der ihre Seele verzehrte, stillen sollte, und sie fühlte, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten und wie ihr Herz zerriß. Zwischen dem, welchen sie für den Sohn des Monsieur Coumbes hielt, und ihr herrschte eine große Verschiedenheit der Stellung; aber wenn die Gewohnheit eines geregelten und geordneten Lebens ihren Geist gereift hatte, so befreite der Kummer ihrer Jugend ihre Vernunft von den Vorurtheilen, welche dieselbe verdunkeln konnten.

Nach dem, was sie von dem Charakter des jungen Marius gesehen hatte, dachte sie, daß sie mehr zu gewinnen habe, wenn sie sich bis zu ihm herablasse, als wenn sie bis zu einem Anderen erhoben würde, der nicht so viel Werth habe, wie er.

Sie glaubte der Vernunft zu gehorchen; wahrscheinlich war es die Leidenschaft, die schon

allein hinreichte, sie zu bestimmen.

Wie dem auch sei, sie versuchte nicht mehr, ihrer Neigung entgegen zu wirken; sie gab sich derselben mit der Aufrichtigkeit eines redlichen Herzens hin; sie war zu wahrhaft tugendhaft, um ihre Neigung mit der Aeüßerlichkeit einer falschen Klugheit zu maskiren; sie zauderte nicht, sich Marius zu nähern, und da sie jetzt die Nachbarin des Monsieur Coumbes geworden war, so erwartete sie, daß der Sohn dieses Mannes dem Prolog, den er in der Kapelle der heiligen Magdalena gesprochen, eine Fortsetzung geben würde.

Aber so groß auch ihre Geduld war, so schien doch Marius dieselbe auf eine zu schwere Probe stellen zu wollen; der Sommer war vergangen, der Herbst hatte angefangen, ohne daß er ein Wort an die gerichtet, die ihn mit so viel Wohlwollen empfangen hatte. Er zeigte sich ebenso eifrig zu fliehen, wie das junge Mädchen ihm zu begegnen, und wenn es ihm zufällig unmöglich war, ihr auszuweichen, schlug er die Augen nieder, um sie nicht eher zu erheben, als bis sie verschwunden war.

---



## Elftes Kapitel.

*Worin gezeigt wird, daß es bei viel gutem Willen doch zuweilen schwierig ist, sich zu verständigen.*

Die Zurückhaltung und Kälte, welche Marius gegen Mademoiselle Madeleine zeigte, war nichts weniger als aufrichtig.

Seine Begegnung mit ihr in der Kirche de la Major hatte seine Bedenklichkeiten überwunden; abergläubisch wie alle wahrhaft religiösen Menschen, hatte er in dem Zufall, der sie auf so seltsame Weise einander genähert und das junge Mädchen in ein Geheimniß eingeweiht hatte, wovon er ihr nie das Geständniß abzulegen gewagt haben würde, ein offenbares Einschreiten der Vorsehung gesehen; unter dem Einflusse dieses allmächtigen Gedankens waren die kalten Eingebungen der Vernunft und der Pflicht verschwunden, und Alles in ihm hatte sich mit dem Schrei der Liebe vereint, der aus seinem Herzen kam.

Die Umstände nöthigten Marius, dieses Gefühl in sich zu verschließen und zu verschweigen; es ging also sehr schnell in Liebe über.

Aber was die Liebe in dieser starken, jugendlichen und ursprünglichen Natur besonders bezeichnete, war der Respekt, den ihm Madeleine einflößte; dieser Respect befreite seine Liebe von jedem irdischen Streben; sie flößte ihm den hohen Glauben, die aufrichtige Demuth und auch die leidenschaftliche Begeisterung eines Frommen für die Madonna ein. Es war ein Cultus, ein Götzendienst. Er wäre gern durch den Arm des Meeres geschwommen, welcher die Insel Pomegue von Montredon trennt, um die Luft zu athmen, welche eine Vielgeliebte athmete, und er hätte nicht gewagt, wenn er diese Heldenthat ausgeführt, den Saum des Kleides des jungen Mädchens mit der Spitze eines Fingers anzuregen, um ihn zu seinen Lippen zu führen; dieses Kleid erschien ihm von Marmor, wie das einer Statue, nie hatte seine Einbildungskraft davon geträumt, die Falten desselben zu befragen.

Er senkte die Augen, wenn ihm Mademoiselle Riouffe begegnete, und sie hatte in ihrem Leben die Rolle übernommen, welche Gott der Sonne in der Natur übertragen hat; Marius schien sie zu fliehen, und doch war der Gedanke an die beständig einem Geiste gegenwärtig.

Dieser scheinbare Widerspruch in einer Seele, die zu einer kräftigen Entschlossenheit fähig war, erklärt sich durch das Gefühl, welches Marius von einer untergeordneten Stellung Madeleine gegenüber hatte; es war ein so weiter Abstand von dem jungen Mädchen, eingetragen in das goldene Buch der hohen marseiller Handelsgesellschaft, bis zu einem armen Burschen ohne Namen, von dem Mitleide eines Packträgermeisters erzogen, so daß es ihm nicht möglich schien, daß diese Kluft einst sollte überschritten werden; er liebte ohne Hoffnung, und seine Leidenschaft war deshalb nur um so glühender.

Wie Mademoiselle Riouffe für Miletten's Sohn gestimmt war, durfte dieser nur einen Schritt vorwärts thun, um glücklich zu sein. Er hatte nicht die Stärke, flehende Hände zu derjenigen auszustrecken, die ihm so theuer war, und in seiner stummen und einsamen Verehrung fand er unaussprechliche Genüsse.

Alle die, welche sich erinnern wollen, daß die jung gewesen sind, werden es begreifen.

Welches sind unsere Vergnügungen, unsere Freuden des männlichen Alters gegen die köstliche Trunkenheit der Jugend, wenn das Herz sich von seinen Wickelbändern frei zu machen, einen ersten Schrei hervorstottern sucht, wenn der Hauch eines weiblichen Wesens, das Rauschen ihres Gewandes, ein Wort, ein Blick, eine Blume, die ihren Fingern entfallen ist, uns in eine Begeisterung versetzen, welche allein einen Begriff von den Genüssen des siebenten Himmels gewähren kann.

Die Handlungsweise, die Monsieur Coumbes gewählt hatte, seinen Garten zu vernachlässigen und den größten Theil seiner Zeit auf dem Meere zuzubringen, gab Marius, wenn er in die Cabane kam, eine Freiheit, die er bis dahin nicht gekannt hatte; Milette war zu glücklich, ihn in ihrer Nähe zu sehen, zu sehr mit den häuslichen Sorgen beschäftigt, um seinen Handlungen entgegen zu sein, oder sie zu beobachten; der Sonntag gehörte seiner Liebe.

Die Gleichgültigkeit, die wir erwähnt haben, hörte auf, sobald der junge Mann gewiß war, daß Madeleine ihn nicht mehr sehen könne. Er nahm das von Monsieur Coumbes verlassene Observatorium in Besitz, und brachte lange Stunden damit zu, die hübsche Nachbarin zu beobachten; er sah sie, hinter dem Rollvorhange versteckt, liebevoll an, wie sie in ihrem Garten hin und her ging; ihren Pflanzen Wasser gab und ihre Rosenstöcke von ihren verblichenen Blumen befreite; er bewunderte ihre Schönheit, ihre Grazie, ihre Einfachheit; und bei diesen Verdiensten, die seit sechs Monaten der gewöhnliche Text der Liebeshymne waren, die sein Herz sang, schien es ihm immer, als ob er sie zum ersten Mal bemerke.

Wenn Madeleine die Sennhütte verließ, um in der Nachbarschaft spazieren zu gehen, wartete Marius, bis sie hinter der Mauer des großen Meierhofes war, der ein wenig weiter entfernt lag, als die Cabane, dann schlich er sich hinaus und begann ihr zu folgen; er ging mit der Vorsicht eines Guerilla, der im Gebirge vorschreitet, warf sich platt nieder, wenn sie sich zufällig umwendete, verbarg sich in den Unebenheiten der Felsen, wenn eine Wendung des Weges machte, daß er ihr begegnen mußte, indem er hinter den Tannen und verkrüppelten Olivenbäumen des Hügels Schutz suchte. Wenn das junge Mädchen stehen blieb, verließ sein Blick sie nicht; er folgte mit Eifer allen ihren Bewegungen, allen ihren Geberden, und außer dem Glück, welches er empfand, sie zu sehen, hatte dieser oft ermüdende Weg seine Entschädigung: er konnte die Blumen pflücken, welche Madeleine mit der Hand berührte, welche ihr Kleid im Vorübergehen gebogen hatte; er machte einen Strauß davon, den er in sein Zimmer mitnahm, und während der ganzen Woche richtete er an diese schwache und ungewisse Ausströmung der Königin einer Gedanken Zärtlichkeiten, welche die Sentimentalität eines Frankfurter (?) Studenten nicht würde verleugnet haben.

So verging der ganze Sommer, ohne daß der Zufall, der indessen so wenig zu thun hatte, um ein Verbindungsband für zwei Herzen zu liefern, die mit so viel guten Willen für einander erfüllt waren, sich entschloß, die einander näher zu bringen.

Man war am Ende des September, und die Bewohner der Cabane und der Sennhütte zeigten sich gleich sorgenvoll.

Während die Herbstnachtgleiche die letzten Düfte des beneideten Gartens entführte, brachte sie auch die Stürme wieder; die hohle See wurde zur Woge und die Woge zum Wasserberge, so daß die Fahrten nach den Riouinseln, dem gewöhnlichen Schauplatze der Heldenthaten des Monsieur Coumbes, eingestellt werden mußten.

Milette hatte mehrere Gründe, traurig zu sein.

Marius gehörte der nächsten Aushebung an und die arme Mutter sah dem Augenblick nicht

ohne Schrecken entgegen. Sie war unruhig über die Bestimmung, die das Schicksal dem jungen Manne vorbehielt; sie fühlte sich sehr verlegen, als sie daran dachte, daß es nothwendig werde, ihm das Geständniß seiner wahren Lage abzulegen; sie fürchtete, daß ihr Sohn das Geheimniß des Verhältnisses des ehemaligen Packträgers zu seiner Dienerin errathen möchte; sie fühlte, wie sie erröthete und erbebte bei dem Gedanken, daß sie ihrem Sohne gestehen müsse, daß dieser Mann nicht sein Vater sei, und daß sie ihm den Namen und die Lage ihres Mannes mitzutheilen habe; sie begann zu begreifen, daß, so groß auch das Unrecht dieses Letzteren sein möchte, ihr eigenes Benehmen nicht weniger verdammlich gewesen; es erwachte Reue in ihrer Seele; sie fragte sich, ob der Fluch dessen, dem sie das Leben gegeben, ihr nicht als erste Strafe dienen werde.

Marius fürchtete den Winter, welcher die Besuche der Mademoiselle Riouffe in ihrer Sennhütte weniger zahlreich machen würde.

Madeleine, die ungeachtet des Scharfblicks, den man den Frauen zuschreibt, Nichts von den Gefühlen entdeckt hatte, die der junge Mann mit so vieler Sorgfalt verbarg, Madeleine empfand jene Entmuthigung und Ermattung, welche den Täuschungen folgen. Sie hatte einen Roman aufgeführt, und von dem ersten Helden konnte sie nur den Schatten erhaschen. Sie mochte ihr Bedauern leicht nehmen und sich wiederholen, am Ende zeige sich die Vorsehung weiter, als sie selber es gewesen, indem sie sich zu Gunsten der Vernunft und gegen die Neigung ausspreche, welcher sie nachgegeben; es gelang ihr nicht, diese Philosophie ihrem Herzen anzueignen, es blutete eben. Ihre Gefühle waren zu erhaben, als daß sie sich einem gewöhnlichen Aerger hingeben sollte; aber sie wurde düster, schwermüthig und kränkelnd; sie hatte die stets zunehmende gute Stimmung ihres Bruders benutzt, um ihm die Leitung des Handelshauses zu übergeben und um die letzten schönen Tage in Montredon zuzubringen.

Um die Unruhe zu besänftigen, die sie quälte, machte Madeleine immer weitere und häufigere Spaziergänge.

Eines Tages hatte sie, sich ihren Gedanken hingebend, das Cap Croisette umgangen und sich träumerisch auf einen von den Felsen niedergesetzt, die das Meer, sich an ihren Seiten brechend, wie Spitzen ausgezackt hatte.

Ihr Blick schweifte von diesem mittelländischen Meere, azurblau und mit Gold betupft, von diesen Steinblöcken, schön in ihrer entsetzlichen Nacktheit, die sie vor sich hatte, zu dem tiefen und ungeachtet seiner Klarheit düsteren Himmel.

Plötzlich glaubte sie in der Ferne einen Nothschrei zu hören; sie richtete sich auf, und sich mit den Händen, so wie mit den Füßen unterstützend, gelang es ihr, den Felsen zu ersteigen, der die südliche Spitze des Cap beherrscht. Madeleine sah Nichts; aber noch anderes Geschrei, wenn gleich schwächer, gelangte deutlich zu ihrem Ohr.

Sie ging entschlossen in dieser Richtung weiter; ihr Unternehmen war schwierig und gefahrvoll.

Bei dem stürmischen Wetter verschwand der äußerste Punkt des Cap Croisette gänzlich unter dem Wasser; die Fluthen haben die Felsen, die es bilden, mit Anstrengung unter die Füße getreten; an den Stellen, wo sie Marmor oder Granit gefunden haben, zeigt sich die Arbeit der Jahrhunderte an den seltsamen Zeichnungen, die nur in die Oberfläche des Steins einschneiden; aber wenn diese zart war, wenn Erde die Lagen trennte, da hatte das Rollen der Wogen tiefe Furchen, unzählige Kanäle eingegraben, in welchen das Meer circulirt.

Von einer Spitze zur anderen, von einem Felsen zum anderen springend und ebenso viel

Stärke als Geschicklichkeit zeigend, gelangte Madeleine zu der Stelle der Erdzunge, von wo der Ruf, den sie gehört, zu kommen schien.

Es war gerade an dem Orte, wo das Cap sich unter einer beträchtlichen und fast senkrechten Erhöhung erhebt.

Diese Erhöhung von Madrague her umgehend, erblickte sie einen Mann blutend und ohnmächtig am Boden ausgestreckt.

Ungeachtet des schmutzigen Aussehens dieses Menschen, ungeachtet einer zerlumpten Kleidung, war die erste Bewegung des jungen Mädchens gewesen, sich auf ihn zuzustürzen, seinen Arm zu ergreifen und zu versuchen, ihn an die Felswand anzulehnen, um ihn ins Leben zurückzurufen.

Aber so groß auch ihr Muth war, so ging diese Aufgabe doch über ihre Kräfte; der Kopf des Mannes, den sie aufgerichtet hatte, entglitt ihren Händen und fiel leblos auf den Boden zurück.

Madeleine hielt ihn für todt; ein unüberwindlicher Schrecken bemächtigte sich ihrer Sinne; sie wollte fliehen, aber ihre wankenden Kniee wichen unter ihr; sie wollte ihrerseits um Hilfe rufen, aber ihre Stimme erstarb in ihrer Kehle; sie brachte nur einen heiseren und unarticulirten Schrei hervor und fiel bewußtlos, wie er, neben dem Manne nieder.

So schwach der Ruf gewesen, war er doch gehört worden.

Ein Mann erschien auf der Höhe des Felsens, der diese Scene um etwa zwölf Fuß überragte, und ohne eine Secunde zu zaudern, sprang er mit einem Satze, der eine außerordentliche Muskelkraft voraussetzte, an Madeleines Seite.

Ungeachtet ihrer Bestürzung erkannte Madeleine Marius in dem, der ihr so plötzlich zu Hilfe kam; ungeachtet der Verwirrung ihrer Ideen sah sie deutlich an der Seelenqual, an der Zärtlichkeit, die sich in den Zügen des Sohnes Miletten's abbildete, daß Gott das Gebet nicht erhört habe, welches dieser in der Kapelle der Kirche de la Major an ihn gerichtet.

Sie streckte ihm ihre Arme mit einem Lächeln von unbeschreiblichem Ausdruck entgegen.

»Mein Fräulein, mein Fräulein, Sie sind doch nicht verletzt?« rief Marius blaß, indem er die beiden Hände ergriff, die sie ihm darreichte.

Madeleine, die noch von ihrer Aufregung beherrscht wurde, konnte nicht antworten; sie schüttelte verneinend den Kopf und deutete auf den Mann, der nur zwei Schritte von ihr am Boden lag.

Das Aeußere dieses Mannes war so abstoßend, daß Marius mit einer Bewegung des Entsetzens, die er nicht unterdrücken konnte, Madeleine in seine Arme schloß und sie von dem Unbekannten entfernte.

»Im Namen des Himmels! gehen Sie zu ihm,« flüsterte das junge Mädchen; »ich kann Ihrer Hilfe entbehren; aber er, er stirbt vielleicht.«

Eine Bitte von Madeleine war ein Befehl für Marius. Er ging auf den armen Teufel zu, öffnete seine Blouse, die ihm als Hemd und als Kleidungsstück diente, legte seine Hand auf sein Herz und überzeugte sich, ob es noch schlage.

Er tauchte einen Hut in's Wasser und schüttete dem Unbekannten einige Tropfen ins Gesicht.

Die Frische des Wassers führte einige Farbe auf die bleichen Wangen zurück; er athmete tief und mit Anstrengung.

»Lassen Sie ihn an diesem Salz riechen,« sagte Madeleine, die sich genähert hatte und dem jungen Manne ein Fläschchen reichte.

Von dem Reizmittel belebt, erhielt der Unglückliche seine Sinne wieder; seine Augen, die bisher starr und gläsern gewesen waren, erhellten und belebten sich; aber zur großen Ueberraschung der beiden jungen Leute richteten sich seine Augen nur mit dem Ausdrucke der ängstlichen Furcht auf sie; darauf durchsuchten sie die Umgebung, um sich zu versichern, ob nicht noch andere Zeugen gegenwärtig wären.

Marius und Madeleine konnten darauf den Unbekannten mit mehr Aufmerksamkeit beobachten; es war einer von jenen Menschen, die so stark den Verbrecher auf ihrem Gesichte tragen und den Ausdruck aller bösen Leidenschaften haben, daß es unmöglich ist, ihr Alter zu bestimmen. Seine Augen, stark geröthet von dem übermäßigen Genuße geistiger Getränke, ausgehöhlt in ihren von dichten Augenbrauen beschatteten Kreisen, hatten einen Charakter der Wildheit, den der an beiden Enden zusammengezogene Mund nicht Lügen strafte; tiefe Runzeln furchten eine Wangen, die zum Theil von einem langen und struppigen Barte bedeckt wurden. Seine Stirn war beträchtlich eingedrückt, sehr kurz geschnittene Haare bezeichneten genau den Umriß derselben, und diese Form des oberen Theils eines Gesichts, vereint mit der Entwicklung des Kinnbackens gab ihm vollends eine bestialische Physiognomie.

In dem Maße, wie das Interesse, welches er eingeflößt hatte, verschwand, erschien er um so entsetzlicher.

»Armer Mann!« sagte Madeleine, indem sie den Widerwillen, den sie gegen ihn empfand, zu beherrschen suchte, »was ist Ihnen denn begegnet?«

»Ei! zum Henker!« antwortete der Unbekannte, ohne die geringste Erkenntlichkeit zu zeigen und die junge Dame mit der äußersten Unverschämtheit ansehend, »wenn Sie wollen, daß ich sprechen soll, so müssen Sie damit anfangen, mein Sprachorgan anzufeuchten.«

»Was sagt er?« fragte das junge Mädchen,

Marius war nicht geduldiger, als die meisten seiner Landsleute es gewöhnlich sind; aber seit zwei Minuten, seitdem sich das verwirklicht hatte, was er nie zu träumen gewagt, als er Madeleinen's Arm unter dem seinigen fühlte, hatte das Wenige, was er von dieser Tugend besaß, um die Hälfte abgenommen.

»Wissen Sie, Mann,« rief er, »wenn Sie fortfahren, auf diese Weise zu sprechen, so werfe ich Sie in dieses Loch, wo Sie zu trinken finden werden, wenn Sie gleich in Gefahr gerathen, den Stachelkrebsen zu essen zu bringen!«

Madeleine hielt den schon aufgehobenen Arm des jungen Mannes, als sollte die Ausführung sogleich auf die Drohung folgen, zurück. Zu gleicher Zeit richtete sie einen flehenden Blick auf ihn.

Der Mann hatte versucht, sich aufzurichten, um seinem Gegner die Stirn zu bieten; aber bei einer etwas plötzlichen Bewegung entlockte ihm der Schmerz einen Schrei.

Das Mitleid kehrte in das Herz unseres Marius zurück, zu gleicher Zeit, als das Gefühl seiner traurigen Lage über die Unverschämtheit siegte, die der Unbekannte kund gegeben hatte.

»Ei! guter Gott!« sagte er, »man beleidigt doch nicht diese hübsche Dame, wenn man ein wenig Wein oder Brantwein von ihr verlangt, um meine Lippen zu erfrischen, nach dem Purzelbaum, den ich so eben gemacht habe! Denken Sie nur, mein kleiner Held, welchen Traum ich hatte, als ich dort auf der Felsspitze schlief, es träumten mir gar reizende Dinge. Es war mir, als hätte mich der liebe Gott beauftragt, der ganzen Erde Stockschläge auszutheilen; ich führte meine Schläge aus und das Rückenleder der Christen war wie gesotten! Ich habe zu stark

gehauen, zum Henker! denn als ich diesen schönen Traum hatte, muß ich eine Bewegung auf meiner Matratze von Steinen gemacht haben, und plötzlich schien es mir, als ob mein Rücken zum Sammelpfad für alle Peitschen der Galeerensclaven in allen vier Welttheilen diene; ich war von dort oben zu der Stelle heruntergefallen, wo Sie mich fanden und wo Sie mich noch sehen.«

»Ein seltsamer Ort, den Sie zum Schlafen gewählt!« sagte Marius.

»Ich war nämlich gewiß, dort nicht gestört zu werden,« entgegnete der Mann mit einem Augenblinzeln, welches ein Zeichen des Einverständnisses sein konnte, das der junge Mann aber nicht verstand; »ich vertheidige nämlich mein Schlafzimmer nicht, und ich muß gestehen, mit einer jungen Schönen, wie Sie da am Arme haben, muß Ihnen das Ihrige viel angenehmer erscheinen, als das meinige.«

Madeleine und Marius errötheten zugleich. Seitdem Miletten's Sohn den Unbekannten bedroht, hatte das junge Mädchen seine Hand nicht losgelassen, die sie ergriffen hatte; als sie diese seltsame und grobe Rede hörte, schloß sie sich näher an ihren Beschützer an und ihr Kopf ruhte auf Marius Schulter; dann entfernten sie sich plötzlich von einander.

»Ei, Henker!« rief der Verwundete, als er diese Pantomime bemerkte, »es scheint, als ob mein Scherz Ihnen Furcht verursacht; wahrhaftig, für einen alten Affen habe ich da eine seltsame Grimasse gemacht; wenn Sie verheirathet wären, würden Sie nicht allein auf den Hügeln umherwandern. Aber sein. Sie ruhig,« fügte er mit lautem und höhnischem Lachen hinzu, »ich habe nicht das Recht, mich gegen irgend eine Art von Contrebande strenge zu zeigen.«

»Machen wir ein Ende,« versetzte Marius, welcher blaß vor Zorn wurde. »Sie müssen begreifen, daß weder das Fräulein noch ich Etwas zu trinken in der Tasche haben; der Posten der Zollofficianten befindet sich nur eine Viertelstunde von hier; wenn wir fortgehen, wollen wir sie benachrichtigen, und Sie werden nicht nur erhalten, was Sie wünschen, sondern auch den Beistand, dessen Sie bedürfen.«

Der Mann war nicht im Stande, die Unruhe und die Unzufriedenheit zu verbergen, die ihm dieser Vorschlag verursachte; er verlor auf eine Minute die freche Zuversicht, wodurch er sich vorher ausgezeichnet hatte.

»Nein, nein,« versetzte er kopfschüttelnd, »ihre Menschenliebe würde sich nicht so weit herablassen; wenn ich ein großer Seifenhändler oder ein Rheder wäre, da ließe ich es mir gefallen, sie würden mich aufheben, in der Hoffnung, ein gutes Stück Geld zu bekommen, aber an meiner Uniform müssen Sie meinen Rang erkannt haben; ich bin nur ein armer Bettler und diese hübschen Herren von der Küste würden mich nur mit Fußtritten aufrichten. Nein, nein, ich will nicht im Bettelhause vermodern, wohin sie mich schicken würden, um meine Genesung abzuwarten.«

»Wir wollen sehen, wozu entschließen Sie sich?« fiel Marius ein. »Die Nacht bricht an; wir wollen Sie nicht hier lassen; der Wind wendet sich nach Nordwesten, wir werden diese Nacht einen Sturm bekommen und das Meer wird zu der Stelle heraufschlagen, wo Sie jetzt liegen; andererseits, wenn ich auch meine Kräfte mit denen des Fräuleins vereinen wollte, würde es uns doch unmöglich sein, Sie auch nur bis zu dem Dorfe Madrague zu bringen.«

»Fügen Sie auch hinzu, daß Sie nicht zu sehen wünschen, daß die hübsche weiße Hand sich mit den Lumpen des alten Mannes beschmutzte; es ist nicht appetitlich, das weiß ich wohl.«

»Was wünschen Sie denn endlich?«

»Helfen Sie mir, die Untersuchung der Wunden vorzunehmen.«

Der Bettler richtete sich mit Anstrengung auf; Marius setzte ihn aufrecht hin; er streckte seine beiden Beine nach einander aus, und als er bemerkte, daß sie ohne zu großen Schmerz die gewöhnlichen Bewegungen ausführten, fuhr er mit seinen schwarzen und schwieligen Händen mit einem Ausdruck unverkennbarer Genugthuung über seine Schienbeine dahin.

»Gut!« sagte er auf die deutend, »die Rückzugskanonen sind unverletzt!«

Dann zeigte er seine Arme und seine Finger.

»Außer zwei oder drei Schrammen sind die Jagdgewehre auch nicht all' zu sehr beschädigt; ich bin mit einigen Havarien am Schädel davongekommen. In zwei Tagen werde ich neu kalfatert aus dem Bassin hervorgehen.«

Er versuchte sich auf seine Füße zu stellen; als er aber seinen beschädigten Körper bewegen wollte, veranlaßte ihn der Schmerz zu einer entsetzlichen Grimasse. Marius und Madeleine streckten zu gleicher Zeit die Hände aus, um ihn zu unterstützen.

»Nun alter Cadaver!« rief der Bettler, »Du willst Deinen Willen haben, das sehe ich wohl! Nun müssen Sie mich auf mein Schlafzimmer bringen.«

Und er deutete mit dem Finger auf den steilen Felsen. »Sie können die Nacht nicht dort zubringen, der ungünstigen Jahreszeit ausgesetzt; wir werden es nicht zugeben.«

»Wie man sein Bett macht, so schläft man,« antwortete der Bettler achselzuckend, »und ich liebe die frische Luft so sehr, daß ich mich an dem Orte, den ich wähle, besser befinden werde; die Demuth ist eine von meinen Tugenden, und da ich nicht besser bin, als sie, so begnüge ich mich mit dem Nachtlager, welches der gute Gott den Vögeln der Küste giebt. Nun,« fügte er hinzu, indem er den schleppenden und näselnden Ton der Bettler von Profession annahm, »ein kleines Almosen, mein guter Herr, wenn Sie belieben, und ich werde Gott bitten, daß er Ihre Ehe segne und Ihnen das Paradies schenke.«

Der Ausdruck der spottenden Gottlosigkeit, womit der Verwundete diese Worte ausgesprochen hatte, vermehrte noch den Abscheu, den Marius für ihn empfand; indessen lud er ihn auf seine Schultern, umging den Felsen, erstieg die einzige Seite, von welcher er zugänglich war, und legte den Mann auf eine Plattform auf dem Gipfel der Erhöhung nieder.

Dieser Ort war vollkommen gut zum Lager einer Person gewählt, welche wenig begierig schien, Verkehr mit den Zollbeamten und den Fischern anzuknüpfen, welche das Cap Croisette besuchten.

Am südlichen Ende bildete ein Vorsprung von Stein einen Wall zwischen ihm und dem steilen Abhänge, wo man gegen den Nordwestwind und die Zudringlichkeit der Spaziergänger geschützt war.

Als Marius bemerkte, daß der Sack des Bettlers sich dort befand, wollte er ihn dorthin tragen.

»Nein, nein,« sagte dieser, »die Nacht ist gekommen, ich liege hier gut. Ich will mich nicht einem zweiten Purzelbaum aussetzen; nur ziehen Sie mir den Sack mit den Lebensmitteln ein wenig näher.«

Marius hob den leinenen Quersack auf, den er bemerkt hatte, dieser Sack war viel schwerer, als er das Ansehen hatte, und brachte, als er auf den Felsen fiel, ein klirrendes Geräusch hervor, welches den jungen Mann in Erstaunen setzte.

»Was haben Sie denn da drin?« sagte er.

»Was Teufel geht's Dich an? Du willst doch nicht auch den Neugierigen machen? Geh' und verkaufe mich an die Spürhunde, wenn Du es wagt, und vor nächsten Johannis sollst Du Deine

Baracke in Flammen stehen sehen.«

»Und ich versichere Ihnen, ungeachtet Ihrer Drohungen, daß ich es thun werde, mein wackerer Bursche; Sie haben mir ein ganz anderes Ansehen, als ein Armer, der auf anständige Weise ein Leben durch das Almosen der Christen fristet.«

Während Marius so sprach, griff der Bettler mit der Hand in den Sack und zog eine Flasche daraus hervor, deren Inhalt er in langen Zügen trank; die Wärme des Alkohol gab ihm eine ganze Kühnheit wieder; er machte eine äußerste Anstrengung, richtete sich auf und stürzte über den her, der ihm so großmüthig beigestanden.

Madeleine stieß einen Schrei aus, welchen die Echo's der Hügel wiederholten.

Aber der Bettler hatte den jungen Mann nicht überrascht; dieser warf ihn mit einer gedankenschnellen Bewegung rücklings zu Boden, zog ein großes Messer aus der Tasche und bedrohte damit die Brust des Angreifenden.

Dieser Letztere sah in der Dunkelheit drei Blitze leuchten: den, welchen die Klinge von sich warf, und die, welche aus den Augen des jungen Mannes kamen; er begriff sogleich, daß er es mit einem tapferen und entschloss jenen Gegner zu thun habe, und mit einer wunderbaren Leichtigkeit den drohenden Ausdruck einer Physiognomie verändernd, schob er einen Dolch, den er dem Zeigefinger und dem Daumen hielt, in seinen Aermel zurück und brach dann in ein lautes Lachen aus.

»Ha! ha! ha!« rief er, »sagte ich Ihnen nicht, daß der Brantwein ein wunderbares Mittel für mich sein würde! Ich habe nur einige Tropfen getrunken, und da bin ich schon im Stande, Ihnen Furcht zu machen – nun, stecken Sie Ihr Werkzeug ein, mein Junge, Sie würden sich dessen nicht gegen einen armen Teufel bedienen wollen, der seinerseits nicht so undankbar ist, um denen ein Leid zuzufügen, die ihm das Leben gerettet haben.«

Dann, als er sah, daß Marius sich nicht entschloß, seine Stellung der Vertheidigung aufzugeben, fuhr er fort, indem er dem geheimnißvollen Quersack einen Fußstoß versetzte:

»Nun, bestehen Sie darauf, wissen zu wollen, was da drin ist? Es sind Nägel und Stücke von Reifen, die ich von den herrenlosen Gütern abreiße, die der heilige Nordwestwind uns zusendet; es ist ein ärmlicher Handel; aber so elend er auch ist, verschmäht ihn die Regierung nicht, und will nicht gestatten, daß wir ihr Concurrnz machen; deshalb wünsche ich den Besuch der Zollbeamten nicht sehr. Aber mit Ihnen ist es anders; ich bin gewiß, Sie würden einen Unglücklichen nicht seiner Hilfsmittel berauben wollen. Suchen Sie also darin nach, wenn es Ihnen gut dünkt.«

Die Unterwürfigkeit des Bettlers brachte die ganze Wirkung hervor, die er davon wünschte; ohne von seiner letzten Ueberzeugung zu einem übertriebenen Vertrauen überzugehen »schien der junge Mann den Worten des Anderen Glauben beizumessen; er ließ sich indessen nicht herab, die Richtigkeit derselben zu prüfen.

»Es sei,« sagte er; »aber die Gefahren Ihrer Profession sollten Sie vorsichtiger in Ihren Worten machen.«

»Ja, ja, ja!« antwortete der Bettler, »das Unglück hat meinen Charakter verbittert. Es ist eine sehr traurige Sache,« fuhr er fort, indem er Thränen hervorzubringen suchte, »niemals gewiß zu sein, ob man am folgenden Tage das tägliche Brod und die Zwiebel dazu haben wird! Sie sprachen eben von der Menschenliebe, mein guter Herr; ach! sie ist nicht mehr auf der Erde; Gott gebe, daß wir sie dort oben wiederfinden!«



Als wollte er diesen letzten Satz Lügen strafen, legte Marius alles Geld, welches er bei sich hatte, in die Hand des Unglücklichen. Madeleine glühte von Verlangen, an der menschenfreundlichen Handlung dessen, welchen sie liebte, Theil zu nehmen; aber sie suchte vergebens in ihren Taschen, sie war ohne Geld ausgegangen.

»Mein wackerer Mann,« sagte sie, »Sie sind noch nicht in einem Alter, wo Sie verzweifeln müßten, eine bessere Lage, als die Ihrige, zu finden; kommen Sie zu mir, sobald Sie es können; ich werde sehen, was sich für Sie thun läßt, und wenn Sie meine Vorschläge nicht annehmen sollten, würde Ihr Besuch Ihnen wenigstens ein gutes Almosen einbringen.«

»Ich werde kommen, und wäre es auch nur, um Ihnen für diesen guten Beistand zu danken, den Sie mir geleistet haben, mein schönes Fräulein,« sagte der Bettler in dem heuchlerischen Tone, der ihm eben geglückt war; »aber um Sie zu finden, muß ich wissen, wo Sie wohnen.«

»Rue Paradis, das Haus Riouffe; Jeder wird Ihnen unser Bureau zeigen.«

»Ein Handelshaus?«

»Ja; aber Marseille ist vielleicht ein wenig weit von dem Orte, der Ihnen als Zuflucht zu dienen scheint; kommen Sie nach Montredon, wo ich ein Landhaus bewohne ; Sie werden es leicht finden, wenn Sie meinen Namen behalten.«

»Mademoiselle Riouffe, ich werde den Namen nicht vergessen. Wenn Sie es erlauben, werde ich in Ihr Bureau gehen,« versetzte der Bettler mit Lebhaftigkeit, »das ziehe ich vor.«

Er legte sich wieder auf ein steinernes Bett nieder, und die beiden jungen Leute entfernten sich. Als sie einige Schritte entfernt waren, hörten sie die Stimme des Elenden, den sie auf dem Cap zurückließen, und der mit dem gemeinen und spaßhaften Ausdrücke seiner früheren Worte ihnen zurief:

»Amüsieren Sie sich gut unterwegs, meine Täubchen!«

Dieser cynische Scherz, in der Mitte des majestätischen Geräusches ausgesprochen, das die Wogen machten, indem sie die Felsen bespülten, hatte etwas Unheimliches, welches das Herz unseres Marius eiskalt berührte; er drückte Madeleinen's Arm stärker, die er auf ihrem schwierigen Marsche durch das Chaos von Felsblöcken von allen Formen, unter welchen fiel sich befanden, unterstützte.

»Sie haben wahrlich Unrecht gethan, diesem Manne Ihre Adresse zu geben,« sagte er.

Das junge Mädchen antwortete nicht; sie empfand in diesem Augenblicke einen sehr verschiedenen Eindruck von dem ihres Begleiters. So schrecklich die Einsamkeit war, in welche sie sich versenkt sahen, zwischen diesen Steinkolossen, deren grandiose Silhouetten ihnen die Hälfte des Sternengewölbes entzogen, und jenem Meere, welches sich zu ihrer Linken wie eine unermessliche braune Fläche ausbreitete, welche einige beschäumte Furchen durchzogen empfand sie doch keine anderen Regungen, als die Liebe. Neben dem, welchen ihr Herz gewählt hatte, fühlte sie sich so beruhigt, als hätte sie sich auf der Cannediere befunden, und sie war stolz auf die Stärke, die sie aus diesem Gefühle schöpfte, freudig über die Ruhe ihrer Seele.

Marius dagegen, so wie er sich von dem einzigen lebenden Wesen, welches um sie her sich befand, entfernte, fühlte sich mehr und mehr beunruhigt.

Die erste Empfindung, die er hatte, war die der Furcht.

Sie mußten fünf- oder sechshundert Schritte durch die Felsen gehen, ehe sie auf den Weg kamen, der sich an den Seiten des Gebirges dahinschlängelte und von den Fabriken nach Madrague führte.

Der Weg, dem die folgen mußten, war nicht nur mühsam, sondern auch gefährlich; die Feuchtigkeit der Nacht hatte die Oberfläche der Felsen schlüpfrig gemacht; ein Fehltritt konnte die beiden Wanderer in einen Abgrund stürzen.

Marius dachte daran und zitterte nicht für sich sondern für sie.

Von einem Felsen zum anderen springend, glitt der Fuß des jungen Mädchens aus, sie blieb in der Mitte Felsenspalte hängen, die sie trennte, und in welche sie gefallen wäre, wenn die Hand des armen jungen Mannes sie nicht zurückgehalten hätte. Marius fühlte, wie seine Haare sich auf einem Kopfe emporrichteten, und ein Athem fehlte; er hob sie mit einer Muskelkraft, die von dem Schrecken, den er eben empfunden, verdoppelt wurde, empor, er nahm sie auf seine Arme und begann die Küstenfelsen zu übersteigen, die Hügel zu erklimmen und die Schluchten mit einem unbeschreiblichen Eifer und einer schwindeligen Schnelligkeit zu überspringen; er trug sie fort wie der Wolf seine Beute, die er der Hürde entrissen; wie eine Mutter ihr Kind, welches sie aus dem Schiffbruch gerettet.

Madeleine dachte nicht an die Gefahr, welche dieser tolle Lauf ihnen Beiden bereitete; sie lächelte, den, welchen sie liebte, so kühn und so kräftig zugleich zu sehen.

Der Erfolg seines kühnen Klimmens beruhigte ein wenig die Fieberglut, welche die Furcht dem jungen Manne eingeflößt hatte.

Er fühlte zwei Finger breit von einer Brust ein Herz schlagen, und dieses Herz war das Madeleinen's.

Das Haar des jungen Mädchens, halb aufgelöst von der Schnelligkeit ihres Hinaufsteigens, berührte das Gesicht des Sohnes Miletens und berauschte ihn mit einem Duft.

Sein Puls schlug schneller und heftiger.

Das Blut stieg in ein Gehirn; tausend unzusammenhängende Ideen zogen durch seinen Geist und brachten Verwirrung in denselben.

In einer plötzlichen Rührung war er im Begriff, sich auf die Kniee zu werfen und Gott zu danken, der ihm ein Glück geschickt hatte, dessen er nie gewagt haben würde, sich für würdig zu halten. Dann umflamten sich auch seine Sinne; er wurde von einem unwiderstehlichen Verlangen erfüllt, seine Lippen mit den Lippen zu vereinen, deren warmen und duftigen Hauch er bereits athmete; und mußte der Tod auf ein solches Glück folgen, so sollte ihm der Tod erwünscht sein.

Endlich dachte er, vermöge eines plötzlichen Umschwunges, daß dieses Glück, neben welchem das der Auserwählten erleichen mußte, nur einen Augenblick dauern würde, daß sie in einigen Minuten, wenn Madeleine seiner Dienste entbehren könne, einander wieder fremd sein würden. Dann folgte auf eine heftige Qual eine wilde Wuth; er sah die Berge an und wollte bis auf ihre Gipfel klettern, dort ein Kleinod verbergen und in einem undurchdringlichen Versteck der Welt und ihren Vorurtheilen Trotz bieten.

Schon mehrmals hatte Madeleine, die ihn tief athmen fühlte und bei den vervielfachten Anstrengungen, die er machte, um die Hindernisse zu besiegen, die ihm auf jedem Schritte begegneten, einen unheilvollen Fall fürchtete, ihn anzuhalten gebeten.

Der junge Mann schien sie nicht zu hören. So kamen sie zu der steinernen Rampe, welche die Schutzwehr des Weges bildete und sie von dem Abhange trennte; mit einem Satze war der junge Mann hinüber und sie befanden sich auf dem Wege. Am Horizonte sah Madeleine die Lichter der Stadt funkeln, zu ihren Füßen die von Madrague und Montredon.

Sie glaubte, daß Marius anhalten würde; aber anstatt dem Wege zu folgen, ging er zu der entgegengesetzten Seite hinüber, die vom Meere gespült wurde.

Sein Athemzug glich dem Blasen einer Feueresse; er drückte krampfhaft das junge Mädchen an seine Brust; diese fühlte die Nägel ihres Begleiters, die durch ihre Kleider in ihr Fleisch eindrangen. Sie errieth, was in ihm vorging; sie versuchte sich von diesem Drucke frei zu machen; aber es schien, als wäre sie in eiserne Banden geschlossen.

So groß auch ihre Zärtlichkeit für den war, welchen ihr Herz zu ihrem Ehegatten gewählt hatte, fühlte sie doch, wie ein Schauer ihre Glieder überlief und ihr Herz vor Schrecken erstarrte.

»Bitte! bitte, Marius!« rief sie.

Bei dieser Stimme schien der junge Mann aus einem Traume zu erwachen; er ließ einen Büschel Scharlachkraut, welches er ergriffen hatte, um ihm beim Klettern zu helfen, los, seine Hände öffneten sich und Madeleine, die auf den Boden niederglitt, sprang auf den Weg. Ihre Gemüthsbewegung war so stark, daß sie genöthigt war, sich niederzusetzen.

Einige Augenblicke schwebten ihre Sinne wie gelähmt zwischen Leben und Tod; sie hörte Nichts, sie sah Nichts und konnte sich keine Rechenschaft von dem ablegen, was um sie her vorging. Als sie ihre Besinnung wieder erhielt, suchte sie Marius und sah ihn nicht neben sich.

Sie rief ihn: es antwortete ihr Niemand; sie wiederholte den Namen des jungen Mannes mit Seelenangst.

Sie glaubte in dem Gebirge Seufzer und Schluchzen zu hören; sie lief dorthin.

Da erblickte sie den jungen Mann; er war an der Stelle, wo sie einen Armen entglitten war, hingefallen und dort auf dem Felsen ausgestreckt liegen geblieben, den er mit seinen Thränen benetzte.

»Kommen Sie,« sagte sie zu ihm.

Marius machte keine Bewegung; nur verdoppelte sich sein Schluchzen und nahm den Charakter des Krampfes an.

In diesem Augenblick ging der Mond hinter den Hügeln von Saint-Barnabé auf und beleuchtete die Felsen, deren graue Oberflächen, je nachdem sie von den Strahlen des Sternes der Nacht berührt wurden, sich mit einem glänzenden Schnee zu bedecken schienen.

Das Meer war ein Silbersee geworden mit phosphorartigen Funken übersät, und das dumpfe Murren der Wogen war das einzige Geräusch, welches die Natur hören ließ.

Bei diesem imposanten Schauspiel schmolz Madeleinen's Herz, schon erschüttert von dem Schmerze des jungen Mannes; ihr Schrecken und ihr Zorn schwanden dahin, wie sich der Nebel bei dem Feuer der Morgensonne vertheilt.

Sie neigte sich zu Marius und sagte mit leiser Stimme, als hätte sie gefürchtet, selber die Worte zu hören, die sie aussprechen wollte:

»Warum weinen Sie? Ich liebe Sie ja!«

---

## Zwölftes Kapitel.

*Wie Monsieur Coumbes, welcher Fische fangen wollte, ein Geheimniß erhaschte.*

Der Fischfang entschädigte Monsieur Coumbes vollständig für die Mühseligkeiten und Belästigungen, die ihm der Gartenbau verursachte.

Es schien, als hätte ihn der Himmel zu einem neuen Attila bestimmt, um den Meerbusen von Marseille zu entvölkern.

Während der schönen Tage kehrte er, wie er selber in seiner mehr bildlichen als akademischen Sprache sagte, mit einem Luxus von Fischen zurück, so wie mit dem verächtlichen Lächeln, welches die glücklichen Eroberer bezeichnet. Jeden Abend hätte er marseiller Suppen kochen können, die vermöge ihrer Reichlichkeit bei der Mittagstafel hätten figurieren können, wobei Grandgouffier's Frau so viele Kaldaunen aß.

Unglücklicherweise wurden, je mehr man sich dem Winter näherte und je seltener diese Verschwendung von Saffransaucen war, die Anfälle von übler Laune bei Monsieur Coumbes immer häufiger.

Ganze Wochen lang blieb der Himmel in düstere Wolken eingehüllt; das azurblaue mittelländische Meer wurde aschfarbig und die blonde und sanfte Amphitrite schien wie ein empörter Riese den Himmel erklimmen zu wollen, rang die Arme in den Wolken und heulte mit jener drohenden Stimme, die den Schrecken an die Küste trägt.

Ganze Wochen lang ging Monsieur Coumbes von seiner Cabane zu einem Boot und von einem Boot zu seiner Cabane, befragte den Himmel mit Aengstlichkeit, rieb sich die Hände bei der geringsten Beruhigung, machte sogleich ein Boot los und bereitete sich vor, es aufs Wasser zu lassen, indem er fast sogleich an der Verdoppelung des Sturmes die Gebrechlichkeit seiner Hoffnung erkannte, schwermüthig die Wasserberge betrachtete, die sich zu dreien in ungeheuren Spirallinien an den Felsen brachen, und berechnete, wie viel Fische ihre Seiten enthalten möchten und welche Entfernung diese Fische von einer Casserole trenne, und völlig geneigt wie Xerxes das Meer peitschen zu lassen, welches sich weigerte, ihm die Beute auszuliefern, wonach er so begierig strebte.

Er hatte wohl versucht, sich an den Wasserwölfen und an den Meerbarben zu rächen, die sich bei hohem Wellengange dem stillen Wasser nähern; er hatte sogar, der Küste folgend, an der Mündung des Huveaume, die Schnur ausgeworfen; als er sich aber eines Tages unbesonnenerweise zu weit gewagt hatte, um seinen Angelhaken weiter zu werfen, hatte ihn eine ungeheure Welle umgeworfen, und ohne einen jungen Militair, einen fanatischen und enthusiastischen Schüler, der seit zwei Stunden an seiner Seite saß und in der Stille eine Lection bei diesem geschickten Professor nahm, wäre dieser vermöge der Wiedervergeltung fortgerissen worden und hätte den Bewohnern des mittelländischen Meeres eine Rache geboten, die zugleich leicht und schmackhaft auszuüben war.

Und dann, wir müssen es zu einem Ruhme sagen, waren der Wasserwolf und die Meerbarbe ein Wild, welches Monsieur Coumbes verachtete. Als classischer Marseiller schätzte er nur den

Felsenfisch, und diese, welche man beschuldigt, einen Modergeschmack beizubehalten, schienen ihm ebenso wenig, wie die Makrele, der Ehre seiner Tafel würdig.

Wenn das Meer sich entschloß, dem Monsieur Coumbes einige Zugeständnisse der guten Nachbarschaft zu machen, indem es sich ihm zu gefallen demüthigte, beeilte sich der ehemalige Packträger das Weite zu suchen; aber der Wellenschlag war so stark, daß er Blut und Wasser schwitzte, um sein Boot in Bewegung zu setzen. Da diese Bote mit flachem Boden sehr schwer sind, so konnte er nur mit der größten Anstrengung einen Lieblingsposten erreichen.

Eines Tages hatte Monsieur Coumbes einen Einfall, und er erwartete ungeduldig den Sonntag, den einzigen Tag, wo er denselben in Ausführung bringen konnte.

Dieser Einfall war nichts Geringeres, als darauf zu verzichten, seine Freuden allein zu genießen, und Marius unter die große Brüderschaft der Angelfischer aufzunehmen.

Ein starker und kräftiger junger Mann mußte beim Rudern Wunder thun. Mit seiner Hilfe nahm sich Monsieur Coumbes vor, den Winden und Stürmen. Trotz zu bieten und hielt sich überzeugt, wenigstens ein Mal wöchentlich eine marseiller Suppe zu erobern, so lange das schlechte Wetter währte.

Am Sonnabend Abend, als Miletten's Sohn in der Cabane ankam, erschien er so zufrieden und freudig, daß Monsieur Coumbes davon überrascht wurde. Es fiel ihm nicht ein, das Glück, welches er in dem Gesichte seines Pathen las, etwas Anderem, als dem Vorschlage zuzuschreiben, welchen er ihm machen wollte, und da Monsieur Coumbes über eine Absichten ein tiefes Schweigen bewahrt hatte, so wunderte er sich über die Stärke des Vorgefühls, welches Marius über das glückliche Geschick, das seiner wartete, aufgeklärt hatte.

Nach dem Abendessen lehnte sich Monsieur Coumbes, die Augen halb geschlossen, auf seinen Stuhl zurück, nahm die edle und wohlwollende Stellung eines Ministers seinem Schützlinge gegenüber ein und kündigte Marius mit langsamer und feierlicher Stimme, wie sie sich für so wichtige Umstände eignete, an, daß er ihm am folgenden Tage zu gestatten beschloss, die Freuden der Angelfischerei zu theilen.

Die Begeisterung des jungen Mannes erhob sich nicht zu der Höhe dieses Ereignisses; ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß der lächelnde Ausdruck seiner Physiognomie verschwand, sowie der ehemalige Packträger weiter sprach; aber dieser hatte eine zu hohe Meinung von der Gunst, die er seinem Pathen zu Theil werden ließ; er war zu gleicher Zeit zu sehr mit seinen persönlichen Vorbereitungen beschäftigt, um sich mit einer sorgfältigen Prüfung der Physiognomie seines künftigen Eleven aufzuhalten.

Nur als Marius die Absicht kund gab, nach dem Abendessen im Garten spazieren zu gehen, verbot es ihm Monsieur Coumbes ohne Weiteres, und um gewiß zu sein, daß ihn Nichts von dieser Waffenwache abbringe, und damit er ihn frisch und aufgelegt finden möge, wenn die Stunde zur Abreise schlage, schloß er ihn in sein Zimmer ein.

Lange vor Tagesanbruch sprang Monsieur Coumbes aus dem Bette und ging, um Miletten's Sohn zu wecken; er rief ihn mehrmals, ohne Antwort von ihm zu erhalten; er steckte den Schlüssel in das Schloß und öffnete rasch die Thüre, indem er den jungen Mann mit allen Benennungen anredete, die man zur Beschämung der Trägen erfunden hat. Es antwortete ihm Niemand; er hob heftig die Decke auf, ohne Widerstand zu finden; dann betastete er die Matratzen mit seinen Händen und bemerkte, daß die Stelle, welche Marius einnehmen sollte, kalt und leer war.

Das vortreffliche Betragen des Zöglings des Monsieur Coumbes, die respectvolle Anhänglichkeit, die er dem bezeugte, welchen er als seinen Wohlthäter betrachtete, hatte nie, wie wir gesehen haben, über den Widerwillen gesiegt, welchen dieser Letztere gegen ihn hegte.

Monsieur Coumbes dachte auf der Stelle an sein Geld; eine Einbildungskraft, die dem ersten Impulse folgte, wie es bei den Südländern immer der Fall ist, zog aus dieser nächtlichen Entweichung klägliche Schlüsse. Er machte einen Satz nach der Treppe hin, um seinem Secretair zu Hilfe zu eilen, den er sich als geöffnet, erbrochen, durchwühlt, ausgeleert vorstellte, von zwei Händen, die in die geöffneten Thalersäcke griffen und ein Metallbad nahmen.

Fast in demselben Augenblick blieb Monsieur Coumbes stehen.

Er hatte eben überlegt, daß er jeden Abend – Monsieur Coumbes war ein Mann voll Vorsicht – das Kopfende seines Bettes vor die Thüre dieses kostbaren Möbels stellte, und daß er kaum vor einigen Sekunden das Zimmer verlassen habe.

Er hörte jetzt das Geräusch einer Leinwand, die im Winde wehte, und bemerkte, daß das Fenster, woher dieses Geräusch kam, offen sei.

Er ging zu diesem Fenster; er fand dort ein Tuch, welches mit dem einen Ende an den Fensterpfosten gebunden war und das andere den Boden kehren ließ.

Es war klar, daß die Entweichung des jungen Mannes nur einen äußeren Zweck gehabt haben könne, da jeden Abend Thüren und Fensterladen im unteren Geschoß von dem Besitzer sorgfältig verriegelt wurden.

Diese Ueberzeugung erheiterte Monsieur Coumbes ein wenig; dabei war er ein so großer Freund von der Regelmäßigkeit in allen Dingen, um geduldig die klägliche Verwirrung zu ertragen, die sein Zögling zwischen den verschiedenen Oeffnungen seiner Cabane machte. Er war zu bereit, um seinem Unwillen den Zügel schießen zu lassen; er hatte schon eine starke Weinrebe ergriffen, um dieses Gefühl desto eindringlicher zu machen, als die Neugierde ihn zurückhielt.

»Was Teufel kann Marius um halb fünf Uhr im Garten machen?«

Dies war der fragende Ausruf, den Monsieur Coumbes an sich selber richtete; die marseiller Sitten und Gewohnheiten sind von der Art, daß keine Muthmaßung, so natürlich dieselbe auch sein mochte, diesen Ausgang rechtfertigen konnte.

Monsieur Coumbes gerieth daher sogleich in Versuchung, die ernsten Gründe kennen zu lernen, welche ihn zu dieser Morgenpromenade bestimmt hatten; er warf sich vor dem Fenster auf die Knie, hielt seinen Athem an und durchforschte den Garten mit dem Blicke.

Anfangs sah er Nichts; dann gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und er erblickte einen Schatten, der sich an dem Hause dahinschlich, eine Leiter nach sich schleppte und dieselbe an die Mauer anlehnte, welche seinen Garten von der Besitzung des Monsieur Riouffe trennte.

Ohne sich nur die Mühe zu geben, diese Leiter gehörig fest zu stellen, erstieg der Schatten langsam die Sprossen.

Monsieur Coumbes fragte sich, ob Miletten's Sohn, glücklicher, als er, zufällig einige Früchte in den Bäumen entdeckt habe, auf welche sich seit zwanzig Jahren leider vergebens der forschende Blick des Besitzers richtete.

Aber der Schatten, oder vielmehr Marius, überschritt schnell die sogenannte Fruchtreion und gelangte auf die Höhe der Mauer, setzte sich rittlings darauf und ließ ein leichtes Pfeifen hören.

Es war einleuchtend, daß dieses Signal sich an irgend einen Bewohner der benachbarten

Besitzung richtete.

Monsieur Coumbes empfand, was der Reisende empfinden mußte, welcher sich in der schrecklichen Einsamkeit der Schluchten von Ollioules verirrt hatte und von Felsen zu Felsen den Zuruf Gaspard de Bresse's ertönen hörte. Dieses Pfeifen verursachte ihm Gänsehaut; ein kalter Schweiß perlte auf einer Stirn.

Er hatte keineswegs die Wohlthaten des tiefen Friedens geschätzt, in welchem eine alten Verfolger ihn beinahe seit sechs Monaten gelassen hatten; seine Verzweiflung wegen seines Gartenbaues hatte den kräftigen Haß genährt, den er gegen sie hegte; die Rathschläge Miletten's, die Bemerkungen unseres Marius hatten sich an den Ideen gebrochen, welche der Aerger und der Neid ihm in den Kopf setzten. Indem er sich in der Einsamkeit auf regte, hatten ihn dieser Aerger und Neid veranlaßt, die Grenzen des Widersinnigen zu überschreiten: nie hätte er zugeben wollen, daß der Garten des Monsieur Riouffe zur Annehmlichkeit einer Besitzer den Seewind mit so viel Duft erfüllte; er war überzeugt, daß dieser Luxus von Grün und Blumen nur einen Zweck hätte, nämlich den, ihn zu demüthigen, ihm einen Streich zu spielen, und jeden Tag erwartete er etwas Schlimmeres.

Indem er diesen Beweis von dem Verhältnisse seines Pathen zu seinen Feinden erhielt, indem er sie durch einen Vertrag mit ihm verbunden glaubte, vereint mit der schlechten Absicht, die er bei ihnen voraussetzte, stets bereit, die schwache Seite des Ortes preis zu geben, um die Verfolgungen, wovon er sich noch bedroht glaubte, erbitterter zu machen, bebte Monsieur Coumbes vor Zorn; in dem Uebermaße seiner Wuth war ein erster Gedanke, sich gegen den Verräther seiner Erfahrung in den Feuerwaffen zu bedienen; er senkte die Weinrebe, die er in der Hand hielt, und legte auf seinen Pathen an.

Zum Glück für Monsieur Coumbes und Marius ging die Weinrebe nicht los. Indem er mit zitterndem Finger einen Drücker an der eingebildeten Flinte suchte, bemerkte er die seltsame Täuschung, die er in seiner Verwirrung begangen; er warf den Stock mit Heftigkeit auf den Fußboden und eilte in sein Schlafzimmer.

Monsieur Coumbes war so sehr außer sich, daß er, ungeachtet der mathematischen Genauigkeit, womit jedes Fach seines Gehirns mit der Stelle übereinstimmte, welche in seiner Cabane jeder der ihm gehörenden Gegenstände einnahm, mit einer tollen Aufregung hin und her ging, in allen Winkeln seines Zimmerchens suchte, in der Dunkelheit die Hand auf Möbeln legte, welche, wenn sie auch irgend eine Aehnlichkeit mit der vortrefflichen Waffe hatten, die ihm Zaoué verkauft hatte, fiel doch ebenso wenig ersetzen konnten, wie die Weinrebe.

Erst nach einigen Augenblicken dieser Unordnung in seinen Ideen erinnerte er sich, daß er sie am Abend zuvor geputzt und im Winkel des Feuerheerdes zurückgelassen, so wie jeder gute Jäger unter ähnlichen Verhältnissen die Vorsicht anwenden muß.

Er stieg in das Erdgeschoß hinunter, indem er bemüht war, das Geräusch einer Schritte zu dämpfen, um Milette nicht zu wecken, die, seitdem der Herbst gekommen war, auf dem Divan des einzigen Zimmers in der Cabane schlief, wo man Feuer machte.

Monsieur Coumbes ergriff seine Flinte mit der Trunkenheit des gefangenen Wilden, der seine Freiheit in ihr sieht; er spannte sie mit Wuth; aber weil diese Flinte leer war, mußte man sie laden.

Indem der Impuls, der Monsieur Coumbes zu diesem Aeußersten führte, an freiem Antriebe verlor, mußte seine Heftigkeit natürlich nachlassen; indessen war er immer entschlossen, diesem schlechten Burschen eine Lektion zu geben; aber wir glauben, daß ihm der Gedanke schon

gekommen war, entweder ein wenig zu hoch oder zu niedrig auf das lebendige Ziel, welches er wählen wollte, zu feuern; was übrigens für diesen vielleicht keine Sicherheit war.

---



## Zweiter Band

### Erstes Kapitel.

*Monsieur Coumbes macht Zusätze zum Macchiavel.*

**E**in so leidenschaftlicher Jäger Monsieur Coumbes auch war, hatte er doch nicht Zeit gehabt, sich jene große Erfahrung anzueignen, welche befähigt, die Augen durch die Hand zu ersetzen und eine Flinte in der Dunkelheit zu laden; er begann daher, die Lampe anzuzünden, um seiner mangelnden Gewohnheit zu Hilfe zu kommen.

Er hielt ein Schwefelholz an die verkohlte Schnuppe der Nachtlampe; diese Schnuppe färbte sich purpurroth und entflammte sich dann wieder; der zweifelhafte und schwankende Schein verbreitete sich über die Wände und zeichnete darauf alle möglichen Arten von phantastischen Figuren. Plötzlich wurde die Flamme von Oel befeuchtet und dann erhob sie sich und erleuchtete das ganze Zimmer; Monsieur Coumbes stürzte sich auf sein Pulverhorn und seinen Schrotbeutel zu.

Bei der Bewegung, die er machte, um sie zu nehmen, fielen seine Augen auf Milette, die arme Frau schlief friedlich; ein regelmäßiger Athemzug bewegte ihre Brust in gleichen Zwischenräumen; ihre Physiognomie war ruhig; ein Lächeln zog über ihre Lippen; das Leben dauerte im Schlummer fort. Sie träumte wahrscheinlich von dem, welchem ihr Herr in diesem Augenblick den Tod bereitere.

Diese Gedankenverbindung stellte sich sogleich in dem Gehirn des Monsieur Coumbes dar; sie machte ihn traurig; zum ersten Mal in seinem Leben warf er sich. Alles vor, was von demüthiger und tiefer Ergebenheit, von Verleugnung und Zärtlichkeit in dem Leben seiner Dienerin gewesen war; zum ersten Mal bemerkte er, daß sie edel und groß, daß er klein und winzig sei; seine Flinte entsank seinen Händen und fiel mit großem Geräusch auf den Fußboden; aber wenn der Eindruck unerwartet sein mochte, war die Gegenwirkung plötzlich; die Ueberzeugung, die man ihm eben von seinem Unrecht gegeben, verdoppelte den ursprünglichen Zorn des Monsieur Coumbes. Er hob seine Flinte nicht auf, sondern er öffnete Schloß und Riegel, und einen Besen abziehend, der sich in seinem Bereiche befand, ergriff er den Stiel und stürzte sich hinaus, sehr entschlossen, sich desselben gegen den zu bedienen, den ihm Gott in den Weg schicken würde.

Er lief zu der Mauer; zu einer großen Ueberraschung fand er die Leiter nicht mehr dort. Er kehrte zum Hause zurück; das verrätherische Tuch war in seine Muschel, und diese Muschel, das heißt, das Fenster des Sohnes Miletten's. hatte, völlig geschlossen, das anständige und schamhafte Ansehen der benachbarten Fenster angenommen.

Monsieur Coumbes begann vor Wuth zu brüllen.

Er verstummte.

Er hatte eben in dem benachbarten Garten ein: »Hum, hum!« gehört, welches ganz das

Ansehen hatte, eine Antwort auf das Pfeifen zu sein, welches Marius als Signal erhoben hatte; und dieses »Hum, hum!« kam offenbar von einer weiblichen Stimme.

Monsieur Coumbes drückte mit der Hand auf sein Herz, welches so heftig schlug, als wollte es ihm die Brust sprengen, versuchte seinem Organ einen jugendlichen Ausdruck zu geben, und antwortete auf den Ruf, der aus dem benachbarten Garten kam, neugieriger als je, dieses Geheimniß zu ergründen.

Er hatte seine Antwort noch nicht beendet, als etwas ziemlich Schweres, über die mittlere Mauer geworfen, zu seinen Füßen niederfiel. Es war ein Stein, woran ein sorgfältig zusammengelegtes Papier gebunden war, welches der ehemalige Packträger vorläufig in Beschlag nahm; was auch geschehen mochte, er hatte das Geheimniß des jungen Mannes in der Tasche. Indessen durfte man die Gelegenheit nicht entzwischen lassen, es noch weiter zu ergründen. Monsieur Coumbes hustete abermals, diesmal ohne Erfolg; er hörte den Sand, der unter einem verstohlenen Fußtritte knirschte; die anonyme Correspondentin entfernte sich.

Monsieur Coumbes nahm, ohne Miletten zu antworten, welche der Fall der Flinte erweckt hatte und die nicht wußte, was sie von dem verstörten Gesicht ihres Herrn denken sollte, die Lampe und stieg auf sein Zimmer —

Folgendes war der Inhalt des Papiers, welches er aufgehoben:

*»Traurige Nachrichten, mein Freund! Mein Herz schwillt, indem ich sie Dir mittheile; mein Herz empört sich gegen meine Feder, die sie schreiben will. Dieser Sonntag, auf den wir uns gefreut, wird für mich, für Dich so lang, so leer sein, wie die Wochentage lang und leer sind, welche unsere armen Zusammenkünfte trennen! Ich hoffte der Verbindlichkeit zu entgehen, bei dem Familienmittagsmahle, wovon ich Dir gesagt habe, zu figuriren; aber dies ist mir unmöglich gewesen: mein Bruder hatte, ohne Zweifel mit anderen Absichten, als die meinigen, gerade denselben Entschluß gefaßt, wie ich, nämlich bei diesem langweiligen Feste nicht zu erscheinen; ich habe gebeten, geweint, gefleht — ich sage es Dir, damit Du stolz darauf ein mögest, mein Freund — nichts konnte seine Halsstarrigkeit besiegen. Unsere Pläne machen es so nothwendig, ihn richtig zu behandeln, daß Du es mir nicht zu sehr übel nehmen wirst, daß ich nachgegeben habe; übrigens ist meine Unterwürfigkeit von guter Vorbedeutung für unsere künftige Haushaltung. Muth also, mein Freund! und vereinigen wir alle unsere Bitten, daß Gott nicht nur die Stunden, die uns von einander entfernt halten, sondern auch die abkürze, welche noch vergehen sollen vor dem Tage, wo wir gegenseitig den Eid halten können, den wir einander auf den Hügeln gegeben haben. Lebe wohl, Freund, ich drücke Dir die Hände; ich denke zu viel an Dich, um Dir noch sagen zu müffen: denke an mich!«*

Dieser Brief war vollständig unterzeichnet: »Madeleine Riouffe.« Das junge Mädchen war in der Reinheit ihrer Liebe, in der Energie ihres Entschlusses glücklich, diesem Papier den Werth eines Wechsels zu geben.

Monsieur Coumbes glaubte zu träumen; er wendete den Brief der Mademoiselle Riouffe nach allen Seiten herum, als ob derselbe irgend einen verborgenen Sinn gehabt hätte, welchen zu erklären ihm noch nicht gelungen. Er würzte jede seiner Geber den mit Verwünschungen, abwechselnd verächtlich oder wüthend: die Verachtung galt der Unverschämtheit der Frauen, die Wuth galt der Undankbarkeit der Männer.

Jetzt bemerkte er eine Nachschrift, die er wegen der Feinheit der Handschrift übersehen hatte.

*»Vor allen Dingen keine Unbesonnenheit,« fügte Mademoiselle Riouffe zu ihrem Briefe hinzu; »zeige Dich nicht einmal an der Pforte unserer beiderseitigen Grenzen, ehe ich Jean auf meinen*

*Willen vorbereitet habe. Hüte Dich, morgen in meiner Abwesenheit in unserem lieben Wäldchen zu lustwandeln; denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird Dein künftiger Schwager den Tag und den Abend in der Sennhütte zubringen.«*

Jetzt konnte man die Sprache der Mademoiselle Riouffe nicht mehr für einen schlechten Witz halten. Monsieur Coumbes wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

In der Wirklichkeit empfand er diese beiden Eindrücke.

Wie alle Egoisten begriff Monsieur Coumbes nicht, wie es ein Glück in der Welt geben könne, ohne ihm angenehm zu sein. Er dachte nicht an die Vortheile, die für Marius aus einer Verbindung erwachsen könnten, die so weit über seine Hoffnungen hinausging; alle seine Gedanken waren auf das gerichtet, was er den Abfall eines Pflegesohnes nannte; er schien ihm im höchsten Grade schmachvoll, und keine Strafe konnte streng genug sein, um ihn dafür zu bestrafen. Er empfand, indem er darüber nachdachte, zugleich Regungen voll Bitterkeit und einen Zorn voll Verachtung.

Andererseits bei dem tiefen Gefühl der sozialen Hierarchie, welches ihn beherrschte, erschien ihm die Verbindung des Sohnes des Verbrechers Pierre Manas mit einer jungen Dame, die der Handelsaristokratie von Marseille angehörte, als übertrieben komisch! Dieses schöne Project war deutlich bezeichnet; aber er konnte nicht daran glauben, er erwartete einen grotesken Teufel aus dem Papier hervorgehen zu sehen, wie er zuweilen aus einer Tabaksdose hervorgeht.

»Ha! ha! ha! es ist nur zu drollig!« rief Monsieur Coumbes, »der Sohn dieses schlechten Subjects Manas und meiner Magd Milette — denn am Ende ist sie doch immer nur meine Magd — glaubt Anspruch machen zu können, eine Dame zu heirathen, welcher ich, als ich in seinem Alter war, nicht gewagt hätte, das Weihwasser mit der Spitze meines Fingers darzureichen! Ei! wahrhaftig! es ist als wenn der Maire von Cassis Marseille beherrschen wollte! Sie beißt an, wie der Thunfisch auf die Angel!«

Dann ging er zu einer anderen Gedankenreihe über und fügte hinzu:

»Der schlechte Bursche! ich begreife, warum er meiner Rache gegen diesen Anderen, der mir so viele schlaflose Nächte gemacht hat, einen Dämpfer aufsetzen wollte, warum er nicht zugab, daß ich ihn tödtete, wie er es verdiente; er hatte schon eine Angel nach diesem Mädchen ausgeworfen, und diese, gierig wie ein Meerjunker, sprang aus dem Wasser, um den Köder zu erhaschen. Welch eine junge Person, mein Himmel! Da ist nicht mehr Religion, als gesunder Verstand; sollte man nicht sagen, daß dieser Brief von Einer von dem Komödienplatze geschrieben sei! Puh! ich bin nicht mehr jung, aber ich beschwöre es, ich möchte kein so schamloses Mädchen. Es ist indessen vielleicht nicht das Mädchen, welches ihn anlockt, sondern ihre Cabane, die ihn verführt; er will reich sein, den Stolzen spielen in diesem schönen Garten, worin so viele Blumen sind, daß sie die Luft verpesten, und um sich über die arme kleine Hütte lustig zu machen, worin mein Mitleid ihn erzogen hat. Zum Henker! das soll nicht geschehen, so viel sage ich! Fürs Erste leistet man ihm nur einen Dienst, wenn man ihn verhindert, länger an diese Dummheit zu glauben; ich werde ihm diesen Brief nicht geben; er gehe zu dem Stelldichein in das Wäldchen. Er wird mit dem Bruder zusammentreffen; und wahrhaftig! sie sollen sich mit einander schlagen, sie sollen sich zerfetzen, sie sollen sich den Kopf zerschlagen, sie sollen sich umbringen, sie sollen sich tödten! Ei! wenn kein Vortheil dabei ist, wird wenigstens kein Verlust dabei sein!«

Nach diesem menschenfreundlichen Wunsche schloß Monsieur Coumbes den Brief bei seinen Papieren ein und rief Marius.

Er schien eine beträchtliche Verlegenheit nicht zu bemerken, die sich in dem Gesichte des jungen Mannes zeigte; plötzlich auf den Höhen angekommen, wo Macchiavel schwebte, zeigte Monsieur Coumbes eine vollständige Verstellung. Er zeigte sich herzlich und freundlich gegen Milletten's Sohn, heiter, unbefangen, selbst in seinen Vorschlägen, und machte seine Sache so gut, daß Marius, welcher zitterte, daß ein strenger Pflegevater den Versuch gesehen haben möchte, den er an dem Morgen gemacht, um Madeleine von dem Unfall zu benachrichtigen, der ihn auf den ganzen Tag entfernte, sich völlig beruhigte und seine Angelschnur auswarf und zurückzog, ohne viel Unterhaltung bei seiner Arbeit zu finden.

Nur machte es Monsieur Coumbes so, daß sie erst in die Cabane zurückkehrten, als der Tag schon beträchtlich vorgerückt war.

---

## Zweites Kapitel.

### *Der Bettler.*

Der Fischfang ist nur unter der Bedingung ein Vergnügen, daß er eine Leidenschaft ist; indessen hat er, wie Alles hier auf der Erde, seine Reize. So wenig geneigt, sich denselben hinzugeben, hatte Marius sie dennoch empfunden.

Die Fische hatten auf die beiden Angeln, womit seine Schnur versehen war, so vielfache Angriffe gemacht, daß er bei der Beschäftigung, sie loszuhaken, die an sich zu ziehen und die dreißig oder vierzig Klafter einer Schnur wieder ins Wasser zu werfen, nicht mit so viel Beharrlichkeit an Madeleine gedacht hatte, wie er es sich vorgenommen.

Aber während der Ueberfahrt von den Riouinseln nach Montredon war es ganz anders, und zwar aus sehr verschiedenen Gründen.

Die Seele des jungen Mannes empfand eine wahrhafte Reue, als er erkannte, daß seine Liebe, so leidenschaftlich er sie geglaubt, sich von einer bedeutungslosen Zerstreuung habe den Rang ablaufen lassen; er verglich die groben Genüsse, welchen er nachgegeben, mit den unaussprechlichen Freuden, welche ihm einige Augenblicke der Unterhaltung mit Madeleine verschafft hatten, mit dem Glück, sie hinter einen Jalousien versteckt zu sehen, und er erröthete und war auf dem Punkte, der Versuchung zu unterliegen, Angel und Fische, die Mitschuldigen oder Veranlassungen eines Fehlers ins Meer zu werfen.

Er empfand überdies eine Furcht, die sich als eine schmerzliche Seelenqual bezeichnen ließ.

Als Mademoiselle Riouffe in der Einsamkeit des Vorgebirges ihm gestanden, daß sie ihn liebte, hatten die beiden jungen Leute sogleich und in Folge ihrer gegenseitigen Neigung, als sie nach Montredon zurückkehrten, ihre Pläne für die Zukunft entworfen. Die zärtliche Neigung, die Madeleine für ihren Freund empfand, war so rein, daß, als diese Versprechungen gegeben waren, die es ganz natürlich fand, Marius zu gestatten, die Mauer zu übersteigen, welche die beiden Gärten trennte, um zu ihr zu kommen. Am vergangenen Sonntag, zu der Stunde, als in der Cabane des Monsieur Coumbes Alles schlief, hatte sich Miletts Sohn bei der Nachbarin eingeschlichen und entzückende Augenblicke zu ihren Füßen zugebracht, indem er ihr die bezaubernden Gelübde der Liebe wiederholte, die ebenso köstlich auszusprechen, wie anzuhören waren. Während der ganzen Woche hatte er in der Hoffnung gelebt, daß der folgende Sonntag dem vorhergehenden Sonntag gleichen würde, und als am Morgen der gewaltsame Einbruch des Monsieur Coumbes in den Garten ihn verhindert hatte, Madeleine von seiner Abwesenheit zu benachrichtigen, zitterte er, daß sie diese Abwesenheit einer Gleichgültigkeit zuschreiben möchte, die so weit von den Gesinnungen entfernt waren, die er für sie empfand; er fürchtete, die schönen Träume, die er seit acht Tagen so zärtlich gehegt hatte, verschwinden zu sehen.

Die Sonne senkte sich zum Horizonte nieder; schon färbte sie die Gipfel von Pomegue und die weißen Mauern des Schlosses If mit Purpur und Gold; der Tag ging zu Ende, und mit den eben beschriebenen Eindrücken beugte sich der junge Mann auf die Ruder, um die schwere Barke über die Entfernung hinwegzubringen, die sie noch von ihrer gewohnten Stelle trennte.

Monsieur Coumbes betrachtete mit schalkhaftem Auge die Anstrengungen seines

Pflegesohnes, und unter dem besonderen Vorwande, daß der Geschmack der marseiller Suppe im Verhältniß zu der Frische der Fische zunehme, ermahnte er ihn, sie zu verdoppeln, was ihn nicht verhinderte, als sie das Land erreicht hatten und als Marius schon eilte, um in die Cabane zu gelangen, ihn zurückzuhalten, um durch die Praxis die Theorie einer Kunst zu vervollständigen, welche er vom Morgen an nicht aufhörte, ihm auseinanderzusetzen, um ihm zu zeigen, daß es Nichts sei, Fische fangen zu können, wenn man mit diesem ersten Talent nicht das vereine, für die Werkzeuge Sorge zu tragen, welche dazu dienen, sie zu erhaschen. Der arme Junge mußte also dem ehemaligen Packträger helfen, die Barke so weit auf das Sandufer zu ziehen, daß sie vor dem Wellenschlage geschützt sei, sie zu leeren, zu reinigen, endlich, die auf verschiedene Weise zu befestigen; auch wendete Monsieur Coumbes absichtlich bei diesen erhaltenden Maßregeln eine feierliche Langsamkeit an, welche die Ungeduld verdoppelte, die ein Pflegesohn zeigte.

Endlich, als der gute Mann den Fischerlehrling mit den verschiedenen Körben belastet hatte, welche die Geräthe und die Fische enthielten, als er zu dieser schon beträchtlichen Last die Ruderstangen, die Haken, den Anker und das Steuerruder des Bootes hinzugefügt, gestattete er ihm, sich zu der Cabane auf den Weg zu machen.

Die erste Sorge unseres Marius, als er dort ankam, war, auf sein Zimmer zu gehen, um einen Blick auf die Beszung seiner Geliebten zu werfen. Ach! vergebens durchforschte er sie in ihrer ganzen Ausdehnung mit dem Blicke, vergebens beobachtete er die Gebüsche, die vermöge dieses glücklichen Vorrechts des Klimas ungeachtet der Jahreszeit ihre geheimnißvolle Dichtigkeit beibehalten; die, welche er suchte, las nicht im Schutze ihrer grünen Wölbung, sie folgte nicht den engen Alleen, die er sie so oft hatte durcheilen sehen, wenn sie sinnend spazieren ging, während er weit entfernt war, daß er irgend einen Antheil an diesen Träumereien haben könne; der Garten war verlassen; der Spindelbaum, die Lorbeeren des Wäldchens, wo so viele süße Worte gewechselt worden, hatten, wie es ihm schien, traurige und verlassene Stellungen angenommen; selbst die Sennhütte mit ihren festgeschlossenen Fensterladen schien ihm seit dem Abend zuvor eine unheimliche Physiognomie angenommen zu haben.

Das Herz unseres Marius schnürte sich zusammen; er sah seine Ahnungen bestätigt. Dies war das Bild der Trostlosigkeit, wovon das Herz derjenigen, die er liebte, der Schauplatz war, und diese verwünschte Abwesenheit war es, welche diese Trostlosigkeit verursacht hatte. Er rief mit aller Kraft die wohlwollenden Schatten herbei, welche, sein Erklimmen verbergend, ihm gestatten sollten, sich bei Madeleine zu rechtfertigen; die Stunden, welche bis zu dem Augenblicke vorübergehen mußten, wo sie die beiden Landhäuschen einhüllen würde, schienen ihm von verzweifelnder Länge zu sein.

Dagegen war Monsieur Coumbes sehr heiter; er würzte das Mittagsmahl mit tausend Scherzen, wobei Milette die Augen weit öffnete; aus den zusammengezogenen Augenbrauen seines Pflegesohnes, aus der Beharrlichkeit einer Schweigsamkeit, bei der Verzweiflung, die auf seiner Stirn gemalt war, hatte der Besitzer der Cabane geschlossen, daß er nicht verfehlen werde, seinen Besuch in dem Garten der Mademoiselle Riouffe abzustatten; er rieb sich freudig die Hände, indem er an den Theatercoup dachte, den er so geschickt ausgeführt, an die Demüthigung, welche die Enthüllungen, welche die Folge davon sein würden, seinem Feinde, dem Monsieur Jean bereiten dürften, und an die gute Lection, welche die Anmaßung seines Pflegesohnes Marius dadurch erhalten würde!

Um diesem Letzteren das Feld frei zu lassen, kündigte Monsieur Coumbes an, da der Abend

so schön sei, so wolle er ihn benutzen, um wieder aufs Meer zu fahren und seine Netze am Ufer auszuwerfen.

Der junge Mann zitterte, indem er fürchtete, sein Pflegevater möchte den Einfall haben, ihn zum zweiten Mal wieder mitzunehmen; aber Monsieur Coumbes schien eine plötzliche Zärtlichkeit für Milette zu empfinden und kündigte dieser an, er wolle nicht die Grausamkeit haben, sie wieder der Gesellschaft ihres lieben Kindes zu berauben.

Sobald er sich entfernt hatte, stieg Marius auf sein Observatorium; seine Beobachtungen hatten aber eben so wenig Erfolg, wie die früheren; indessen gewährte er, daß seit seinem früheren Besuche die Fenster der Sennhütte im ersten Stock wieder geöffnet worden; er schloß daraus, daß Madeleine, ungeduldig über eine Kälte oder vielleicht krank, sich in ihre Zimmer eingeschlossen habe; diese beiden Muthmaßungen bestärkten ihn in seinem Entschlusse, sie aufzusuchen, und mußte er auch, um zu ihr zu gelangen, in das Haus eindringen; und dies sollte geschehen, sobald die Nacht anbrechen würde. Indessen kehrte er zu seiner Mutter zurück und ging im Garten spazieren.

Wir haben vorher gesagt, mit welchen Gedanken Milette beschäftigt war, sie wurden um so schmerzlicher, als sich der unheilvolle Augenblick näherte; wohl zwanzig Mal schon war sie in Versuchung gerathen, ihrem Sohne die traurige Geschichte ihres Lebens zu erzählen, aber immer hatte ihr in dem Augenblick des Sprechens der Muth gefehlt. So war Marius noch immer in dem Glauben, daß Monsieur Coumbes sein Vater sei.

Die Gelegenheit, ihre Seele von der Aengstlichkeit zu befreien, die sie seit mehreren Monaten niederdrückte, bot sich günstiger dar, als Milette es gehofft hatte, ihrem Sohne die schmerzliche Mittheilung zu machen.

Sie folgte dem, was Monsieur Coumbes pomphaft seinen Laubengang nannte und was am Ende in der Wirklichkeit nichts weiter war, als eine mittelmäßige Allee, die den eingeschlossenen Raum in einer ganzen Länge durchschnitt und mit der Straße endete; sie prüfte ihr Gewissen, sie suchte, was einem Fehler als Entschuldigung dienen könne, dessen traurige Folgen sie gegenwärtig zu beurtheilen vermochte; sie fragte sich, was sie ihrem Sohne antworten könne, wenn dieser ihr vorwerfe, daß sie ihre Ehre nicht habe zu bewahren gewußt, das einzige Gut, welches er von ihr zu erwarten habe.

Am Ende des Laubenganges, da wir ihm doch diesen Namen beilegen müssen, hatte Monsieur Coumbes einige Dutzend Fichten gepflanzt, die ungeachtet ihrer Hartnäckigkeit, am Leben bleiben zu wollen, niemals dahin gelangt waren, ihre Wipfel, wenn man sie so nennen darf, bis zu der Höhe der Mauer zu erheben, welche sie umgab. Es versteht sich von selbst, daß der Besitzer dieses Reisigbündel von verkrüppelten und verbogenen Staudenartigen Gewächsen einen Fichtenwald nannte, als wäre er hundert Morgen groß gewesen.

Der ehemalige Packträger hatte keinen Schein von Schatten besitzen können, ohne ihn so viel wie möglich auszubeuten. Er hatte daher in diesem Fichtenwalde eine Bank angebracht, und die Aufgabe war nicht leicht, da die höchsten Fichten gerade einen Regenschirm darstellten, dessen Stiel in der Erde befestigt war. Wenn man indessen den Kopf gehörig bog und die Beine einzog, konnte man sich auf die Bank des Monsieur Coumbes niedersetzen, die Stellung war keine der bequemsten; aber da es mit Ausnahme der Umgebung des Feigenbaums, welche Monsieur Coumbes für sich reservierte, der einzige Ort war, wo man Etwas dem Schatten Aehnliches hatte; da diese Bank nur zwei Schritte von dem Gitterthor entfernt war, so sah man von dort die wenigen Wanderer, welche die Straße passierten, und Milette, welche ihr Herr hinsichtlich der

Unterhaltungen nicht sehr verwöhnt, hatte die Gewohnheit angenommen, jeden Abend hierher zu kommen, um die Wäsche für die Haushaltung auszubessern.

Milette hatte sich eben sehr nachdenkend an diesem Platze niedergesetzt, als Marius zu ihr kam; als sie ihn kommen sah, verdoppelte sich ihre Seelenqual; zwei Thränen perlten an ihren Wimpern, dann rollten sie langsam an ihren Wangen nieder, welche der Schmerz naß gemacht hatte; sie faßte die Hände ihres Sohnes, von Gemüthsbewegung erstickt, sie konnte nicht reden, doch gab sie ihm ein Zeichen, sich zu ihr zu setzen.

Unter dem Eindrucke der Traurigkeit, die den jungen Mann beherrschte, war ihm die Betrübniß seiner Mutter noch viel empfindlicher, als sie es unter gewöhnlichen Umständen gewesen sein würde; er bat sie, ihm das Geheimniß ihres Kummers anzuvertrauen.

Anstatt aller Antwort, warf sich Milette ihrem Sohne um den Hals und umarmte ihn mit zugleich verzweifelter und flehender Heftigkeit.

Marius verdoppelte seine Bitten.

»Was ist Ihnen, Mutter?« sagte er. »Mein Herz bricht, wenn ich Sie so sehe. Mein Gott, reden Sie doch! was ist Ihnen? Wenn ich irgend einen Vorwurf verdient habe, warum fürchten Sie, ihn auszusprechen? Sie haben mich gelehrt, unterwürfig zu sein gegen Diejenigen, welche man liebt, und wenn Sie zweifeln, daß ich Sie liebe, so betrüben Sie mich mehr, als mich gerechte Vorwürfe betrüben würden. Es hat Sie. Jemand beleidigt, Mutter? O nennen Sie mir ihn, und Sie sollen mich bereit finden, Sie zu vertheidigen, ihn zu bestrafen, wie ich es gewesen bin, als es sich um meinen Wohlthäter handelte. Reden Sie, Mutter, und weinen Sie nicht mehr so; Ihr Schluchzen zerreißt mir die Seele; ich wollte lieber mein Blut tropfenweise fließen sehen, als diese Thränen, die aus Ihren Augen kommen! Sie lieben also Ihr Kind nicht mehr, da Sie es Ihres Vertrauens nicht für würdig achten! Kann man denn denen, die man liebt, Etwas verbergen? Muß man denn nicht Alles, sei es Freude oder Kummer, mit ihnen theilen? Auch ich habe mein Geheimniß, Mutter, und Sie können sich nicht vorstellen, wie es mich drückt, es nicht mit Ihnen theilen zu können. Aber mag daraus werden, was will, ich muß es Ihnen sagen, ich muß es Ihnen anvertrauen, um Ihnen das Beispiel zu geben, damit Sie nicht mehr fürchten, auf die Klugheit oder die Zärtlichkeit Ihres Sohnes zu rechnen.«

Milette hörte diese Worte an, ohne sie zu verstehen; der Ausdruck einer kindlichen Liebe kam zu ihren Ohren wie eine liebliche Musik, die ihr süße Empfindungen verursachte; aber die Verwirrung ihrer Ideen war so groß, daß sie den Sinn einer Worte nicht zu ergründen suchte.

»Mein Kind! mein liebes Kind!« rief sie, »schwöre mir, daß Du Deine Mutter nicht verfluchen willst, was auch geschehen möge; schwöre mir, daß, wenn Du über sie richtest, wenn Du sie verurtheilst, Deine Liebe sie vertheidigen will; schwöre mir, daß diese Liebe, die mein einziges Gut ist, mir bleiben soll; ich habe sie nie wie heute gefühlt, da sie bedroht wird. Ich wünschte, ich wäre todt! ja, mein Gott! ich wünschte, ich wäre todt! Sterben, was ist es denn dagegen, die Liebe dessen zu verlieren, den man unter seinem Herzen getragen, der sich von unserem Fleisch genährt und unser Blut getrunken; das ist nicht möglich! nein, Gott wird es nicht zugeben! — Beruhige Dich, Marius, ich will reden,« fuhr die Unglückliche tief athmend und halb todt fort; »ich werde reden; da es unmöglich ist, daß Du aufhören kannst, mich zu lieben, so werde ich reden!«

»O! thun Sie es, reden Sie, Mutter!« antwortete der junge Mann eben so blaß und verwirrt, wie es seine Mutter war. »Was ist geschehen, großer Gott! daß Sie vermuthen konnten, daß ich aufhören werde, Sie zu verehren, als die achtbarste aller Frauen, Sie zu lieben als die zärtlichste



aller Mütter? Sie machen, daß ich auch erbebe; beeilen Sie sich, mich von dieser Qual zu befreien. Welches Fehlers Sie sich auch schuldig gemacht haben sollten, sind Sie nicht meine Mutter, und ist nicht eine Mutter für ihren Sohn unfehlbar, wie es Gott für die Menschen ist? Aber nein, Sie, die Sie mir die Gesetze der Rechtschaffenheit eingeprägt, Sie, die Sie mich gelehrt haben, die Ehre zu achten, Sie können unmöglich in der einen oder der andern Hinsicht gefehlt haben. Ihr zartes Gewissen macht Sie unruhig: Reden Sie doch, damit ich Sie tröste, reden Sie, damit ich Sie beruhige; reden Sie, reden Sie, Mutter, ich beschwöre Sie!«

Milette hatte ihre Kräfte überschätzt; das Schluchzen erstickte ihre Stimme; sie konnte sich nur ihrem Sohne zu Füßen werfen; das Wort »Verzeihung!« war das einzige, welches sie hervorbringen konnte.

Als Marius seine Mutter zu seinen Füßen sah, richtete er sich rasch auf und faßte sie in seine Arme, um sie aufzurichten.

Er wendete den Rücken zu der Thüre des Gartens hin, zu welcher Milettes Gesicht gerichtet war.

Plötzlich öffneten sich die Augen dieser übermäßig weit und blieben starr und verstört auf die Straße gerichtet; sie streckte den Arm aus, als wollte sie eine entsetzliche Erscheinung von sich weisen und zu gleicher Zeit stieß sie einen furchtbaren Schrei aus.

Marius wendete sich erschrocken um und dabei streiften seine Kleider an die eines Mannes an, welcher leise die Gitterthüre geöffnet hatte und mit der Hälfte seines Körpers eingetreten war.

In diesem Manne erkannte er den Bettler, den Madeleine und er auf den Hügeln von einem gewissen Tod errettet hatten; er hielt seinen Hut in der Hand; sein Gesicht hatte den Ausdruck der grimassenhaften Unterwürfigkeit seiner Profession und er murmelte eine gewöhnliche Bettlerformel.

Marius glaubte, daß die Plötzlichkeit, womit er sein entsetzliches Gesicht gezeigt, allein seine Mutter erschreckt habe.

»Geht fort!« sagte er kurz zu ihm.

Aber der Bettler hatte ihn erkannt; der erste Beweis, den ihm der junge Mann von seiner Menschenliebe gegeben, schien ihm nicht nur Vertrauen zu einer künftigen Freigebigkeit, sondern auch eine beträchtliche Dreistigkeit eingeflößt zu haben, sie zu fordern. Er setzte seinen Hut wieder auf den Kopf, und sein Gesicht, welches er unterwürfig zu machen suchte, nahm einen leichten Anflug von Unverschämtheit an.

»Ei, zum Henker!« rief er, »zwei alte Bekannte verlassen sich nicht auf diese Weise!«

»Ach! mein Gott, mein Gott, Du bist ohne Mitleid in Deiner Gerechtigkeit!« sagte Milette, indem sie verzweiflungsvoll die Hände rang.

»Wirst Du Dich von hier entfernen, Elender?« brüllte Marius, den Bettler heftig schüttelnd, den er bei dem Kragen seiner Blouse ergriffen hatte.

»Nehmen Sie sich doch in acht, ich habe keine Kleider zu wechseln, wie Sie. Wenn ich nicht fortgehen will, so ist es, weil ich es nicht gern habe, daß man mich anfaßt; das ist Alles.«

»Was wollen Sie? Laffen Sie sehen,« versetzte Marius, welcher auf diese Weise am schnellsten von der zudringlichen Gegenwart des Bettlers befreit zu werden hoffte. »Worüber beklagen Sie sich?«

»Ich beklage mich, daß die schöne Demoiselle, mit welcher Sie vor vierzehn Tagen am Vorgebirge spazieren gingen, sich über mich lustig gemacht hat, wie ein Mastwächter über einen

Landsoldaten; ich habe mich in ihrer Wohnung gezeigt, wie sie es mir zu thun geboten, und als ich die Thüre ihres Bureau öffne — ein reiches Bureau, das muß ich gestehen, und es beweist mir, daß Sie nicht Unrecht haben, gern mit der Besitzerin spazieren zu gehen — da finde ich Commis, die mich hinausjagen wie einen Spitzbuben, der Bohrer und Zangen in den Augen hat! So beträgt man sich nicht!«

»Hier,« sagte Marius, indem er ein Stück Geld aus der Tasche zog. »Und jetzt entfernen Sie sich.«

»Die Worte der Demoiselle waren um die Hälfte schwerer, als Ihre Medaille,« antwortete der Bettler, dieses Almosen verächtlich zwischen einen Fingern drehend.

»Elender!« rief Marius, eine Faust erhebend.

»Ei! was haben Sie denn; ich danke Ihnen ja dessenungeachtet,« versetzte der Bettler mit einer gewohnten Frechheit. »Sie sind liebenswürdiger, wenn Sie der Jungen den Hof machen, als wenn Sie mit der Alten streiten das ist ganz einfach. Glauben Sie nicht, daß ich darüber böse auf Sie bin; und da Sie, wie es scheint, um die Kleine zu heirathen, der Alten ihren Sack geben sollen wie Sie es zu thun im Begriff waren, als ich kam, erbiere ich mich zum Beweise, das Compliment zu beenden wenn es Sie nicht zu sehr verletzt.«

»Und ich will Dich für Deine Unverschämtheit züchtigen!« sagte Marius, sich auf den Bettler losstürzend.

Bei dem Lärm dieses Kampfes kam Milette, die bis dahin wie leblos am Boden gekauert, ihr Gesicht mit den Händen bedeckt hatte und ihr Dasein nur durch ihre Thränen und das nervöse Zittern, welches ihre Glieder erschütterte, zuerkennen gab, aus ihrer Vernichtung, in die sie versunken war.

»Marius! Marius!« rief sie, »im Namen Gottes lege nicht die Hand an diesen Mann. Mein Sohn, ich bitte Dich darum, ich beschwöre Dich, ich befehle es Dir! Dieser Mann, Marius, dieser Mann ist geheiligt für Dich! Dieser letzte Satz kam nur unartikuliert aus der Kehl der armen Frau; als sie ihn beendet hatte, verließen sie ihre Kräfte, ihre flehenden Arme, die sie zu ihrem Sohn ausstreckte, fielen an ihren Seiten nieder; ein Gewölk zog über ihre Augen; sie verlor das Bewußtsein und fiel rücklings auf den Sand nieder.

Die Kämpfer konnten sie nicht hören; im ersten Augenblick hatte ihn der junge Mann, kräftiger, als sein Gegner, aus der Einzäunung getrieben. Beide waren au den Staub des Weges niedergefallen.

Sobald Marius sich von den Armen des Bettlers frei machen konnte, welcher versuchte, ihn unter sich zu rollen, trat er wieder in den Garten und sah seine Mutter ohnmächtig daliegen. Er nahm sie auf eine Arme und trug sie in die Cabane. Aber er hatte versäumt, die Pforte zu schließen, und sobald er seinen Rücken gewendet hatte, öffnete der Bettler dieselbe leise und schlich sich in den Fichtenwald, dessen Gebüsch ihm bei der einbrechenden Dunkelheit, welche die Erde einzuhüllen begann, als genügender Schutz dienen und verhindern konnte, daß er von Madeleinen's Sennhütte und von der Cabane des Monsieur Coumbes gesehen wurde.

---

## Drittes Kapitel.

### *Das Geständniß.*

Als Marius die Cabane wieder erreichte und seine ohnmächtige Mutter auf seinen Armen hineinrug, war Monsieur Coumbes noch nicht zurück.

Er legte sie auf den großen Divan nieder, der ihr als Bett diente, und suchte sie wieder zu sich zu bringen.

Nach einigen Minuten öffnete Milette die Augen; aber ihr erster Gedanke galt nicht ihrem Sohne; ihre Glieder zitterten krampfhaft, ihre Zähne klapperten, ihre schreckenvollen Blicke schweiften über alle Theile des Zimmers dahin. Sie suchten dort Jemand, und zu gleicher Zeit zitterte die arme Frau vor Schrecken, ihn dort zu erblicken.

Als sie sich überzeugt hatte, daß Marius allein sei, fuhr sie mit der Hand über ihre Stirn, als wollte sie ihre Erinnerungen zurückrufen, und als sie sich klarer und deutlicher in ihrem Kopfe darstellten, brachen die Thränen wieder hervor und ihr Schluchzen verdoppelte sich.

»Sie bringen mich zur Verzweiflung, Mutter!« rief Marius. »Es scheint mir, als ob Alles, was vorgeht, ein Traum ist. Ich suche vergebens und kann nicht entdecken, was Ihren Geist auf diese Weise zerrüttet.«

»Die Hand Gottes! die Hand Gottes!« wiederholte Milette, als ob sie mit sich selber redete.

»Sammeln Sie Ihre Gedanken, Mutter, ich beschwöre Sie! Beruhigen Sie sich.«

»Die Hand Gottes!« sagte wieder die arme Frau.

»Sie wollen also, daß ich auch den Verstand verliere?« rief der junge Mann sich die Haare ausraufend. »Erklären Sie mir dieses Geheimniß. Warum zittern Sie, vielgeliebte Mutter? Worin besteht dieser Fehler, wovon Sie so eben sprachen? Von welcher Art er auch sein möge, ich werde die Last mit Ihnen tragen; wenn es eine Schmach ist, wollen wir sie mit einander theilen und ich werde Sie nicht weniger segnen. Sagen Sie, Mutter, warum lagen Sie zu meinen Füßen, als dieser Elende uns störte?«

Diese Erinnerung an den Bettler verdoppelte Miletten's Qualen; sie faltete die Hände und erhob sie mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verzweiflung zum Himmel.

»Warum hast Du es zugegeben, mein Gott? Warum hast Du es zugegeben?« rief sie; »und Du, mein armes Kind, was hast Du gethan?«

»Womit beschäftigen Sie sich, meine Mutter? Ich habe einen unverschämten Kerl hinausgetrieben, der, zum Lohn für einen Dienst, den ich ihm geleistet, sich nicht entblödet hat, Sie zu beleidigen, das ist Alles. Lassen Sie sehen, wir haben nur noch sehr wenig Zeit für uns. Der Vater kann jeden Augenblick zurückkehren. Beeilen Sie sich, Mutter, damit ich Sie tröste, beeilen Sie sich, damit ich mit Ihnen leide. Was ist geschehen? Reden Sie.«

»Ah! Du weißt nicht, was es einer Mutter kostet, vor ihrem Kinde zu erröthen. Aber dieser Mann, der eben gekommen, dieser Unglückliche, sage mir, was ist aus ihm geworden?«

»Ei! was liegt Ihnen daran? Um Sie handelt es sich, und nicht um ihn, liebe Mutter.«

Milette antwortete nicht; sie verbarg ihr Gesicht zwischen ihren Knien.

Das Schweigen der armen Milette vermehrte die Aengstlichkeit des jungen Mannes, indem es eine Ungewißheit verdoppelte. Er hatte weder den Respekt, noch die Zärtlichkeit übertrieben, die er für die empfand, welche ihm das Leben gegeben. Ernster, nachdenkender, als man es gewöhnlich in seinem Alter ist, hatte er die Größe dieses so bescheidenen und demüthigen Lebens schätzen können; er hatte sie bewundert, wie er ihr in der stoischen Resignation nachgeahmt, mit welcher sie sich der wunderlichen Laune desjenigen gefügt, welchen er für seinen Vater hielt, in der engelgleichen Milde, mit welcher sie die Grillen dieses Letzteren ertrug. Milette war für ihren Sohn eine Heilige, der Verehrung der ganzen Erde würdig; er konnte sich nicht vorstellen, welche Handlung diese Seele, bis dahin so ruhig und so rein, in diesem Grade beunruhigen konnte.

Aber bei diesem Schweigen fielen ihm, als er von dem Bettler sprach, als er sich des heftigen Eindrucks erinnerte, den die Erscheinung desselben auf seine Mutter hervorgebracht, einige Worte wieder ein, die während des Kampfes zu seinen Ohren gedrungen waren, und er begann zu denken, daß dieser Mann wohl an dem Unglücke, welches Milette niederbeugte, Antheil haben könne, und vermöge einer instinctmäßigen Scham versuchte er sie nicht weiter zu befragen.

Er setzte sich auf den Rand des Divans, nahm die Hand seiner Mutter in seine Hände, und so blieben. Beide einige Sekunden stumm und unbeweglich sitzen.

Die arme Frau brach zuerst dieses Schweigen, welches ihr endlich noch schwerer zu ertragen war, als Marius.

»Es war also nicht das erste Mal, daß Dir dieser Mann begegnet ist?« sagte Milette mit zitternder Stimme.

»Nein, Mutter, schon ein Mal; ich traf ihn auf den Hügeln.«

Dann erzählte Marius seiner Mutter, was er für den Bettler gethan, indem er ihr den Antheil, welchen Mademoiselle Riouffe an dieser Handlung der Menschenliebe genommen, und die Gegenwart dieser auf dem Vorgebirge verschwieg.

»Der arme Unglückliche,« murmelte Milette, als er ausgeredet hatte.

»Kennen Sie ihn, liebe Mutter?« sagte Marius schaudernd. Die Frau des Pierre Mamas zauderte einen Augenblick; sie sammelte allen ihren Muth, aber sie fand nicht genug in ihrer Seele, um das Entsetzen zu überwinden, welches ihr dieses Geständniß verursachte: sie schüttelte verneinend den Kopf.

Marius konnte nicht glauben, daß je eine Lüge aus dem Munde seiner Mutter kommen könne; er seufzte tief als wäre ein Herz von einer schweren Last befreit worden.

»Nun, desto besser,« sagte er, »denn was heute geschehen ist, bestätigt meinen Verdacht von neulich, und ich bin fest überzeugt, daß ich, indem ich ihn rettete, der Gesellschaft einen sehr schlimmen Dienst geleistet.«

»Marius!«

»Und daß dieser vorgebliche Bettler nur ein Bandit ist.«

»Marius!«

»Im Begriff, ein neues Verbrechen zu begehen.«

»O! schweig, schweig!«

»Warum sollte ich schweigen, Mutter?«

»O! wenn Du wüßtest, wen Du schmäht! Wenn Du wüßtest, an wen Deine Worte sich

richten!« rief Milette bestürzt.

»Liebe Mutter, wer ist dieser Mann? Nennen Sie ihn — es muß sein. Da es sich um unsere Ehre handelt, welche ich allein das Recht habe, zu vertheidigen, so ist es mir erlaubt zu gebieten, und ich gebiete!«

Dann erschrocken über die Bestürzung, womit Milette die gewöhnlich zärtliche Stimme ihres Sohnes strenge und drohend werden hörte, fuhr dieser fort:

»Nein, ich gebiete nicht; meine Bitten und meine Thränen, sind sie nicht allmächtig für Sie? Ich weine und flehe. Ich werfe mich meinerseits zu Ihren Füßen und beschwöre Sie. Mutter, erklären Sie mir, durch welchen entsetzlichen Zufall kann irgend eine Beziehung zwischen Ihnen, so verständig, so anständig, so tugendhaft, und diesem scheußlichen Menschen vorhanden sein?«

»Du sollst. Alles hören, mein Kind; aber schweig, ich bitte Dich noch ein Mal darum; sprich nicht so. Du sagtest mir noch eben: eine Mutter ist ein göttliches Wesen für ihr Kind; wie jenes ist sie unfehlbar. Nun, Marius, auch diesen Mann muß Du beklagen und sein Elend erleichtern; das Unrecht, welches er begangen haben mag, darauf hast Du nicht das Recht, die Augen zu richten; von seinen Verbrechen muß Du ihn freisprechen; verabscheuenswürdig für die Welt, muß er für Dich geheiligt bleiben, dieser Mann.«

»Liebe Mutter!«

»Dieser Mann ist Dein Vater, Marius!«

Diese letzten Worte erstarben auf Miletten's Lippen, welche darnieder geschmettert auf den Divan zurückfiel, nachdem sie dieselben ausgesprochen. Marius war todtensblau geworden, als er sie gehört; er blieb einige Augenblicke wie vernichtet; dann warf er sich Miletten um den Hals, schloß sie in seine Arme, drückte sie an sein Herz, bedeckte ihr Gesicht mit Liebkosungen und Thränen, und rief:

»Sie sehen wohl, meine Mutter, daß ich Sie noch liebe!« —

Einige Augenblicke hörte man nur das Geräusch der Küsse und das Schluchzen der Mutter und des Sohnes. Darauf erzählte Milette Marius, was unsere Leser schon wissen. Als sie diesen traurigen Bericht beendet hatte, häufig von den Krämpfen ihrer Verzweiflung unterbrochen, blieb er nachdenkend an den Divan angelehnt, den Kopf auf seine Hand gestützt, während Milette ihre Stirn auf seiner Schulter ruhen ließ, um sich diesem noch mehr zu nähern, welcher, wie sie fühlte, ihre einzige Stütze werden würde.

»Mutter,« sagte er in ernstem und zärtlichem Tone, »Sie dürfen nicht mehr weinen. Ihre Thränen sind eben so viele Anklagen gegen den, welcher uns dieses schlimme Geschick bereitet hat, und es ist mir nicht gestattet, mich ihm anzuschließen. Ich kann das Schicksal des Pierre Manas, meines Vaters, nur beklagen. Ihre Schuld wird sehr leicht sein, wenn Gott sie in die Wagschale legen wird, worin er alle unsere Handlungen abwägt. Er wird nicht strenger gegen Sie ein, als er es gegen einen Engel sein würde, der wie Sie gefehlt hätte, davon halte ich mich überzeugt. Was Ihren Sohn betrifft, dem Sie alle Schmerzen Ihres Lebens mitgetheilt haben, er achtet und liebt Sie noch hundertmal mehr, als er es vorher gethan, weil er weiß, daß Sie unglücklich sind; fassen. Sie also Muth.«

Marius erhob sich und ging einige Schritte durchs Zimmer.

»Morgen, Mutter,« sagte er, »werden wir zwei Pflichten zu erfüllen haben.«

»Welche?« fragte Milette, die den jungen Mann mit einer fast religiösen Aufmerksamkeit

anhörte.

»Die erste wird sein, dieses Haus zu verlassen.«

»Wir wollen abreisen?«

»Sein Sie ruhig, Mutter, über Ihr künftiges Schicksal; ich bin stark und muthig, und bei dem Pflichtgefühl, welches Sie meiner Seele so tief eingepägt haben, können Sie sich ohne Furcht auf mich verlassen und dürfen von jetzt an nur auf Ihren Sohn rechnen.«

»O! ich verspreche es Dir, mein Sohn.«

»Dann,« fuhr der junge Mann mit dumpfer Stimme fort, »müssen wir den aufsuchen — von dem wir gesprochen haben.«

»O, mein Gott!« rief Milette vor Schrecken erbebend. »Glauben Sie nicht, Mutter, daß ich Sie verurtheilen will, Ihr Schicksal von Neuem mit dem zu vereinen, der so strafbar gegen Sie gehandelt hat. Nein; aber er leidet; er hat keinen Zufluchtsort, kein Brod vielleicht, und er ist mein Vater, und ich muß die Früchte meiner Arbeit zwischen Ihnen und ihm theilen. Dann, wer weiß?« fuhr Marius fort, »werden ihn meine Bitten vielleicht dahin führen, mit einem beklagenswerthen früheren Leben zu brechen und zu einem regelmäßigeren Leben zurückzukommen.«

Marius sprach dies. Alles ohne besonderen Nachdruck, einfach, aber mit einer Energie, die zugleich die Festigkeit und Erhebung eines Charakters offenbarte. Die Bewunderung, die Milette für ihren edlen Sohn empfand, machte, daß sie ihre Schmerzen ein wenig vergaß.

Ein Schmerz blieb indessen scharf und stechend zurück.

Milette hatte nie die socialen Theorien zu ergründen gesucht; aber ohne daran zu denken, was sie that, hatte sie dieselben überwunden. Von ihrem Manne verlassen, hatte es ihr geschienen, als könne die Gesellschaft sie nicht ohne Stütze lassen. Als diese Stütze sich ihr darstellte, glaubte sie so ergeben, so unterwürfig, so treu gegen den sein zu müssen, der ihr die Hand gereicht hatte, wie sie es in der von Gott und Menschen geheiligten Verbindung gewesen. Daher war sie dahin gekommen, die Unrechtmäßigkeit ihrer Stellung zu bezweifeln. Sie hatte es erst in der letzten Zeit eingesehen, als das Gesetz, welches für Marius die Wohlthaten dieser ungiftigen Verbindung nicht gelten lassen konnte und in ihm Niemand anders sehen wollte, als den Sohn des Pierre Manas, ihr deutlich die Unannehmlichkeiten davon gezeigt.

Aber wenn ihre Vernunft dem einleuchtenden Zeugnisse nachgegeben hatte, war es nicht so mit ihrem Herzen. Milette hatte nie für Monsieur Coumbes, was man Liebe nennt, empfunden. Das Gefühl, welches sie für ihn hegte, läßt sich nur erklären, wenn man es Anhänglichkeit nennt, ein unbestimmtes Gefühl mit wenig schätzbaren und immer verschiedenen Ursachen, aber ein unendlich mächtigeres Gefühl, als das erste, weil es nicht wie jenes diesen Stürmen unterworfen ist, welche Wolken an dem schönsten Horizonte zurücklassen, und weil die Zeit, das Alter und die Gewohnheit es erhöhen und es im Gegensatze zu dem anderen steigern.

Nachdem sie zwanzig Jahre bei ihm gewohnt hatte, kam, ungeachtet der seltsamen Art und Weise, die Monsieur Coumbes in einer Zärtlichkeit zeigte, ungeachtet seines Egoismus, eines thörichten Stolzes, seiner Verachtung, seiner Grillen und seines Geizes, Miletten's Zuneigung für ihn in ihrer Seele gleich nach derjenigen, welche die ihrem Sohne widmete.

So resigniert sie erschien, drückte sie der Gedanke, das Haus des ehemaligen Packträgers zu verlassen und diesen nicht wiederzusehen, nieder; sie konnte sich nicht vorstellen, daß es möglich sei.

»Aber,« sagte sie furchtsam und nach vielem Zaudern zu ihrem Sohne, »wie sollen wir es machen, Monsieur Coumbes unseren Entschluß mitzutheilen?«

»Ich werde es übernehmen, liebe Mutter.«

»Mein Gott, was wird aus ihm werden, wenn er allein ist?«

Der junge Mann las in der Seele seiner Mutter; er sah, was dieses Opfer ihr kostete.

»Mutter,« sagte er respectvoll aber fest, »ich werde nie vergessen, was ich meinem Wohlthäter verdanke: mein Leben lang werde ich mich erinnern, daß er mich als Kind auf einen Knien geschaukelt hat; daß ich seit zwanzig Jahren ein Brod gegessen habe; am Abend und am Morgen soll sein Name in meinen Gebeten genannt werden, und ich hoffe, daß Gott mich nicht sterben lassen wird, ohne daß ich bewiesen habe, wie viel Erkenntlichkeit und Liebe für diesen Mann in meinem Herzen ist; aber ich halte es nicht für möglich, daß wir unseren Aufenthalt in diesem Hause verlängern.«

Dann, als er sah, daß Miletten's Thränen sich bei diesem Ausspruche verdoppelten, fügte er hinzu:

»Es ziemt mir nicht, länger bei Ihren Entschlüssen zu verweilen, meine gute Mutter; ich begreife, daß es Ihnen schmerzlich sein muß, ein Haus zu verlassen, worin Sie so glücklich gewesen sind, um ein ungewisses Dasein zu beginnen; — ich begreife, daß es grausam für Sie sein muß, auf eine Freundschaft zu verzichten, die Ihnen lieb war; ich bin bereit, mich Ihrem Willen zu fügen; fürchten Sie nicht, daß ich murre oder mich beklage. Wenn Sie hier bleiben, werde ich des Glückes beraubt sein, Sie zu umarmen, aber mein Herz wird voll von Ihnen bleiben und ganz Ihnen gehören.«

Milette umarmte ihren Sohn mit einer Begeisterung, welche andeutete, daß sie über ihre Unentschlossenheit und ihr Bedauern gesiegt habe.

»O! liebe Mutter! glauben Sie mir, Sie können nicht mehr leiden, als ich.«

Und sich aus ihren Armen reißend, stürzte er sich aus dem Zimmer, als hätte er seiner Mutter das Schauspiel einer Aufregung entziehen wollen, welcher seine moralische Energie unterlag.

Bis dahin hatte er nicht an Madeleine gedacht.

Aber die letzten Worte seiner Mutter hatten in seiner Seele das Bild des jungen Mädchens hervorgezaubert.

In Gegenwart dieses Bildes hatte sich das Gefühl von der Lage, die ihm bereitet war, seinem Geiste dargestellt.

Als der Sohn, nicht des Monsieur Coumbes, des ehrsamten, geachteten und reichen Bürgers, sondern als der Sohn des Pierre Manas, einmal gewiß, aber vielleicht mehrmals, von der menschlichen Justiz bestraft, konnte er nicht mehr ohne Niedrigkeit oder Thorheit an eine Verbindung mit Mademoiselle Madeleine Riouffe denken.

Dieser Gedanke war es, der ihm eben eine entsetzliche Erschütterung verursachte. Er rollte sich auf dem Sande im Garten, er griff mit den Nägeln in den Boden, er schleuderte seine Verwünschungen und ein Schluchzen in die Nacht hinaus. Der Fall war zu tief und zu unvorhergesehen, um nicht sehr schmerzlich zu sein. Einige Augenblicke konnte er sich keine Rechenschaft ablegen von dem, was in seinem Kopfe vorging; Madeleinen's Name war der einzige, den eine Lippen aussprechen konnten.

Dann nahmen nach und nach seine Ideen eine bestimmte Richtung und Form an; er erröthete, sich seiner Verzweiflung überlassen zu haben; er beschloß, gegen dieselbe anzukämpfen.

»Ich will ein Mann sein,« dachte er, »und wenn ich leiden muß, will ich als Mann leiden. Ich hatte zu meiner Mutter von zwei Pflichten gesprochen, die wir zu erfüllen hätten; ich finde noch eine dritte auf meiner Rechnung; nämlich Mademoiselle Madeleine die Wahrheit zu gestehen und ihr ihr Wort zurückzugeben.«

Ein letztes Schluchzen unterdrückend, die Thränen zurückhaltend, die gegen seinen Willen noch aus seinen Augen drangen, suchte Marius die Leiter und legte sie an die Mauer.

Als er auf der letzten Sprosse angekommen war, warf er einen Blick auf die Sennhütte: eins von den Fenstern in der ersten Etage war erleuchtet.

»Sie ist da,« sagte er zu sich selbst, und sich auf die Höhe der Mauer setzend, zog er seine Leiter nach sich und ließ sie in den Garten der Mademoiselle Riouffe hinunter, in welchen er entschlossen hinunterstieg, obgleich sein Herz von sehr verschiedenen Gefühlen erfüllt war, als an dem Abend, da er diesen Weg genommen hatte, um sich zu einer ersten Zusammenkunft mit dem jungen Mädchen zu begeben.

---



## Viertes Kapitel.

*Pierre Mamas schreitet auf seine Weise ein.*

Die Sennhütte der Mademoiselle Riouffe war mit der Cabane des Monsieur Coumbes parallel gebaut; der Garten umgab sie von allen Seiten; nur hatte dieser Garten eine Ausdehnung von etwa zweihundert Fuß von der Straße aus, das heißt von der Seite der Eingangsfronte des Hauses, während nur vierzig Fuß für den Theil übrig blieben, der nach dem Meere gerichtet war. Die Leiter, deren sich Marius bei seinem nächtlichen Erklimmen bediente, lag gewöhnlich unter einem Schuppen, der an die Cabane angebaut war; der junge Mann stellte sie an einen Theil der Mauer, wo die Zweige des Feigenbaumes eine Operationen ein wenig deckten; aber in der Aufregung, deren Beute er war, dachte er nicht daran, seine gewohnten Vorkehrungen zu treffen, und er legte sie gegen den Winkel der Mauer, welche nach der Küste gewendet war, gerade ein wenig oberhalb der Pforte, die von der Cabane nach dem Meere führte, durch welche Monsieur Coumbes nothwendig passieren mußte, wenn er am Abend zurückkehrte.

Vermöge des gefaßten Entschlusses, diejenige, die er liebte, getreulich in das Geheimniß einzuweihen, welches er eben erfahren, ihr das von ihr erhaltene Versprechen zurückzugeben, ihr nicht die Verzweiflung zu verbergen, welche ihm diese Entsagung so theurer Hoffnungen verursachte, aber zu gleicher Zeit auf stoische Weise seine Pflicht als rechtschaffener Mann zu erfüllen, die, welche er liebte, in dem Entschlusse zu bestärken, welchen ein Geständniß nicht verfehlen könne ihr einzuflößen, hatte er die Absicht, wenn er Madeleine nicht im Garten träfe, wo sie ihn gewöhnlich erwartete, in das Haus einzudringen, um zu ihr zu gelangen. Bei einer fieberhaften Aufregung hatte er es jetzt eben so eilig, diese Trennung zu bewerkstelligen, als er einige Stunden vorher den Wunsch gehegt hatte, ihr die Versicherung zu erneuern, daß Nichts in der Welt ihn bewegen könne, diejenige zu vergessen, welche sich aus eigenem Antriebe mit ihm verlobt hatte.

Als er von der Mauer heruntergestiegen war, ging er also auf die Sennhütte zu, ohne sich die Mühe zu geben, das Geräusch einer Fußtritte auf dem Sande zu mäßigen; aber als er nahe bei dem unteren Stock war, glaubte er hinter den Mousselinvorhängen einen Schatten zu bemerken. Er blieb stehen. Die Dunkelheit war tief; aber gerade deshalb hatte er in diesem von einem inneren Lichte erleuchteten Rahmen erkannt, daß dieser Schatten nicht der Madeleinen's war. Er bedachte, daß er in seiner Ungeduld und Unruhe vor der Stunde ihrer früheren Zusammenkünfte eingetreten sei, und daß, wenn Madeleine zufällig irgend einen fremden Gast im Hause habe, seine Gegenwart sie in Verlegenheit setzen könne.

Dieser Gedanke änderte den Entschluß unseres Marius und bestimmte ihn, ehe er an die Thüre der Sennhütte klopfte, sich wohl zu versichern, daß Madeleine allein sei.

Aber von dem Punkte aus, wo er sich befand, konnte er nur die Seitenfronte der Wohnung sehen.

Er erreichte also seinen Ausgangspunkt wieder, machte eine Oeffnung in den Cypressen, welche Monsieur Jean Riouffe ursprünglich längs der Mauer gepflanzt hatte, die ihm mit Monsieur Coumbes gemeinschaftlich war, und schlich sich hinter diese doppelte Mauer von

Grün und Steinen.

Diesem engen Wege folgend, kam er bis an das Ende des Gartens nach der Seite des Weges von Montredon nach Marseille, dann durchbrach er von Neuem die Mauer von Cypressen und befand sich an der entgegengesetzten Fronte in der Mitte der Gebüsche von Lorbeer und Spindelbaum, welche diesen Theil des Gartens einnahmen.

Die Sennhütte war jetzt vor ihm und er übersah die ganze Fronte, die nach dem großen Wege gerichtet war.

Man hörte kein Geräusch im Innern der Wohnung; nur ein Fenster im ersten Stock war erhellt, aber dieses Fenster gehörte nicht dem Zimmer Madeleins an.

Marius wußte nicht, was er von allen diesen auf fallenden Erscheinungen denken sollte, und seine schon ungeordneten Gedanken verwirrten sich mehr und mehr.

In diesem Augenblick begann er das dumpfe Rollen eines Wagens zu hören, welcher im Trabe auf dem Wege von Marseille daherkam. Das Geräusch nahm zu und der Wagen hielt vor dem Gitterthore an. Aber die Sennhütte nahm in diesem Augenblick die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mannes in Anspruch.

In der That ging etwas nicht weniger seltsames, als was er bis zu diesem Augenblick gesehen hatte, in dem Hause vor.

Er hatte das Licht sich bewegen sehen, welches er gleich Anfangs bemerkt hatte; es fuhr wie der Blitz hinter den Fensterscheiben des Fensters des Corridor dahin, und da dieses Fenster keine Vorhänge hatte, so konnte Marius erkennen, daß das Licht von einem Manne getragen wurde; dann schimmerte dieses Licht einen Augenblick in Madeleins's Zimmer, wo es plötzlich erlosch. Dann wurde Alles finster; aber aus diesem Zimmer kam ein verwirrtes Gemurmel, ein seltsames Geräusch, welches er sich nicht erklären konnte.

Plötzlich wurde eine Scheibe des Fensters zerschmettert, und bei dem unheimlichen Klirren des zerbrechenden Glases erfolgte ein schrecklicher Schrei des heftigen Schmerzes und ein verzweifelter Ruf.

»Madeleine!« rief Marius, aus seinem Versteck hervorstürzend.

»Großer Gott! was geht denn hier vor?« rief von der anderen Seite des Gebüsches eine Stimme, die der junge Mann für die des jungen Mädchens erkannte, für die er zitterte. Es war offenbar Madeleine, die eben aus dem Wagen gestiegen war, das Gitterthor geöffnet hatte und in den Garten eintrat.

Als Marius die Gewißheit erlangt hatte, daß es nicht seine Geliebte war, die von der Gefahr bedroht wurde, vergaß er Alles, selbst diesen Schrei des Schmerzes, der noch die Luft erschütterte, und lief zu ihr.

Als er in den bleichen Lichtkreis trat, den die Laterne des Kutschers warf, war er so bleich, seine Züge waren so verstört, daß Madeleine einen Schritt zurücktrat, als wollte sie bei dem Kutscher und der Kammerjungfer, die sie in diesem Augenblick begleiteten, Schutz suchen. Ein zweiter Schrei, weniger stark, aber schmerzlicher, als der erstere, denn er glich einem Stöhnen, gelangte bis zu der kleinen Gruppe.

»Marius! Marius!« rief Madeleine, »was geschieht denn meinem Bruder?«

»Ihrem Bruder?« rief Marius mit Erstaunen, denn vermöge der Entwendung des Briefes durch Monsieur Coumbes wußte er nicht um die Gegenwart Jean Riouffes in Montredon.

»Ja, ja, meinem Bruder! meinem Bruder! sage ich Ihnen! Er ist es, den man ermordet! Laufen

Sie, ich beschwöre Sie, eilen Sie ihm zu Hilfe!«

Marius machte in seiner Bestürzung nur einen Satz in der Richtung der Sennhütte; aber wir haben gesagt, daß die Strecke dorthin beträchtlich war. Er hatte eben den Fuß auf den Grasplatz gesetzt, der unter den Fenstern seinen grünen Teppich ausbreitete, als er an einem der Winkel des Balkons, der das ganze Haus umgab, den Umriß eines Mannes erblickte. Dieser Mann überstieg die Balustrade, hielt sich mit den Händen daran fest, ließ sich hinuntergleiten, beugte sich bis auf den Boden hinunter, erhob sich wieder und verschwand hinter den Cypressen.

»Mörder!« rief Marius.

Und er eilte, den zu verfolgen, welcher offenbar das Verbrechen begangen hatte.

Als der Mörder einmal hinter den Cypressen war, hatte ihn Marius unglücklicherweise aus den Augen verloren; aber er hatte die Zeit, welche der Verbrecher verloren hatte, um sich von der Erschütterung seines Falles zu erholen, benutzt, sich ihm zu nähern; er hörte das Geräusch einer Schritte und ein schweres Athmen.

Sie liefen. Beide in der Richtung weiter, die der junge Mann genommen hatte, als er die Sennhütte beobachten wollte und in der düsteren Allee der Cypressen weiter ging. So kamen sie zu dem Orte, wo Marius sich befand, als der erste Schrei ertönte.

Dort hörte Marius Nichts mehr; aber plötzlich sah er den, welchen er verfolgte, auf der Höhe der Mittelmauer; dann sich anklammernd an die Unebenheiten der Mauer, gelangte er auch mit einiger Anstrengung hinauf. Der Mann war schon in den Garten des Monsieur Coumbes hinuntergesprungen, und als er gerade in gleicher Höhe mit dem Fichtenwalde der Cabane war, sah Marius, wie der Flüchtling sich unter den Fichten versteckte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ sich der junge Mann auf den Boden hinunter. Der Fichtenwald war leicht zu durchforschen. Marius durchschritt ihn mit zwei oder drei Sätzen; als er aber, am anderen Ende angekommen, Niemand sah, war er einige Augenblicke unschlüssig und blickte um sich.

Dieser Blick zeigte ihm die Pforte nach der Straße hin weit offen; jetzt zweifelte er nicht mehr, daß der, welchen er verfolgte, diese Richtung genommen habe; er bemerkte in der That einen Schatten, der um die Ecke der Einzäunung der Cabane bog und außerhalb der Pforte weiter eilte.

Dieser Schatten war ihm um die ganze Breite der Einzäunung voraus.

Die Verfolgung begann wieder.

Der Flüchtling hatte den unebenen Boden am rothen Vorgebirge erreicht, wo er sich ohne Zweifel hinter einem Felsen zu verbergen dachte. Marius errieth seine Absicht, und anstatt in gerader Linie auf ihn zuzugehen, nahm er eine schräge Richtung, so daß er seinem Gegner den Weg zum Meere abschnitt.

Nach Verlauf von fünf Minuten erkannte er, daß er im Laufen diesem Manne sehr überlegen sei, und daß er ihn bald erreichen werde.

In dem Augenblicke, als Beide sich in gleicher Höhe befanden und nur von einigen zwanzig Schritten getrennt waren, Marius dem Meere und der Mörder den Häusern näher, blieb dieser Letztere plötzlich stehen. Der junge Mann stürzte sich auf ihn los und rief:

»Ergieb Dich, Elender!«

Aber kaum hatte er fünf oder sechs Schritte zurückgelegt, als eine Art Blitz pfeifend die Luft durchschnitt und die Klinge eines Messers Milettens Sohne in den Schenkel fuhr.

Dieses Messer, welches der Bandit in seinem Aermel verborgen hielt, war eben von ihm wie ein Wurfspieß geschleudert worden. Ohne Zweifel hatte ihn die Anstrengung des Laufes

verhindert, sich dieser Waffe mit der den Leuten der Provence eigenen Geschicklichkeit zu bedienen, so daß die Wunde leicht war.

Marius stürzte sich mit solcher Gewalt auf diesen, welcher ihn zu ermorden versucht hatte, daß Beide über den Sand dahinrollten. Mit einer äußersten Anstrengung versuchte der Mann sich aufzurichten; aber die ungewöhnliche Stärke unseres Marius gestattete ihm, seinen hingestürzten Gegner festzuhalten und sich seiner rechten Hand zu bemächtigen, mit welcher er vergebens ein anderes Mordinstrument zu ergreifen versuchte.

»Tod und Hölle!« rief der Mörder, als er sich von der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen überzeugt hatte, »keine Dummheit, mein Täubchen! Ich ergebe mich, und da ich mich ergebe, nehme ich Ihnen das Recht, mich zu tödten, und habe es mit der Guillotine abzumachen; wir wollen einander loslassen!«

Beim Tone dieser Stimme fühlte Marius, wie sein Blut in seinen Adern erstarrte; einige Secunden hielt sein Athem völlig an; er wurde gewiß blässer, als der, den er unter seinem Knie hielt.

»Nein, es ist unmöglich,« murmelte er, mit sich selber redend.

Seine Hand auf die Stirn des Banditen drückend, warf er ihm den Kopf zurück, um ihn aus dem Schatten zu bringen, den er selber warf, und die matte Helle der Sterne darauf fallen zu lassen.

Er sah dieses scheußliche Gesicht, welches durch den Schrecken noch scheußlicher wurde, welcher ungeachtet seiner affectirten Renommisterei das Herz des Elenden schlagen machte, lange an; dann in Folge dieser Prüfung blieb er einige Augenblicke in seinen Schmerz versenkt, als ob seine Vernunft nicht zugeben wolle, was seine Augen ihm bezeugten, und als ob er noch zweifeln könne. Darauf stieß er einen Seufzer aus, schrecklicher vermöge der inneren Qualen, die er zu erkennen gab, als es der Todesschrei gewesen war, der eben aus der Sennhütte ertönte; dann ließen seine Muskeln von selber nach, seine Hände öffneten sich und sein Körper, als wäre er von einer automatischen Kraft in Bewegung gesetzt, entfernte sich von dem Körper, den er niederdrückte.

In der That war dieser Mann der Bettler von den Hügeln, es war Pierre Manas, es war sein Vater!

Sobald dieser sich von dem Drucke frei fühlte, dessen Gewalt er kennen gelernt hatte, war er auch schon auf gesprungen und bereit, zu entfliehen.

»Hölle und Teufel!« sagte er, indem er dieses Nachlassen dem Messerwurfe zuschrieb, den er seinem Gegner zugetheilt hatte, »ich habe zu früh gesprochen, und es wird diesmal noch nicht sein. Es scheint, als hat das Messer die Lebensorgane getroffen, und als zittert die Hand des alten Mannes eben so wenig aus der Ferne, als in der Nähe. Guten Abend, mein kleines Täubchen! meinen Gruß an den Herrn Polizeicommissarius und die Herren Gensdarmen, wenn Sie noch so lange in dieser Welt verweilen; mein Compliment an den Herrn in der Sennhütte dort. unten, wenn Sie in die andere Welt kommen; was mich betrifft, ich will mich an die Luft setzen.«

»Entfliehen Sie nicht,« antwortete ihm Marius, dessen Worte zitternd waren, wie die eines Fieberkranken in seinen heftigsten Anfällen; »fliehen Sie nicht! Sein Sie ruhig, ich bin es nicht, der Sie ausliefern wird.«

»Gute Farbe, aber noch nicht dunkel genug, für ein altes Retourpferd, wie ich, um sich fangen zu lassen. Leben Sie wohl, mein Täubchen! Gute Gesundheit wünsche ich Ihnen.

Vernünftigerweise sollte ich Dir noch eine Ader öffnen, zu der, die ich Dir eben geöffnet, und Dich nicht eher verlassen, als bis Deine Zunge von dem Kitzel zu plaudern geheilt ist; aber wenn man nicht viel spricht, ist man ein ehrlicher Mann. Du hast mir neulich Abends dort an der Küste einen Dienst geleistet; ich verschone Dich, und wir sind quitt, und ich nöthige Dich nicht, mich wiederzusehen.«

»O! tödten Sie mich! tödten Sie mich !« rief Marius heftig, indem er mit seinen krampfhaften Händen in sein Haar griff; »befreien Sie mich von diesem Dasein, welches mir verhaßt ist, und ich werde Sie segnen, und mein letzter Seufzer soll ein Glückwunsch für Sie sein.«

Der Bettler hielt erstaunt an; es lag ein solcher Ausdruck der Wahrheit in der Stimme unseres Marius, daß es unmöglich war, den geringsten Zweifel zu hegen.

»Wahrhaftig!« rief der Bandit; »was geht denn in Deinem Gehirne vor? Hölle und Teufel! ich glaube während der Verfolgung hierher hat sich Deine Bouffole in ihrem Häuschen verrückt; aber das ist nicht meine Sache. Ich sehe dort unten sich Lichter bewegen; die Luft der Küste ist diese Nacht nicht gesund für mich. Guten Abend, Mann!«

»Sie sollen indessen nicht eher fort, als bis Sie mich angehört haben!« sagte Marius, indem er sich neben dem Banditen aufrichtete und seinen Arm ergriff.

Dieser machte eine gewaltsame Bewegung, um sich frei zu machen; aber der junge Mann drehte ihm die Hand mit einer Gewalt um, die seinem Gegner beweisen mußte, daß die Wunde, die er erhalten, dem Nichts von seiner Stärke genommen, der ihn so eifrig verfolgt hatte; er unterdrückte einen Schrei, den ihm der Schmerz entlockte, und beugte sich zur Erde, um ihm zu entgehen.

»Teufel! das ist eine Faust, die dem Ehre macht, dem Sie sie verdanken, junger Mann! Lassen Sie mich jetzt los, ich will thun, was Sie wollen. Ich habe immer sagen hören, daß man den Kindern und Narren Nichts abschlagen dürfe — nur wollen wir uns ein wenig niederbücken, wenn es Ihnen gefällig ist; denn an der Küste aufrecht zu stehen, wenn so viele Jagdhunde meine arme Person verfolgen, ist ein wenig gefährlich.«

Und ohne die Antwort unseres Marius zu erwarten, setzte sich Pierre Manas hinter einem Felsen nieder und gab dem jungen Manne ein Zeichen, ein Gleiches zu thun; aber Marius blieb stehen und schwieg.

»Nun, was wollen Sie, zum Henker?« fragte der Bandit. »Sie sind das gerade Gegentheil des kleinen Tambours von Cassis, welchem man zwei Sous geben mußte, um auf seine Eselshaut zu schlagen, und vier Sous, um sie schweigen zu lassen. Sie hatten Lust zu plaudern; ich willige ein, Sie mit dem rothen Lappen spielen zu lassen, und jetzt sind Sie stumm, wie eine Sardelle.«

»Pierre Manas,« sagte Marius, indem er seine Gemüthsbewegung zu beherrschen suchte, »hören Sie mich an.«

Der Bettler erbebt und richtete seine Augen, die im Dunkeln wie zwei glühende Kohlen funkelten, auf Marius.

»Sie wissen meinen Namen?« murmelte er mit dumpfer und drohender Stimme.

»Pierre Manas,« fuhr der junge Mann fort, »Sie sind ein schlechter Gatte und ein schlechter Vater gewesen, Sie haben Ihre Frau und Ihr Kind verlassen.«

»Hölle und Teufel!« rief der Bettler, »wolltest Du vielleicht meine Beichte hören?«

Und er brach in ein cynisches Lachen aus.

Marius fuhr fort:

»Sie haben eben ein neues Verbrechen zu denen hinzugefügt, welche bereits Ihr Leben verunreinigt haben.«

»Es ist Deine Schuld, mein Täubchen,« versetzte der Bettler; »wenn Du mir nur ein Zwanzigfrankenstück gegeben hättest, würde ich auf den Gedanken verzichtet haben, zu der Demoiselle zu gehen; aber was sollte ein Mensch mit Deinen ärmlichen vierzig Sous anfangen? Als ich Niemand im Zimmer fand, füllte ich so gut ich konnte meine Taschen wegen der menschenfreundlichen Absichten, die sie gegen mich kund gegeben, als jener Dummkopf im Nebenzimmer es ein wenig dreist fand, daß ich den Secretair durchsuchte. Du siehst wohl, daß das Verbrechen Dir zur Last fällt, und wenn Du nicht ganz ohne Gewissen bist, wirst Du anstatt meiner Buße thun.«

»Pierre Manas,« fuhr der junge Mann mit feierlicher Stimme fort, »der Augenblick ist nahe, wo Sie der menschlichen Justiz für alle Ihre Verbrechen Rechenschaft ablegen müssen. Macht Sie das nicht zittern? Dringt nicht die Furcht vor der schrecklichen Strafe, die Ihrer wartet, in Ermangelung der Gewissensbisse in Ihre Seele?«

»Je nach Umständen,« antwortete der Bandit.

»Hören Sie,« fuhr Marius fort, »so groß auch Ihre Verhärtung sein mag, so können Sie doch eine Fügung der Vorsehung in dem, was diesen Abend geschehen ist, nicht verkennen; ein Anderer hätte Ihnen nachlaufen, ein Anderer als ich, der ich Sie nicht gefangennehmen kann und will, könnte Sie in seiner Macht haben; aber nein, mich und keinen Anderen hat Gott gewählt; also will Ihnen der Herr die Möglichkeit der Reue lassen. Benutzen Sie die Gelegenheit, Pierre Manas.«

»Pfit! — ha, ha! die Reue, mein Knäbchen! Wenn ich mein Brod auch noch so sehr mit Reue reibe, so wird sie ihm doch nicht so viel Geschmack geben, wie eine Zehe Knoblauch.«

»Ueberlegen Sie, was ich eben gesagt habe, Pierre Manas,« versetzte Marius, den die Unverschämtheit des Banditen empörte und der die tiefste Entmuthigung empfand. Ich verspreche Ihnen Namen zu verschweigen; ja ich verspreche Ihnen noch mehr: um Sie zu retten, werde ich bis zur Lüge gehen; ich werde ein Signalement von dem Mörder angeben, welches einige Tage lang den Verdacht von Ihnen ablenken wird; benutzen Sie dies, um zu fliehen, die Grenze zu überschreiten und auszuwandern.«

»Das ist es gerade, was ich zu thun beabsichtige,« versetzte der Elende; »das hat mich bestimmt, es koste, was es wolle, meinen Schatz in Sicherheit zu bringen.«

Und indem Pierre Manas diese Worte sagte, suchte er grinsend in der Tasche eines Pantalon; aber ohne Zweifel fand er darin nicht, was er suchte, denn sein ganzer Körper blieb unbeweglich, während seine Hand mit einer krampfhaften Aufregung über alle Theile seiner Kleidung dahinfuhr.

»Ich habe es verloren!« rief er mit einer entsetzlichen Verwünschung.

Dann packte er Marius bei der Kehle und rief:

»Du hast es mir gestohlen! Gestehe, daß Du es mir gestohlen hat, Schelm und Heuchler, der Du bist!«

Der junge Mann wehrte sich nicht und suchte nicht diesem Drucke zu entgehen, ungeachtet des Schmerzes, den ihm die Nägel des Mörders, die in ein Fleisch eindringen, verursachten.

»Durchsuchen Sie mich,« sagte er mit erstickter Stimme.

Diese Ruhe zeigte Pierre Manas, daß er sich hinsichtlich unseres Marius geirrt habe; daß er

das gestohlene Geld verloren haben müsse, daß es ihm aber nicht genommen sein könne.

Er erschöpfte sich also in Verwünschungen über das Schicksal, hörte aber nicht auf, den jungen Mann wegen des Verlustes seiner Beute zu beschuldigen.

Dieser ließ in der Ruhe seines Schmerzes der Verzweiflung des Bettlers Zeit, zu verdampfen.

»Alles läßt sich wieder gut machen,« sagte er dann. »Ich bin nicht reich, aber ich habe einige Ersparnisse gemacht; morgen will ich sie Ihnen zustellen, um es Ihnen möglich zu machen, Frankreich zu verlassen.«

»Wahrhaftig!« rief Pierre Manas, »es ist bei alledem doch ein glücklicher Abend! Und diese Ersparnisse, wie viel wägen sie?«

»Wenn man Alles giebt, was man hat, bleibt dem, welcher empfängt, nicht das Recht, mehr zu verlangen.« antwortete Marius, der ungeachtet des Bandes, welches ihn an diesen Mann knüpfte, einen unüberwindlichen Abscheu gegen ihn hegte.

»Du hast Recht, mein Knäbchen. Aber sage mir doch, aus welchem Grunde interessierst Du Dich für mein Schicksal? Wenn Du ein Weib wärest, würde ich glauben, daß ich mich noch in dem Alter befinde, eine Leidenschaft einzufloßen,« fuhr er mit frechem Gelächter fort.

»Was liegt Ihnen an der Ursache, die mich zum Handeln bestimmt, wenn ich nur zu Ihrem Vortheil handle? Morgen sollen Sie Ihr Geld haben; ist das nicht. Alles, was Sie bedürfen?«

»Es ist so gut gesagt, daß es gedruckt zu werden verdiente.«

— Dann rief er, als ob ihm ein plötzlicher Gedanke eingefallen wäre: »In welchem Alter sind Sie?«

Der junge Mann begriff oder sah die Frage vorher und schauderte.

»Im sechsundzwanzigsten Jahre,« antwortete er.

Seine männliche Physiognomie gestattete ihm, sich um einige Jahre älter zu machen, so daß das Alter, welches er sich beilegte, als wahrscheinlich erschien.

»Sechsundzwanzig Jahre; da kann es nicht sein, wie ich dachte,« murmelte Pierre Manas leise, doch nicht so leise, daß unser Marius es nicht hörte.

Dann blieb der alte Bandit einige Minuten nachdenkend.

Während dieses Nachdenkens des Bettlers empfand der junge Mann eine heftige Seelenqual.

Er fragte sich, ob er, so verhärtet durch Verbrechen der Urheber seines Lebens auch sei, das Recht habe, ihn zu verleugnen, sich einen Liebkosungen zu entziehen, kurz zu schweigen; war es nicht möglich, daß die Seele des Pierre Manas, wenn er seine Frau und seinen Sohn wiederfände, sich neuen Gefühlen öffnen könnte? Seine Stellung, als er das Alter dessen, mit dem er sprach, mit dem Alter verglich, in welchem sein verlassener Sohn stehen mußte, bewies, daß noch nicht alles Vatergefühl in ihm erloschen sei; war es nicht erlaubt, zu glauben, daß man mit diesem Hebel diese so tief gefallene Seele wieder aufrichten könne? Einen Augenblick gerieth Marius in Versuchung, sich ihm zu Füßen zu werfen und ihm zuzurufen: »Mein Vater!«

Aber die Erinnerung an Milette kam ihm wieder in den Sinn. Er sah die Folgen vorher, welche diese Anerkennung für sie haben könne; er willigte ein, sich selbst aufzuopfern, aber er konnte sich nicht entschließen, seine Mutter vielleicht unnöthigerweise aufzuopfern.

»Woran denken Sie?« fragte er fast zärtlich Pierre Manas, als er sah, daß dieser noch fortwährend schwieg.

»Ei! zum Henker!« versetzte brutal der Bandit, »woran ich denke, mein Knäbchen? Ich denke

an das Mittel, welches Du anwenden könntest, um mir dieses Geld zukommen zu lassen; denn Du hast es vermuthlich nicht bei Dir.«

Alle Täuschungen des jungen Mannes hinsichtlich der moralischen Besserung des alten Verbrechers verschwanden bei diesen Worten.

»Nein,« antwortete er trocken; »aber Sie dürfen mir nur sagen, wo ich Sie morgen auf den Hügeln treffen kann, und ich will Ihnen selber dieses Geld bringen.«

»Ah! ich sehe, wohin Sie kommen wollen, mein Schelm,« antwortete Pierre Manas; »Sie wollen mich einfangen lassen, nicht wahr? Gestehen Sie es sogleich.«

»Wenn dies meine Absichten wären, Unglücklicher,« antwortete der junge Mann, »so haben Sie erkannt, daß ich stärker bin, als Sie; ich dürfte Sie also nur bei der Kehle nehmen und Sie so festhalten, bis die Zollbeamten, die ich abrufen kann, herbeigekommen.«

»Es ist wahr; aber beim Teufel! warum sind Sie denn so gut gegen mich gesinnt?«

»Dies ist nicht die Frage. Zu welcher Stunde werde ich Sie morgen auf den Hügeln finden?«

»O! nicht auf den Hügeln. Nach der kleinen Affaire von diesem Abend ist es ein Kaninchengehege, worauf sie alle ihre Frettwieseloslassen werden; ich will es lieber mit Marseille versuchen. Wenn Sie also das Unrecht wieder gut machen wollen, welches Sie mir angethan, indem Sie mich genöthigt, beiläufig den Schelm zu tödten, welcher mich gestört, als ich in dem Zimmer Ihrer guten Freundin beschäftigt war, so werden Sie mich morgen zwischen zwölf und ein Uhr auf dem neuen Platze finden.«

»Auf dem neuen Platze am Hafen?« rief Marius erstaunt, daß Pierre Manas daran dachte, sich an dem besuchtesten Orte von Marseille zu zeigen.

»Ei! ohne Zweifel,« antwortete dieser; »es ist die Stunde, wo der Platz mit Packträgern und Matrosen angefüllt ist. Nur wenn der Fisch allein ist, kann man ihn leicht fangen.«

»Es sei,« antwortete Marius, »also morgen zwischen zwölf und ein Uhr.«

»Sie haben wohl etwas Geld bei sich,« sagte Pierre Manas dann mit dem schleppenden und näselnden Tone des Bettlers; »geben Sie es mir, mein Täubchen, das wird mir ein wenig Geduld einflößen.«

Marius zog seine Börse aus der Tasche und ließ sie zu den Füßen des Mörders fallen.

Dieser hob sie auf und wog sie in der Hand.

»Ah! zum Henker!« sagte er mit einem Seufzer, »sie ist lange nicht so schwer, wie es die der Demoiselle war. Offenbar war es eine angenehmere Bekanntschaft, als die Ihrige, mein Täubchen; jetzt müssen Sie sich zuerst entfernen.«

»Adieu!« sagte Marius, der kein anderes Wort in seiner immer mehr verzweifelten Seele finden konnte. »Noch nicht Adieu, zum Henker! Auf Wiedersehen, und zwar auf morgen. Verkaufen Sie mich nicht; Sie haben gesehen, daß ich das Messer ziemlich hübsch zu handhaben weiß, und wenn Sie versuchen, mich zu verrathen, und wären Sie auf dreißig Schritte Entfernung und zwischen zehn Gensdarmen, so schwöre ich Ihnen, in Ihr Herz zu treffen.«

Von Schmerz erfüllt, entfernte sich Marius so rasch, daß er nur die Hälfte von den Drohungen hörte, die der Bettler in Form des Dankes an ihn richtete.

Uebrigens kam ein verwirrter Lärm von dem Dorfe her; Fackeln und Laternen verbreiteten um die Sennhütte ihren düsteren und dampfenden Schein. Dieses Schauspiel der allgemeinen Aufregung erinnerte den jungen Mann an Madeleine, und der Gedanke an diejenige, welche er liebte, gab ihm ein wenig Muth wieder. Obgleich die Unterredung, die Miletens Sohn eben mit



seinem wirklichen Vater gehabt, die unbestimmten Hoffnungen, die er vielleicht noch in Betreff der so sehnlichst gewünschten Verbindung hegte, aus seinem Herzen verbannt hatte, so fühlte sich doch dieses Herz nicht weniger erfrischt, als er von dem Schauspiele dieser Erniedrigung zu der traurigen und letzten Pflicht, die ihm zu erfüllen übrig blieb, überging, das heißt, das Mädchen, welches er liebte, zu trösten, ehe er sie auf immer verließ.

Er beeilte also einen Schritt.

Als er sich näherte, erkannte er mit Ueberraschung, daß all' dieses Geschrei nicht aus dem Garten der Sennhütte ertönte, und daß sich dort nicht alle diese Lichter bewegten, sondern auf der Besetzung des Monsieur Coumbes.

Er drang mit vor Aengstlichkeit klopfendem Herzen in die Cabane ein, indem er sich mit einiger Mühe einen Weg durch die Gruppen der Bewohner von Montredon bahnte, die viele Bemerkungen über den Mord machten, wovon ihr Ort eben der Schauplatz gewesen; dann trat er in das Haus ein.

Die beiden unteren Zimmer waren mit Fremden und Polizeiagenten angefüllt. Auf dem Rande des Divan saß Monsieur Coumbes, den Kopf geneigt, blaß, stumm, unbeweglich, als wäre er vom Blitze getroffen, die beiden Hände mit Handfesseln versehen, zwischen zwei Gensdarmen,

---

## Fünftes Kapitel.

*Ohne Jemand retten zu wollen, vollendete Monsieur Coumbes doch seinen Kreuzgang.*

Wir wollen einige Schritte zurückthun und erklären, was geschehen ist. Monsieur Coumbes hatte vermuthet, wenn Marius in den Garten der Riouffes eindringe und dort den Bruder, den er nicht suchte, anstatt der Schwester treffe, die er suchte, so würden Erklärungen, Drohungen und Beleidigungen daraus erfolgen, welche das kriegerische Verhältniß erneuern würden, welches geherrscht, ehe die Liebe gekommen, wie der ehemalige Packträger sagte, und die Angelegenheiten vollends verwickelt habe; er rechnete darauf, daß in Folge des Streites, der nicht ausbleiben konnte, die verhaßten Heirathspläne der beiden jungen Leute natürlich aufgegeben werden müßten.

Als ein wahrer Capuletti wies Monsieur Coumbes jede Verbindung eines der Seinigen mit den Montechi's zurück. Die dramatische Verwicklung, die auf das harmonische Einverständniß folgen sollte, welches ihm zum Trotz zwischen den beiden jungen Leuten eingetreten war, erfreute ihn schon zum voraus, und in der That, diente diese Verwicklung seinem eingewurzeln Hasse gegen das Haus Riouffe; dann schmeichelte diese Verwicklung auch angenehm seiner Eigenliebe. So kindisch diese Combinationen waren, welches auch die Rolle war, die der Zufall in ihrer geschickten Gruppierung übernehmen mußte, so war doch Monsieur Coumbes nicht weniger zufrieden gestellt von der politischen Tiefe, womit er sein Gewebe gezogen und den Brief Madeleinens verleugnet hatte; er hatte sich dennoch für einen Bramarbas gehalten, jetzt betrachtete er sich als einen Nebenbuhler der Talleyrand und Metternich; seine Eitelkeit, getäuscht durch die Mißernten seines Gartens, fühlte sich durch alle kleinen Baumzweige entschädigt, die ihm in die Hände fielen.

Aber wie Jeder weiß, ist ein Triumph nur unter der Bedingung vollständig, wenn man ihn in Person genießt. Nachdem Monsieur Coumbes sich selber diesen Grundsatz gebildet hatte, verzichtete er für diesen Abend darauf, sein Fahrzeug aufs Wasser zu bringen, und hatte sich entschlossen, ein unsichtbarer, wenn auch nicht gleichgültiger Zuschauer von der Scene zu sein, die er voraussah, und die er so geschickt hervorgerufen hatte.

Als ihn Alle auf dem Meere glaubten, hatte er im Gegentheile einen Felsvorsprung erklettert, von wo er den Garten seines Feindes übersehen konnte, und er wartete mit jener Geduld, deren glückliches Vorrecht ihm zwanzig Jahre der Uebung in der Kunst der Angelfischerei gesichert hatte.

Auf diesem Posten begann indessen die Leidensgeschichte des Monsieur Coumbes nicht, die wir in der Ueberschrift des gegenwärtigen Kapitels angekündigt; die ersten Augenblicke, die er auf der Spitze eines Felsens mit der Beobachtung zubrachte, erschienen ihm selbst ziemlich angenehm. Seine Phantasie hatte das Gebiß zwischen die Zähne genommen, wie das Pferd des Don Quixote; er ritt unter rosen- und azurfarbigen Wolken. Wenn die Einbildungskraft einmal auf das Gebiet des Traumes gekommen ist, hält sie nicht mehr an; Monsieur Coumbes sah die Zerstörung der Sennhütte, eines Carthago; er zweifelte fast nicht mehr, daß Monsieur Jean Riouffe, wenn er die Pläne der Mißheirath seiner Schwester erfahre, diese zwingen werde, ihre Wohnung zu verlassen, und er sah schon die Dornen und Disteln von dem Nordwestwinde

bewegt, welche auf den Ruinen dieser verabscheuten Mauern hervorsprossen würden.

Während er sich dieser lachenden Aussichten erfreute, kletterte zuerst Pierre Manas, der sich bisher in dem Fichtenwalde verborgen gehalten, über die Mauer, um den Einbruch zu beginnen.

Wir haben es den Banditen unserem Marius selber erzählen hören; die Thüre des Bureau des Hauses Riouffe und Schwester hatte sich dann für ihn ein wenig geöffnet, und er hatte von Pyramiden von Banknoten und von Cascaden von Gold und Silber gehört. Zum Unglück hatte er die Auskunft bekommen, daß ein Commis, ein wilder Drache, diesen Garten der Hesperiden bewache, daß ein Portier und ein Bureaudiener im Bereiche der Stimme schliefen, bereit, dem Commis mit bewaffneter Hand zu Hilfe zu kommen. Pierre Manas hatte sich also auf die Sennhütte beschränkt, indem er vermöge der Logik eines Geistes schloß, daß ein so breiter Metallstrom seine Nebenflüsse haben müsse. Nun aber war Pierre Manas voll Philosophie: er begnügte sich also damit, aus den Nebenflüssen zu trinken, da er nicht aus dem Hauptstrome trinken konnte. Der Vortheil der Sache mußte geringer sein, aber die Gefahren waren auch geringer; der Bandit glaubte auf's Genaueste zu wissen, daß Mademoiselle Riouffe in ihrer Sennhütte zu Montredon mit ihrer Magd allein sei, und er hatte darauf gerechnet.

In der That ging das Unternehmen zu Anfang zum Entzücken. Pierre Manas öffnete ohne Geräusch die Glasthüre, die von dem Parterre in den Garten führte, zog seine Fußbekleidung aus, nahm seine Schuhe in die Hände, stieg die große Treppe hinauf und schlich sich in das Zimmer, an dessen Fenster er am Abend vorher Mademoiselle Riouffe erkannt hatte, und welches, wie er sogleich vermuthet hatte, das des jungen Mädchens war. Eine wohlgefüllte Börse, die er sich aus der ersten Schublade, die er öffnete, aneignete, bewies ihm, daß er sich nicht geirrt. Zum Unglück, wenn man eine gute Speculation gemacht hat, will man sie immer noch besser machen. So war es auch diesmal: indem er umhertappte, kamen die Hände des Pierre Manas mit einem Secretair in Berührung, der ihm beim bloßen Antasten eine wahre Goldmine zu enthalten schien; seine Finger zuckten und theilten seinem Gehirn einen Schwindel mit; er hatte wohl an der Ecke des Hauses ein erleuchtetes Fenster gesehen, aber er vermuthete, daß dieses Fenster das des Zimmers sei, wo die Dienerin schlief; dann rechnete Pierre Manas auf eine erprobte Geschicklichkeit. Wenn dieses Frauenzimmer unglücklicherweise hereinkommen sollte, desto schlimmer für sie; warum mischte sie sich auch in Dinge, die die Nichts angingen? Pierre Manas hatte in diesem Falle sichere Mittel, ihr Schweigen aufzuerlegen: er nahm einen Meißel aus seinem Arsenal und übte einen starken Druck auf die Klappe des lockenden Secretairs. Dies war kein Möbel, welches sich ohne Geräusch verletzen ließ; seine Bretter gingen mit einem furchtbaren Krachen auseinander, und Jean Riouffe, welcher las, indem er die Rückkehr seiner Schwester erwartete, erschien anstatt der Dienerin, welche Pierre Manas erwartete.

Das Geschrei des Bruders Madeleinen's, als der Bandit ihn zweimal mit seinem Messer traf, gelangte nicht direct bis zu Monsieur Coumbes, dessen Observationsposten, wie wir gesagt haben, sich hinter dem Hause befand; er hörte nur ein gewisses Geräusch, welches irgend einen Streit ankündigte. Er stellte sich vor, daß der Kampf hitzig sei; sein Interesse verdoppelte sich, er spitzte aufmerksamer die Ohren, und das war Alles. Aber einige Augenblicke später, als Marius die Spuren des Mörders verfolgte, gab das Gefühl der Gefahr, welcher ihr Bruder ausgesetzt war, Madeleine ihre Kraft wieder; sie stürzte auf das Haus zu, indem die Dienerin und der Kutscher, die sie mitgebracht, ihr folgten.

Ein schreckliches Schauspiel erwartete sie in der ersten Etage. Jean Riouffe lag in seinem Blute schwimmend am Boden in Madeleinen's Zimmer. Das junge Mädchen konnte ein solches

Schauspiel nicht ertragen, sie fiel bewußtlos auf den Körper ihres Bruders, ohne zu bemerken, daß er noch athmete. Die Dienerin und der Kutscher eilten auf den Balkon, der Eine rief Mord, die Andere schrie um Hilfe. Bei diesem Geschrei, welches ankündigte, daß die Komödie in eine Tragödie ausgeartet sei, begann Monsieur Coumbes sich viel weniger zu ergötzen, als er es beabsichtigt hatte. Es war ihm nicht der Gedanke gekommen, daß das Zusammentreffen der beiden jungen Leute so beklagenswerthe Folgen haben könne.

Er glaubte einen Kampf, ein Duell wenigstens gesäet zu haben, und siehe da, er erntete einen Mord. Er hoffte eine Prahlerei in diesem Zusammentreffen und mit der Rolle des Zeugen, wohl verstanden, in ein helles Licht stellen zu können, wovon er so laut und so oft gesprochen, daß er endlich daran glaubte. Aber die zweifelhafte Tapferkeit des Monsieur Coumbes wurde sogleich Lügen gestraft, was ihm auf immer seine marseiller Prahlerei verleidete.

Als er die Dienerin den Leuten von Montredon, welche herbeiliefen, zurufen hörte:

»Man hat Monsieur Riouffe ermordet!« empfand er das erstarrende Gefühl, welches ein Reisender empfinden muß, welcher sich in den Alpen verirrt hat, wenn eine Schneelawine auf seinen Kopf niederfällt; ein kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, seine Haare sträubten sich, seine Zähne klapperten laut, seine schwankenden Kniee wichen unter ihm; er glitt den steilen Abhang hinunter, auf dessen Gipfel er sich niedergelassen, und rollte bis in die Tiefe.

Dieser Fall, die Erschütterung, die darauf folgte, die Verletzungen, die der kostbaren Haut des Monsieur Coumbes verursacht wurden, indem er die Unebenheiten des Felsens berührte, vollendeten die Verwirrung seiner Ideen. Von einem panischen Schrecken ergriffen, erhob er sich, vergaß, seinen Hut aufzuheben und entfloh so schnell in der Richtung einer Cabane, wie seine Gemüthsbewegung es ihm gestatten konnte.

Seine Aufregung war so heftig, daß er die Zollbeamten nicht sah, welche auf zwei Schritte an ihm vorüberkamen, indem sie ihren Posten verließen, um auf den Schauplatz zu laufen, wo eben die schreckliche Katastrophe geschehen war. Aber dagegen bemerkten die Zollbeamten, die selber keinen Grund hatten, verstört zu sein, diesen Mann, welcher mit bloßem Kopfe, schnaubend und außer Athem von der Seite herbeigelaufen kam, wo aller Wahrscheinlichkeit nach eben ein Mord begangen worden war.

Dieser Mann konnte. Niemand anders als der Mörder sein: sie begannen ihn also zu verfolgen. Als Monsieur Coumbes sich verfolgt sah, verdoppelte er seine Anstrengungen, und da die Aufregung seines Laufes eine Verwirrung noch vermehrte, berührte er seine Thüre mit jener Trunkenheit des Schiffbrüchigen, welcher Rettung findet, als er nur den Tod erwartete. Er überschritt die Schwelle und schloß fiel mit Heftigkeit vor der Nase der Zollbeamten, die schon die Hand ausstreckten, um ihn zu ergreifen. Ein Fußstoß stürzte dieses zu gebrechliche Vertheidigungsmittel ein und die Agenten der Staatsgewalt faßten den Kragen des ehemaligen Packträgers in dem Augenblick, als dieser strauchelte, indem er an den Fuß der Leiter anstieß, welche Marius an die Mauer angelehnt hatte. Bei der Berührung der rohen Hände, die ihn in seinem Laufe aufhielten, verlor Monsieur Coumbes die wenige Vernunft, die ihm der Schwindel gelassen. Er warf sich den Zollbeamten zu Füßen, rang die Hände und rief:

»Gnade, Gnade, meine Herren! ich will Ihnen Alles sagen, ich will den Mörder angeben.«

Mehr bedurfte es nicht. Die, welche ihn gefangen genommen hatten, gingen vom Zweifel zur Gewißheit über. Ungeachtet des Geschreies und der Betheurungen des unglücklichen Monsieur Coumbes band man ihm die Hände. Hierauf kamen die Nachbarn herbeigelaufen; unter ihnen befanden sich die Gäste des Kaffeehauses zu Bonneveine, wo Monsieur Coumbes eine

übertriebenen Prahlereien vorgetragen. Auch war die unabänderliche Antwort dieser, als man ihnen sagte, daß Monsieur Coumbes Monsieur Jean Riouffe getödtet habe: »Das wundert uns nicht; wir wußten wohl, daß die Geschichte so enden würde.«

Monsieur Coumbes amüsierte sich also immer weniger, und in Wahrheit nicht ohne Grund. Indessen erholte er sich ein wenig von dieser entsetzlichen moralischen Ermattung. Der Einfluß des häuslichen Herdes auf ähnliche Organisationen, wie die des Monsieur Coumbes, ist beträchtlich. Wie groß auch die Schwäche sei, welche ihnen eigen ist, so finden sie doch eine gewisse Stärke, wenn sie in den Kreis zurücktreten, den das Gesetz und das Gefühl heiligen. Die Mauern, wovon sie jedes Einzelne kennen, die sie vor der Sonne, vor dem Regen, vor dem Ungewitter geschützt, theilen diese belebende Energie, welche die Erde dem Antäus gab: sie werden fähig, sie zu vertheidigen. Todtenblaß, mit erloschenen Augen, mit unterdrücktem Athemzuge sah Monsieur Coumbes wie durch ein Gewölk, was um ihn her vorging. Ein unbedeutender Umstand im Vergleich mit den Ereignissen, deren Opfer er eben geworden war, machte, daß er seine Sinne und die Stärke sich zu vertheidigen wiederfand. Durch die Thüre, welche die Abundzuehenden halb offen gelassen, erblickte er einen jungen Neugierigen, der, um die Scene zu beherrschen und den Verbrecher nach Gefallen zu betrachten, sich an einen Ast des famosen Feigenbaumes hing, welcher sich unter der Last des kleinen Burschen bog und beinahe zerbrochen wäre.

Dieser Angriff auf sein Eigenthum erschien ihm entsetzlicher, als die Verachtung und üble Behandlung, deren Opfer er war.

»Ah! böser Affe!« rief er, »wenn Du nicht augenblicklich heruntersteigt, verspreche ich Dir eine reichliche Zuthheilung von Schlägen! Entferne Dich von dort, sage ich Dir.«

Dann wendete er sich zu Denen, die ihn bewachten, und sagte:

»Es ist eine Schande, einen Unschuldigen so zu binden, wie Sie es thun, während der ganze Pöbel des Landes sein Eigenthum verwüstet und eine Bäume zerbricht.«

Dieser Ausdruck »Pöbel« veranlaßte ein lebhaftes Gemurmel unter der Versammlung.

Man dachte nicht daran, den loszulassen, der ihn aussprach, obgleich Milette verzweiflungsvoll ihre Bitten zu den Vorstellungen ihres Herrn hinzufügte. Diese kleine Explosion des Zornes machte auf Monsieur Coumbes die Wirkung, die ein Aderlaß auf einen Verwundeten hervorbringt; sie erfrischte sein Gehirn und er begann seine Lage richtiger anzusehen. Er zitterte noch immer; er war nicht mehr wie ehemals im Stande, die Aufregung seines Nervensystems zu unterdrücken. Aber anstatt vergebens seine Bitten zu verschwenden, begann er wahrscheinliche Gründe für seine Unschuld anzugeben und sprach zum ersten Mal den Namen Marius aus. Wenn Milette von Schrecken ergriffen wurde, als sie von der schrecklichen Beschuldigung hörte, die gegen ihren Herrn erhoben wurde, so kannte ihre Verzweiflung keine Grenze, als sie hörte, wie Monsieur Coumbes die ganze Verantwortlichkeit des Verbrechens auf den jungen Mann warf.

Diese Verzweiflung gab sich bei ihr nicht durch Geschrei und Thränen kund, wie es bei einer Frau aus dem Norden hätte geschehen können. Nein, ihre ruhige und sanfte Physiognomie wurde drohend, ihre Augen füllten sich mit Blitzen, ihre Nasenflügel erweiterten sich, ihre Lippen bebten, sie vergaß in einem Augenblick die zwanzig Jahre der respektvollen Untergebenheit, in welcher sie gelebt hatte, so wie ihre tiefe Zuneigung und Erkenntlichkeit für Monsieur Coumbes, öffnete sich einen Durchgang durch die dreifache Reihe von Neugierigen, welche diesen Letzteren umgaben, stellte sich in der Mitte des Kreises vor ihn hin und rief, als hätte sie ihren

eigenen Ohren nicht getraut:

»Im Namen Gottes, unseres Herrn, was sagen Sie da, mein Herr? Wiederholen Sie es, ich muß nicht recht gehört haben.«

Monsieur Coumbes senkte seine Stimme bei dieser Frage, die dem Ausbruch des mütterlichen Unwillens voranging; der menschliche Respect und der moralische Sinn kämpften einen Augenblick gegen seinen Egoismus an; aber der Instinct der Selbsterhaltung, so mächtig bei ihm, gewann schnell die Oberhand.

»Meiner Treu!« sagte er, »jeder für sich in dieser Welt. Wenn er sagt, er hat ihn in einem Streite getödtet, wird er sich in eine Untersuchung verwickeln; es ist seine Sache, und nicht die meine. Marius ist am Ende nicht mein Sohn.«

Monsieur Coumbes sah Milette starr an, als er diese letzten Worte sprach; er hoffte, daß die Scham des Weibes der Mutter Schweigen auferlegen werde.

»O nein, er ist nicht Ihr Sohn,« versetzte Milette außer sich und mit volltönender Stimme, »und weil er nicht. Ihr Sohn ist, würde er, welches Verbrechens man ihn auch beschuldigte, nicht so feig sein, dieses Verbrechen auf einen anderen Unschuldigen zu schieben. Nein, er ist nicht. Ihr Sohn, und weil er nicht Ihr Sohn ist, hat er zu viel Herz, um seinen Nächsten zu ermorden, sei es nun mit dem Messer oder mit Worten.«

Monsieur Coumbes machte eine Bewegung bei jeder dieser Ausrufungen, als hätte ihn jede ins Gesicht getroffen. Aber als Milette ausgeredet hatte, brüllte er:

»Hölle und Teufel! was höre ich da? Es ist das Ende der Welt gekommen! — Du wagst es zu behaupten, und gegen mich? Weib, so belohnst Du meine Thorheit, diesen elenden Burschen auferzogen, ihm mein Brod zu essen gegeben, gestattet zu haben, daß Du meinen Namen führtest, während Du nicht meine Frau warest; denn diese Unglückliche ist nicht meine Frau, wie Ihr geglaubt haben möget,« fügte er hinzu, indem er sich an. Diejenigen wendete, die ihn umgaben. »Ah! Du willst, daß mein Kopf falle, anstatt des seinigen! Du verbindet Dich mit meinen Feinden! — Nun, um zu beginnen, jage ich Dich fort; ich stürze Dich in das Elend zurück, aus welchem ich Dich hervorgezogen. Warte, laß nur den Herrn Maire ankommen, und die Rechnung Deines Schelms von Sohn wird bald abgeschlossen sein.«

Milette wollte mit derselben Heftigkeit antworten, aber einer der Anwesenden erhob seine Stimme.

»O! lassen Sie doch diesen Mann plaudern; sehen Sie nicht, daß die Furcht ihn halb wahnsinnig gemacht hat? Ich war in der Sennhütte, als der Wundarzt kam und Monsieur Riouffe aufhob, und ich hörte Mademoiselle Riouffe schluchzend erzählen, wie die Monsieur Marius den Mörder habe verfolgt sehen. Sie sehen also wohl, daß er nicht der Schuldige war, da er im Gegentheil den verfolgte, der das Verbrechen begangen hatte.«

»Mademoiselle Madeleine!« rief Monsieur Coumbes, »das glaube ich wohl; sie ist wie diese hier, sie wird ihn gegen Alle vertheidigen —«

Monsieur Coumbes hielt plötzlich inne. Er hatte eben den strengen Umriß unseres Marius bemerkt, der seit einigen Augenblicken in das Zimmer eingetreten war und der den größten Theil der voraufgehenden Unterredung gehört hatte. Der junge Mann trat einen Schritt vor; Milette erblickte ihn und warf sich in seine Arme.

»Da bist Du, Gott sei gelobt!« rief sie. »Weißt Du, was hier vorgeht, mein armes Kind? Man beschuldigt Dich; man behauptet, daß Du Monsieur Riouffe getödtet hat. Vertheidige Dich,

Marius, beweise denen, welche diese Verleumdung auszusprechen wagen, daß Du eine zu edle, redliche und großmüthige Seele hat, um Dich eines so gemeinen Mordes schuldig gemacht zu haben.«

»Liebe Mutter,« antwortete der junge Mann mit ruhiger Stimme, aber den Kopf sinken lassend, »Monsieur Coumbes hatte soeben Recht: Jeder für sich in dieser Welt. Deshalb muß das Blut auf den Kopf dessen zurückfallen, der es vergossen hat.«

»Was sagst Du da, mein Gott!« rief Milette.

»Ich sage, ich komme, um die Stelle des Monsieur Coumbes einzunehmen, der falsch und ungerecht angeklagt worden; ich sage, ich komme, meine Hände den Fesseln darzubieten, welche die einigen binden; ich sage endlich, wenn Jemand für den Mord verantwortlich sein soll, der begangen worden, so bin ich es, Marius Manas, und nicht Monsieur Coumbes.«

»O! es ist unmöglich!« rief Milette; »Dir, wie eben noch ihm, werde ich antworten: Du lügst! Man kann die Menschen täuschen, man kann die Richter täuschen, aber man täuscht weder Gott noch seine eigene Mutter. Würdest Du wagen, mir ins Gesicht zu sehen, wie Du es eben gethan, wenn Deine Hände mit dem Blute Deines Nächsten gefärbt wären? Nein, nein, es ist nicht das redliche Herz, welches diesen Morgen, sobald es die klägliche Lage erfahren hatte, in die ich mich um seinetwillen versetzt, nicht schwankte zwischen dem Elend und dem Vorwurf des Gewissens; nein, es ist nicht dieser Mann, der mit der Waffe eines Verräthers in der Dunkelheit tödtet.«

Dann, als sie sah, daß die Diener der Gewalt sich der Person ihres Sohnes bemächtigten, ohne aber Monsieur Coumbes loszulassen, rief sie:

»Thun Sie das nicht, meine Herren, thun Sie das nicht! Ich sage Ihnen, daß er nicht strafbar ist, dessen bin ich gewiß. O ! thun Sie das nicht, ich beschwöre Sie!«

»Meine Mutter, meine Mutter, im Namen des Himmels, zerreißen Sie mir nicht das Herz, wie Sie es thun ! Begreifen Sie denn nicht, daß ich all meines Muths bedarf?«

»Aber so sage ihnen doch mit mir, daß es nicht wahr ist,« fuhr die arme Mutter fort. »Siehst Du denn nicht, daß ich wahnsinnig werde, und soll ich die Einzige sein, mit der Du kein Mitleid hast? O! mein Gott, Marius, habe Erbarmen mit Deiner Mutter!«

Milette sank auf den Boden nieder, indem sie diese letzten Worte aussprach.

Marius streckte seine Arme gegen sie aus, aber er war schon gebunden; er konnte sie also nur aufrichten, und es waren die Nachbarn, die, heftig erschüttert von dieser Scene, die Sorge übernahmen, sie halb todt in das anstoßende Zimmer zu tragen.

Während dieser Zeit war der Maire angekommen; er sammelte die Aussagen, er befragte den, welchen die öffentliche Stimme beschuldigte, und den, der sich selber als den Mörder bezeichnete. Marius war bestimmt in seinen Behauptungen; er erklärte, daß er es sei, der Monsieur Riouffe getödtet habe; nur weigerte er sich entschlossen, den Zweck dieses Verbrechens zu gestehen und die Umstände genau anzugeben, in Folge welcher er sich desselben schuldig gemacht. Der junge Mann war mit einem festen Entschlusse in die Cabane zurückgekehrt, nämlich Pierre Manas nicht anzuklagen; aber als er das Versehen bemerkte, dessen Opfer Monsieur Coumbes war, als er an einer Niedergeschlagenheit den schrecklichen Schlag erkannt hatte, den die Beschuldigung dem ehemaligen Packträger verursachte, als er die Schwierigkeit erkannte, welche dieser haben würde, sich zu rechtfertigen, zauderte er nicht, ihm seine Schuld der Erkenntlichkeit zu zahlen und die Schuld und sogar selbst die Strafe auf sich zu

nehmen.

Monsieur Coumbes war viel umständlicher in seiner Aussage, als ein Adoptivsohn es gewesen war. Er erzählte. Alles, was sich an diesem Tage zugetragen hatte; wie er an dem Morgen das Geheimniß unseres Marius entdeckt, wie er den Brief zurückbehalten, den ihm Madeleine geschrieben; endlich wie er sich über die Verwirrung seines Pflegesohnes habe belustigen wollen, so wie über den Zorn des Bruders der Mademoiselle Riouffe.

Es lag in den Angaben des Monsieur Coumbes eine Aufrichtigkeit, die von einer Gemüthsbewegung, die er nicht überwinden konnte, noch verstärkt wurde; es war unmöglich für einen kalten und unparteiischen Menschen, den Ausdruck der Wahrheit zu verkennen, der aus diesem bleichen Munde und von diesen zitternden Lippen kam. Uebrigens legte Monsieur Coumbes den Brief Madeleinen's zur Unterstützung seiner Aussage vor. Der Maire befahl, ihn loszulassen.

Was Marius betraf, so schienen die Erklärungen, welche eben der ehemalige Packträger gegeben, eine Menge von Wahrscheinlichkeiten zu der Offenheit seiner Geständnisse hinzuzufügen. Indessen blieben zwei Dinge unerklärlich.

Wer war dieser Mann, den die Dienerin und der Kutscher, so wie auch Madeleine deutlich gesehen, und der wie ein Schatten an ihnen vorübergegangen, von Milettens Sohne verfolgt? Wie sollte man endlich die Geschichte dieses Stelldichein der Liebenden mit dem Diebstahl, in dem Zimmer der jungen Dame begangen, in Verbindung bringen, welcher Diebstahl zwiefach bestätigt wurde, erstens durch die Abwesenheit der Börse aus der Schublade, worin sie sich befunden, und endlich durch das Auffinden dieser Börse in dem Garten des Monsieur Coumbes?

Der Maire ließ den Beschuldigten zurückkommen und drang mit Fragen in ihn; aber Marius, der sich wohl eines Mordes für schuldig erklären konnte, wollte einen Diebstahl nicht auf sich nehmen: er war unbeugsam und fuhr fort, sich zu weigern, irgend eine Auskunft zu geben. Man theilte ihm den Brief Madeleinen's mit, und Anfangs schien er auf ihn einen Eindruck hervorzubringen, fähig, seine Empfindungen zu ändern. Er las ihn weinend zwei Mal; dann bat er den Richter, diesen Brief zu vernichten und die Ehre eines jungen Mädchens zu retten, welches, der Aufrichtigkeit seiner Geständnisse gegenüber, unnöthigerweise kompromittiert werden würde; aber als der Richter erklärte, daß der Brief bei der Instruction figurieren müsse, kehrte Marius zu seinem Schweigen zurück und antwortete auf keine der Fragen mehr, die man ihm vorlegte.

Eine Confrontation konnte. Alles aufklären, aber der Zustand des Verwundeten war so bedenklich, daß der Wundarzt erklärte, man dürfe in diesem Augenblicke nicht daran denken; folglich befahl der Maire, Marius in das Stadtgefängniß zu bringen.

Man hatte Millette umringt, um sie zu verhindern, bei der Hinwegführung ihres unglücklichen Sohnes zugegen zu sein.

Nach und nach entfernten sich alle Fremden. Monsieur Coumbes, der die Entfernung eines Jeden von ihnen beobachtete, folgte dem Letzten, um sorgfältig die Pforte nach der Straße hin zu schließen; dann trat er in die Cabane zurück. Er fand die arme Mutter unbeweglich an der Stelle, wo er sie gelassen hatte; sie saß auf dem Fußboden, die Kniee ihrer Brust genähert, die Hände auf ihre Kniee gestützt, das Kinn auf ihren Händen ruhend, die Augen starr und wild. So stark auch die Kruste war, womit der Egoismus das Herz des ehemaligen Packträgers umgeben hatte, so schien doch dieser stumme Schmerz sein Recht haben zu wollen. Dieses Herz, bis dahin unempfindlich, schien zum ersten Mal sich zusammenzuziehen bei den Leiden, welche nicht die



seinigen waren, und seine Augen, leicht befeuchtet, schienen glänzender, als sie es gewöhnlich waren.

Er näherte sich dieser armen verzweifelten Mutter und rief sie mit fast zärtlicher Stimme. Milette schien ihn nicht einmal gehört zu haben.

»Du darfst nicht böse auf mich sein, Frau,« fuhr er fort. »Was Teufel! bei einem Nervenfall kann man nicht immer für das einstehen, was man thut, und man giebt zuweilen der Person, die man am meisten liebt, einen Faustschlag. Es war eine ärgerliche Sache in der Sennhütte, und da ich unschuldig war, schien es mir ganz natürlich, mich zu wehren, als ich sah, daß man mich anklagte.«

Milette blieb in ihrer traurigen und erstarrten Stellung; man hätte glauben sollen, sie wäre eine Statue, so unbeweglich war sie, so wenig bemerkbar war ihr Athemzug.

»Nun, rede doch mit mir, Frau, es ist kein Grund vorhanden, daß wir ihn nicht retten sollten. Man behauptet, daß sich mit Geld. Alles machen läßt in dieser Welt; nun, und wenn es mir auch einige Hunderte kosten sollte, so ist man ja kein Jude gegen die, welche man liebt. Sei also ruhig, Mutter, wir wollen ihn schon weiß wie der Schnee von dort herausbringen.«

Als er aber sah, daß er vergebens seine Beredsamkeit verschwendete und sich erbot, ein Opfer zu bringen, hielt Monsieur Coumbes inne und stieß einen tiefen Seufzer aus. Nur müssen wir gestehen, um bei dieser Genauigkeit zu bleiben, die den wahren Geschichtsschreiber ausmacht, daß dieser Seufzer sich nicht an die arme Mutter richtete, sondern an einen Schrank, in welchem Milette die Lebensmittel aufbewahrte und wozu sie die Schlüssel in ihrer Tasche hatte, und welchen Monsieur Coumbes seit einigen Augenblicken mit Augen voll Begehrlichkeit betrachtete.

Monsieur Coumbes war nicht aufgeregt, weder von dem Unglück unseres Marius, noch von dem Miletten's; Monsieur Coumbes hatte Hunger. Er blieb einige Augenblicke schwankend zwischen dem Bedürfnisse, welches seinen Magen quälte, und dem Gefühle des Respects, welchen das Unglück einflößt.

Unter anderen Umständen wäre der Streit nicht zweifelhaft gewesen, und der Appetit des Monsieur Coumbes würde über jede fremde Rücksicht gesiegt haben; aber eine Seele war offenbar auf dem Wege der Besserung; er blieb beinahe eine halbe Stunde bei Miletten, indem er erwartete, daß sie aus diesem Zustande der Erstarrung hervorgehen werde; aber als er endlich sah, daß seine Geduld eben so unnütz war, wie seine Bitten es gewesen waren, entschloß er sich endlich zu einem großen Bedauern, ohne Abendessen zu Bette zu gehen.

Er hatte sich freilich vorgenommen, sich mit Resignation zu waffnen; denn als er am folgenden Morgen aufstand, suchte er Milette vergebens in der Cabane und in der Umgebung.

Die arme Frau war verschwunden, und als sie das Haus verlassen, hatte sie ohne Zweifel aus Versehen — ungeachtet seiner üblen Laune beschuldigte die Monsieur Coumbes keines anderen Verbrechens, als der Unbesonnenheit — die Schlüssel mitgenommen, so daß Monsieur Coumbes, der einen Einbruch in eine eigene Wohnung fürchtete, das Frühstück ebenso entbehren mußte, wie er das Abendessen hatte entbehren müssen.

---

## Sechstes Kapitel.

### *Die Mutter und die Geliebte.*

In dem Gefängnisse blieb Marius, wie in den ersten Augenblicken einer Verhaftung, fest und entschlossen. Seine leidenschaftliche Liebe zu Madeleine gewährte ihm diese Ruhe und diesen Muth. Je mehr er daran dachte, desto mehr hielt er sich überzeugt, daß es unmöglich sei, was auch geschehen möchte, daß Mademoiselle Riouffe den Sohn des Banditen Pierre Manas heirathen könne.

Da er die, welche er liebte, und die ihm zuerst die Hand gereicht, nicht heirathen konnte, so schien ihm der Tod süß, und er rief ihn mit allen seinen Wünschen herbei, als das einzige Mittel gegen seine Leiden.

Er dachte an seine Mutter; aber der religiöse Glaube kam ihm zu Hilfe, um die Bitterkeit dieser Erinnerung zu ertragen. Er würde sich zugleich aufgeopfert haben, um seinen Vater und seinen Wohlthäter zu retten. Gott konnte ihn nicht verlassen; er würde das letzte Gebet erhören, welches er an ihn zu richten dachte, nämlich Milette auf dem rauhen Wege zu unterstützen, den sie noch auf dieser Erde zu durchlaufen hatte.

Er blieb also unerschütterlich in einem ersten Verhör, welches am folgenden Tage stattfand. Der Instructionsrichter hatte eben anbefohlen, ihn in seine Zelle zurückzuführen, als man diesem Beamten ankündigte, daß eine junge Dame dringend bitte, zu ihm geführt zu werden.

Die Ungeduld der Person, welche dieses Gehör verlangte, war so groß, daß sie nicht die Rückkehr des Abgesandten erwartete, und durch die halb offene Thüre erblickte man im Halbdunkel des Vorzimmers ihren Umriß.

Der Instructionsrichter ging ihr entgegen, deutete ihr mit der Hand einen Sitz an und setzte sich ihr gegenüber: Sie wartete nicht, bis der Beamte das Wort an sie richtete.

»Meine Bitte wird Ihnen ohne Zweifel seltsam und unüberlegt erscheinen, mein Herr,« sagte sie mit einer Stimme, deren Aufregung die Festigkeit nicht verminderte. »Vielleicht werden Sie sie zurückweisen; aber mein Gewissen und, um aufrichtig zu sein, noch ein anderes Gefühl erklären sie für rechtmäßig; das reicht mir hin, um sie vorzutragen. Ich bin Mademoiselle Madeleine Riouffe.«

Der Richter nickte. Das junge Mädchen hob den Schleier auf, der bisher heruntergelassen gewesen war, und der Andere konnte dieses Gesicht bewundern, welches, ungeachtet seiner Blässe, ungeachtet der tiefen Züge, welche die Seelenqual von jener schrecklichen Nacht, die eben vergangen, darin zurückgelassen, durch seinen Adel und seine Schönheit ein wahrhaftes Interesse in ihm erregte.

»Ich habe das Bett verlassen, wo mein armer Bruder in Todesqual liegt,« fuhr Madeleine fort, »um bei Ihnen eine gebieterische Pflicht zu erfüllen, welcher jede andere Rücksicht weichen muß.«

»Ich glaube zu errathen, was Sie hierher führt, Mademoiselle,« entgegnete der Richter, »und unglücklicherweise glaube ich auch zu meinem großen Bedauern vorherzusehen, daß ich genöthigt sein werde, mit einer Weigerung auf Ihre Bitte zu antworten. Als Mann empfinde ich

ein lebhaftes Widerstreben, den Ruf einer Dame der öffentlichen Bosheit zu überliefern, besonders wenn diese Dame, so wie Sie, einer höchst ehrenwerthen Familie angehört; aber der Richter muß über diesen Rücksichten stehen. Er ist mehr von Gott, als von Seinesgleichen abhängig, und in seinem Berufe muß er, gleich wie Gott, die Vorrechte und Bestimmungen dieser Welt für eitel und nichtig halten.«

»Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,« versetzte Madeleine.

»Ich werde mich bestimmter ausdrücken. Sie kommen ohne Zweifel, die Bitte zu erneuern, die dieser Unglückliche — ich thue ihm diese Gerechtigkeit an — schon gestern Abend an mich gerichtet hat: diesen Brief verschwinden zu lassen, welcher beweist, daß Beziehungen, welche zu schätzen mir nicht obliegt, zwischen Ihnen und dem Angeklagten vorhanden waren.«

»Nein, mein Herr, nein, Sie irren,« versetzte Madeleine mit stolzer Energie, »und ich protestiere gegen diese Annahme, weil sie mir verhaßt ist. Ich liebe Marius, ich erröthe heute nicht mehr, es zu gestehen, als ich gestern erröthete, es ihm zu schreiben. Ich bin zu Ihnen gekommen, nicht um Sie zu bitten, die Wahrheit zu verbergen, sondern sie wieder herzustellen. Erst eben habe ich eine Verhaftung erfahren; ich weiß die Einzelheiten nur sehr unvollkommen; ich fürchte, daß er sich in seiner Großmuth und seiner edlen Aufopferung geweigert hat zu gestehen, was ihn zu dem Aufenthalte auf meinem Gebiete berechtigte, und ich bin gekommen, um Sie davon in Kenntniß zu setzen.«

»Dieser Adel der Gesinnung macht Ihnen Ehre, mein Fräulein, aber sie ist unnütz; wenn das Geständniß des Angeklagten uns irgend einen Zweifel hätte übrig lassen können, so würden das Zusammentreffen der Umstände und die Erklärungen des Monsieur Coumbes sie vollends auf heben. Es wird behauptet, mein Fräulein, daß der, den Sie geliebt, sich des Mordversuches schuldig gemacht hat, der Sie vielleicht eines Bruders berauben wird, den Sie auch lieben müssen.«

Der Richter betonte diese letzten Worte.

Aber Madeleine blieb unempfindlich.

»Ich werde Ihnen als ein sehr seltsames Mädchen erscheinen, mein Herr; aber auf die Gefahr, mir Ihren Tadel zuzuziehen, werde ich den Kopf nicht beugen, so gewiß bin ich, daß Ihre Achtung mich später entschädigen wird wegen des Irrthums, worin Sie sich in diesem Augenblick befinden. Indem ich den liebe, von dem wir reden, habe ich mich nicht einer frivolen Laune hingeeben; er hat mich, Gott sei Dank! ebenso wenig verführt. In frühen Jahren mir selber überlassen, hatte ich bald gelernt, daß im Leben. Alles ernst ist. Ich habe ihn selbst und freiwillig gewählt; ich habe lange über das nachgedacht, was ich thun wollte, und um es zu bedauern, würde noch etwas ganz Anderes nöthig sein, als die Muthmaßungen, worauf sich ohne Zweifel. Ihre Anklage gründet. Was Ihren letzten Satz betrifft, so werde ich Ihnen sagen, daß, wenn ich das Schmerzenslager verlassen habe, an welches meine Pflicht mich fesselt, es geschehen ist, weil mein Bruder selbst, wenn er hätte sprechen können, mir mit seinem letzten Athemzuge gesagt haben würde: Geh', einen Unschuldigen zu retten!«

»Einen Unschuldigen?« versetzte der Richter.

»Ja, mein Herr, einen Unschuldigen,« antwortete Madeleine mit Zuversicht.

»In Wahrheit, mein Fräulein, ich beklage Ihre Verblendung. Selten ist es uns erlaubt, eine Meinung über die Strafbarkeit des Angeklagten vor dem Ende des Zeugenverhörs auszusprechen; aber diesmal bei den überreichlichen Beweisen, die ich auf jedem Schritte finde,

den ich in dieser unglücklichen Sache thue, kann ich im Gegentheil schon heute versichern, nicht nur, daß der Angeklagte schuldig ist, sondern ich kann ihm auch Schritt für Schritt auf dem Wege des Verbrechens folgen und die Umstände der Ausführung desselben bestimmen. Er sucht Sie in dem Garten; er dringt in das Haus ein, er begegnet Ihrem Bruder; bei der Unmöglichkeit, seine Gegenwart bei Ihnen zu dieser Stunde zu erklären, stößt er ihn nieder. Ei! mein Gott! das sieht man alle Tage.«

»Nein, mein Herr, die Sache ist nicht so geschehen, denn Marius war im Garten neben mir beim ersten Schrei, den mein Bruder ausgestoßen. Und dieser Diebstahl, wie wollen Sie den erklären?«

»In einer Verwirrung, als er daran dachte, zu entfliehen und ohne eigene Hilfsmittel war, nahm er das erste Geld, welches ihm unter die Hand kam.«

»Und diesen erbrochenen Secretair, und den Mann, den wir sahen, und den er verfolgte?«

»Ihre Einwendungen, mein Fräulein, können nur die Lage des Unglücklichen verschlimmern, sie lassen eine Mitschuld, eine Absichtlichkeit annehmen, woran wir bis jetzt nicht gedacht haben; denn bis jetzt haben wir keine andere Zeugen gegen ihn gesucht, als ihn selbst.«

»Haben Sie denn nicht gesehen, mein Herr, Sie, dem Nichts entgeht,« fuhr Madeleine mit einer zunehmenden Lebhaftigkeit fort, »daß er sich nur für schuldig erklärt hat, um den Verdacht abzuwenden, der auf diesen Greis, seinen Vater, gerichtet war?«

»Diese Aufopferung wäre in der That sehr schön,« fuhr der Richter kalt fort, »wenn sie nur wahrscheinlich wäre; aber ach! es fehlt ihr die Grundlage: Monsieur Coumbes ist nicht der Vater des Angeklagten.«

»Was sagen Sie? Monsieur Coumbes ist nicht der Vater des jungen Marius!«

»Die wenigen Augenblicke der Unterredung, die ich mit Ihnen, mein Fräulein, gehabt, haben mich in den Stand gesetzt, Ihren Charakter zu schätzen. Ich beklage Sie; aber Sie erregen in mir Interesse genug, um zu versuchen, die Binde hinwegzureißen, die Sie vor Ihren Augen behalten wollen, um die Wunde durch Eisen und Feuer zu heilen. Nein, mein Fräulein, Marius ist nicht der Sohn des Monsieur Coumbes. Wir leben in einem Jahrhundert, wo man den thörichten Vorrechten der Geburt Gerechtigkeit widerfahren läßt; indessen hat das Gefühl der menschlichen Billigkeit nicht gewagt, sich von dem zu befreien, welches Sie finden würden, wenn Sie bei Ihrem Willen beharrten, sich mit diesem jungen Manne verbinden zu wollen.«

»Reden Sie zu Ende, mein Herr ; bitte, reden Sie zu Ende!« rief Madeleine in athemloser Aufregung.

»Der Vater des Marius ist mit Recht von der Justiz bestraft worden. Der Vater des Marius heißt nicht Monsieur Coumbes, sondern Pierre Manas.«

Madeleine war aufgestanden, um zu hören, was der Richter ihr antworten würde. Als er ausgesprochen hatte, sank sie auf ihren Lehnstuhl zurück, als ob seine Worte ihr Todesurtheil enthalten hätten. Die Stärke, die sie bis dahin unterstützt hatte, verließ sie plötzlich. Das Schluchzen erstickte sie, und sie bedeckte ihr mit Thränen überfluthetes Gesicht mit den Händen.

Der Richter neigte sich zu ihr.

»Fassen Sie Muth, mein Kind, sagte er zu ihr; »Sie sagten mir eben, daß Sie früh den Ernst des Lebens kennen gelernt, es ist der Augenblick, daraus Nutzen zu ziehen. Was man in Ihrem Alter Liebe nennt, geht mehr aus der Einbildungskraft, als aus dem Herzen hervor. Was Sie empfinden, darf Sie also nicht übermäßig betrüben. Stellen Sie sich vor, daß Sie einen Traum

gehabt haben und daß der Augenblick des Erwachens gekommen ist. Sein. Sie künftig vorsichtiger; hegen Sie Mißtrauen gegen diese Exaltation der Gefühle, die zuweilen, um besser diejenigen zu täuschen, die sie hintergeht, den Schein der Vernunft annimmt. Erinnern Sie sich, daß wir nicht mehr in der fabelhaften Zeit der Römer leben, daß in unserer gegenwärtigen Gesellschaft Alles anständig ist; daß die Tugend, um geehrt und geachtet zu werden, Nichts übertreiben darf, nicht einmal die Seelengröße; daß Sie diesen Mann, und wäre er auch nicht strafbar, wie es die Verhandlung erweisen wird, vergessen müssen. Die Verbrechen seines Vaters sind freilich nicht die seinigen; er ist nicht verantwortlich für den Zufall, der ihn gerade in diese und nicht in eine andere Wiege geworfen, das ist auch wahr; dieses erbliche Verbrechen ist ungerecht, widersinnig, das gebe ich zu, aber am Ende hat die Welt ihre Gesetze; man muß sich vor ihnen beugen, wenn man nicht unter ihrer eisernen Hand zerbrochen werden will. Und jetzt verzeihen Sie mir diese Predigt, welche meine weißen Haare und meine Eigenschaft als Familienvater rechtfertigen.«

Madeleine hatte den Beamten angehört, ohne zu versuchen, ihn zu unterbrechen; so wie er sprach, nahm das Schluchzen des jungen Mädchens an Heftigkeit ab; als er ausgeredet hatte, erhob sie ihre edle und stolze Stirn.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte sie zu ihm, »für die wohlwollende Theilnahme, wovon Sie mir eine Probe geben. Ich rechne darauf, daß Sie mir dieselbe bewahren werden, denn je mehr Sie mich kennen, desto mehr werden Sie mich derselben würdig finden. Ich bin gewiß, wenn Sie mich mit der Welt verdammen, wird mich Ihr Herz wenigstens freisprechen.«

»Was!« rief der Richter, welcher Madeleine überzeugt zu haben glaubte; »was! Sie denken noch —«

»Mein Herr, Sie haben selber gesagt, daß ein solches Vorurtheil ungerecht und widersinnig ist. Als Weib und Christin gebe ich nicht zu, daß das, was ungerecht und widersinnig ist, ehrenvoll und anständig sein kann; ich gebe nicht zu, daß eine Widersinnigkeit, eine Ungerechtigkeit mich von einem Eide befreien kann, welchen ich mit meinem vollständigen Willen abgelegt habe. Wenn Marius unschuldig ist, wofür ich fortfahre, ihn zu halten, werde ich mit ihm die Fehler seines Vaters beklagen, ohne mehr als er darüber zu erröthen, und ich werde an seiner Seite arbeiten, den Namen wieder herzustellen, den wir mit einander theilen werden.«

»Ich bewundere Sie, mein Fräulein, aber ich gestehe es, ohne Ihnen Recht geben zu können.«

»Ohne der Zukunft vorzugreifen, will ich mich mit der Gegenwart beschäftigen. Ich bin die erste Ursache seines Unglücks; ich habe dazu beigetragen, Marius in den Abgrund zu stürzen, und an mir ist es, alles Mögliche zu thun, um ihn wieder daraus zu erretten.«

»Ich zweifle, daß es Ihnen gelingen wird, mein Fräulein,« versetzte traurig der Richter. »Alle Muthmaßungen sprechen gegen ihn, und noch mehr als die Muthmaßungen, die Geständnisse.«

»Es waltet freilich ein Geheimniß ob, welches ich nicht durchschauen kann, aber mit Gottes Hilfe wird es uns vielleicht gelingen.«

»Eine einzige Person könnte es aufklären, mein Fräulein; das würde Ihr Herr Bruder sein, aber unglücklicherweise ist es nach dem, was mir der Wundarzt noch diesen Morgen gesagt, zweifelhaft, ob Ihr Herr Bruder die Sprache wieder erlangen wird, ehe er unterliegt.«

»Er wird sie wieder erlangen, mein Herr; Gott wird sie ihm wiedergeben zur Bestrafung des Schuldigen und zur Rechtfertigung des Unschuldigen.«

Mademoiselle Riouffe begrüßte den Instructionsrichter und verließ ihn ganz erstaunt über die

männliche Energie, die er bei diesem jungen Mädchen gefunden hatte.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als Milette die Cabane des Monsieur Coumbes verließ.

Indem Gott den Menschen für den Kampf schuf maß er weise das Verhältniß der Gefühle des Menschen zu seinen Kräften ab. Wenn das Herz sich mit Schmerz gesättigt hat, wenn ein Tropfen, zu dem bitteren Kelche hinzugefügt, ihn zerbrechen würde, trocknen die Thränen, der Gedanke erlahmt, die Wahrnehmung wird ohnmächtig; es würde scheinen, als habe die Seele den Körper verlassen, indem sie ihn einem Zustande der Erstarrung übergiebt, welcher die Mitte hält zwischen dem Schlummer und dem Tode, und als wäre sie, von dem Leiden überwältigt, zu den Regionen der Unendlichkeit dahingeflohen, wo sie sich ihrer Einwirkung entzieht.

Dies war der Mutter unseres Marius begegnet. Sie liebte ihren Sohn so leidenschaftlich, daß diese Katastrophe sie getödtet haben würde, wenn die Heftigkeit des Schlages, der sie traf, und welchen die Vernunft zu begreifen sich weigerte, fiel nicht in diese Erstarrung versetzt hätte, worin wir sie gesehen. Lange blieb sie auf dem Steine filzen, leblos und kalt wie er. Als sie eine Anstrengung machte, ihre Gedanken zu sammeln, als sie sich der Umstände dieses entsetzlichen Abends zu erinnern suchte, glaubte sie von einem entsetzlichen Alp heimgesucht zu werden, und doch blieb ihr genug von dem Gefühl der Selbsterhaltung, um das Erwachen zu fürchten.

Sie dachte an Marius, und an Nichts, als an Marius; aber vermöge eines seltsamen Contrastes ging das sorglose und freudige Kind und nicht der eines Mordes Angeklagte an ihren Blicken, in ihren Sinnentäuschungen vorüber. Zuweilen freilich, als hätte ihr Geist Scham empfunden wegen dieser schmerzlichen Unruhe, als hätte er geurtheilt, daß es noch kein so grausames Märtyrerthum sei für ihren mütterlichen Glauben, empfand sie eine heftige nervöse Spannung; ein Chaos von Dolchen, von Fesseln, von Schaffotten stellte sich in der Mitte einer blutrothen Wolke ihren Augen dar. Alle Fibern ihres Gehirns zuckten und vibrierten zugleich: es schien ihr, als ob ihr Schädel in dem Augenblicke platzen würde, wenn die Thränen endlich aus ihren Augenlidern hervorbrechen könnten, aber sie blieben trocken und glühend. Ihre Fähigkeit der Erinnerung erlosch von Neuem, und sie sank in ihre Gefühllosigkeit zurück. Diese Gefühllosigkeit war so tief, daß sie, ohne die Stelle und die Lage zu verändern, einschlief.

Als sie erwachte, schimmerten die ersten Strahlen der Sonne, von den weißen Gipfeln der Hügel von Marchia-Veyre zurückgeworfen, durch die Fensterscheiben und erleuchteten das Zimmer, in welchem sie sich befand, mit einem blassen Lichte. Der erste Gegenstand, welchen ihr Blick in der Dunkelheit unterschied, war die Jacke, die ihr Sohn am Tage zuvor bei dem Fischfange getragen und die er bei seiner Rückkehr auf einen Stuhl geworfen. Dann erinnerte sie sich der Umstände.

Sie hörte die Stimme des Monsieur Coumbes, der ihren Sohn anklagte; dann wie dieser sich selber anklagte. Sie sah die dichten Gruppen der Neugierigen, den Richter, die Gensdarmen; und die Wirklichkeit, das heißt die Verhaftung ihres Sohnes Marius stellte sich zuerst klar und deutlich ihrem Geiste dar.

Sie stürzte sich über das arme Kleidungsstück her, den stummen Zeugen, der ihr bewies, daß dieses Drama kein Traum gewesen. Sie drückte es an ihre Brust; sie bedeckte es mit wahnsinnigen Küssen, als hätte sie in seinem dichten Gewebe eine Erinnerung an den suchen wollen, der es getragen. Sie brach in krampfhaftes, erschütterndes, unartikuliirtes Schluchzen aus, in Folge dessen einige Thränen ihre gerötheten Augen erfrischten. Plötzlich warf die arme Mutter diese kostbare Reliquie wieder weg und stürzte sich hinaus.

Sie hatte bedacht, daß man sie ohne Zweifel nicht verhindern würde, ihren Sohn zu umarmen,

so strafbar er auch sein möchte. Sie brachte kaum eine halbe Stunde zu, um von Montredon nach Marseille zu gelangen. Unterwegs fragte sie die, welche ihr begegneten, nach dem Wege zu dem Gefängnisse, und als sie sie so blaß, so verwirrt sahen, indem ihr von grauen Fäden durchzogenes Haar sich ihrer Haube entzogen hatte und um ihr Gesicht flatterte, mußten die Vorübergehenden glauben, daß sie selber ein Verbrechen begangen habe.

Der Schlag, den Milette erhalten, hatte ihr Gehirn geschwächt und sie zu jenem milden Wahnsinne geneigt gemacht, den man Monomanie nennt, und welche Monomanie sich gänzlich auf ihren Sohn concentrirte.

Sie hatte sich Anfangs gefragt, ob es ihr nicht möglich sein würde, ihren Sohn zu umarmen, und sogleich war sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie ihn würde zu sehen bekommen. Auch als sie an der Thüre des Gefängnisses geklingelt hatte, als diese Thüre sich vor ihr öffnete, überschritt sie die Schwelle mit solcher Zuversicht, daß der Portier, welcher herbeigelaufen kam, Gewalt anwenden mußte, um sie hinauszutreiben. Er sagte ihr, daß es mit einer Beglaubigung von dem Staatsanwalte erlaubt sei, die Gefangenen zu besuchen, aber da Marius in Einzelhaft sei, so könne ihm diese Gunst nicht bewilligt werden.

Milette hörte ihn nicht an, sie war mit der Betrachtung dieser schwarzen und dichten Mauern, dieser eisernen Thüren, dieser Gitter, dieser Ketten, dieser Riegel, dieser Bewaffneten, die vor der Thüre Wache hielten, beschäftigt; sie konnte nicht begreifen, daß dieser Luxus von Vorkehrungen angewendet wurde gegen ihren sanften und friedlichen Marius; diese Steinmaße erschien ihr als ein Grab, welches auf dem Körper ihres armen Kindes lastete. Sie schauderte, indem sie sie ansah.

Der Gefangenenwärter wiederholte, was er ihr eben gesagt hatte: sie hielt nicht an, aber sie verlor ihren Muth nicht.

»Ich werde warten,« sagte sie. Und sie überschritt die Straße und setzte sich auf das Pflaster, der Thüre gegenüber.

Milette brachte den Tag auf diesem Platze zu, unempfindlich für die Spöttereien der Vorübergehenden, so wie auch für den Regen, der von dem überhängenden Dache auf ihren Körper niederträufelte; sie antwortete nicht auf die Bemerkungen, die an sie gerichtet wurden hinsichtlich der Nutzlosigkeit ihrer Hoffnung, aufmerksam auf das geringste Geräusch achtend, welches hinter der ungeheuren schwarzen Thüre vorging, erbebend, wenn sie hörte, wie sie sich in ihren Angeln drehte, indem sie immer ihren Sohn erscheinen zu sehen glaubte, und bereit, ihm die Arme entgegenzutrecken durch diesen eisernen Rahmen.

So viele Beharrlichkeit und schmerzliche Resignation rührten endlich den Portier des Gefängnisses selbst, so gestählt er auch durch das tägliche Schauspiel des menschlichen Elends sein mochte.

Gegen Abend kam er aus seiner Wohnung hervor und näherte sich der armen Frau.

Diese glaubte, daß er sie holen wollte, und stieß ein Freudengeschrei aus.

»Meine gute Frau,« sagte der Gefangenenwärter, »Sie können hier nicht bleiben.«

»Warum nicht?« antwortete Milette mit sanfter und trauriger Stimme. »Ich thue Niemandem etwas zu Leide.«

»Ohne Zweifel; aber durchnäßt, wie Sie es sind, können Sie die Nacht nicht draußen zubringen, ohne krank zu werden.«

»Um so besser! Gott wird ihm meine Leiden anrechnen.«

»Und dann, wenn die Patrouille Sie hier trifft, wird man Sie verhaften und ins Gefängniß werfen.«

»Zu ihm? Um so besser!«

»Nicht zu ihm; im Gegentheile, wenn eine Einzelhaft aufgehoben ist, können Sie ihn nicht sehen, denn man wird Sie selber als Landstreicherin festhalten.«

O! ich gehe schon, mein guter Herr, ich gehe schon; aber sagen Sie mir, werde ich ihn bald an mein Herz drücken können? Mein Gott! es scheint mir ein Jahrhundert, daß wir getrennt sind; aber es ist nicht auf sehr lange Zeit, nicht wahr, mein guter Herr? Für's Erste ist er es nicht, der den Mord begangen. Er ist nicht fähig zu einem Verbrechen. Wenn Sie ihn gesehen haben, müssen Sie es sogleich denken. Ist er nicht schön, mein Sohn? Aber das ist jetzt Nichts; als er noch klein war, war er so sanft und so fromm! An einem Frohnleichnamsfeste hatte ich ihn als Johannes den Täufer gekleidet; es ist mir, als wäre es heute gewesen: wenn Sie wüßten, wie hübsch er war mit seinem Hammelfell und mit einem kleinen Kreuze von Holz, welches er auf der Schulter trug! Sie hätten schwören sollen, daß es ein Engel wäre, der aus dem Paradiese entflohen. Am Abend, als wir von der Procession zurückkehrten, begegnete uns ein Armer, der uns die Hand hinreichte; der Knabe hatte Nichts, um es hineinzulegen; er wagte nicht, mich darum zu bitten; Monsieur Coumbes führte mich am Arme. Als ich mich um wendete, war das Gesicht des lieben Kleinen in Thränen gebadet! Und er ist es, den man beschuldigt, das Blut eines Mitmenschen vergossen zu haben. Ist es möglich? Ich berufe mich auf Sie — wenn man ihn verurtheilt, kann ich ihn nicht überleben. Sie begreifen wohl, nicht wahr? Eine Mutter kann nicht nach ihrem Kinde leben. Die Richter sind gerecht, weil die Richter sind; sie werden nicht mit einem Schläge die Mutter und den Sohn treffen wollen. Sie werden ihn mir wiedergeben — nicht wahr, mein Herr, sie werden ihn mir wiedergeben ?«

Während sie so in Ausdrücken sprach, die ihre unterbrochene Aussprache noch unzusammenhängender machte, schüttelte der Gefangenwärter mit großem Geräusch das furchtbare Schlüsselbund, welches er an seinem Gürtel trug und fuhr mehrmals mit der Hand über seine Augen.

»Sie haben Grund zu hoffen, wackere Frau; die Hoffnung ist unserem Herzen eben so nothwendig, wie die Luft unserer Brust. Aber Sie müssen in Ihre Wohnung zurückkehren; Ihr Sohn befindet sich wohl.«

»Sie haben ihn gesehen?« rief Milette mit Lebhaftigkeit.

»Ohne Zweifel.«

»Und Sie werden ihn wiedersehen?«

»Wahrscheinlich.«

»O! wie glücklich sind Sie! Aber Sie können ihm sagen, daß ich da bin, ihm so nahe, wie es mir möglich ist. O! sagen Sie es ihm, ich beschwöre Sie; Sie werden zwei Unglückliche trösten, denn er liebt mich, mein Herr; er liebt mich, mein armer Sohn, eben so sehr, wie ich ihn selber liebe. Ich bin gewiß, daß seine größte Verzweiflung ist, von mir getrennt zu sein. Sie können ihm sagen, daß ich gekommen bin, daß ich alle Tage wiederkommen werde, bis Sie mir erlauben, dort einzutreten, wo er ist — mein Gott! Sie werden es ihm sagen, nicht wahr?«

»Ich verspreche es Ihnen unter der Bedingung, daß Sie sich ruhig und vernünftig entfernen.«

»O! ich gehe, mein guter Herr, ich gehe im Augenblick; aber Sie werden ihm sagen, daß ich heute an der Thüre eines Gefängnisses war, und alle Tage werde ich Ihren Namen in meinen



Gebeten nennen!«

Milette ergriff die Hand des Gefangenenwärters, und ungeachtet der Anstrengungen, die dieser Mann machte, sie zurückzuziehen, führte sie sie zu ihren Lippen und entfernte sich rasch, nachdem sie noch einen Blick auf die düsteren Mauern geworfen, welche einschlossen, was ihr das Theuerte auf der Welt war.

Sie irrte lange in dem Labyrinth der Straßen des alten Marseille umher; sie durchlief so die ganze Halbinsel, die sich zwischen dem alten Hafen und der Stelle befindet, wo man gegenwärtig die neuen Bassins construiert. Sie suchte weder Schutz noch Obdach; sie ging umher, um die Stunden hinzubringen, die sie von dem so lebhaft ersehnten folgenden Tage trennten, wo sie nicht zweifelte, ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen zu sehen. In dem Augenblicke, als sie um die alte Halle bog und in eine der Gassen eintreten wollte, die sie umgeben, ging ein Mann von unruhigem und düsterem Wesen an ihr vorüber.

Der Anblick dieses Mannes machte auf Milette einen außerordentlichen Eindruck. Ihr Gesicht verlor plötzlich den Ausdruck melancholischer Verwirrung, den sie seit dem Unglück vom Tage zuvor zeigte; ihr Gesicht belebte sich; ihre Augen glänzten in der Dunkelheit, und zu gleicher Zeit wurde ihr Körper von einem krampfhaften Zittern bewegt. Sie beschleunigte ihren Schritt, so daß sie diesem Manne zuvorkam. Als Beide unter einer Laterne durchgingen, wendete sich Milette plötzlich um und sah sich dem verspäteten Wanderer gegenüber.

»Pierre Manas!« rief sie, indem sie sein Handgelenk ergriff.

Obgleich die Gasse völlig verlassen war, fühlte sich doch das Gewissen des Pierre Manas nicht ruhig genug, um zufrieden zu sein, seinen Namen mit so lauter Stimme aussprechen zu hören. Mit heftiger Bewegung versuchte er seinen Arm frei zu machen, um zu entfliehen; aber man hätte denken sollen, Miletten's Finger hätten die Stärke eines Schraubstocks gehabt. Welche Anstrengung der Bandit auch machen mochte, er konnte seine Hand nicht dieser eisernen Hand entziehen, und die Mutter unseres Marius näherte ihr Gesicht dem ihres Mannes, bis sie nur zwei Linien von einander entfernt waren.

»Erkennst Du mich, Pierre Manas?« sagte Milette bebend.

Pierre Manas erblaßte und warf seinen Kopf mit Schrecken zurück.

»Ah! Du erkennst mich!« fuhr die arme Frau fort. »Nun, so gib mir mein Kind wieder.«

»Dein Kind?« sagte Pierre Mamas mit Bestürzung.

»Ja, mein Kind, meinen Sohn Marius; gib mir mein Kind wieder, welches sie mir anstatt Deiner weggeführt haben; gib mir Marius wieder, der die Strafe für Dein Verbrechen erdulden soll. Du mußt mir ihn wiedergeben, hörst Du, Pierre Mamas ?«

»Ah! Hölle und Teufel! willst Du schweigen, oder —«

»Schweigen! Du wirst es doch nicht glauben,« versetzte Milette mit neuer Energie; »schweigen, während seine Hände mit Ketten belastet sind, die an den Deinigen sein sollten; während er gefangen ist und Du frei bist! Schweigen! — aber glaubst Du denn, daß ich nicht weiß, daß Du Mord und Diebstahl begangen hat? Gott stellt Dich mir zum zweiten Mal in den Weg, damit ich sehe, daß Du der Schuldige bist. Ich hatte Dich an demselben Abend wie ein Wolf unser Haus umschleichen sehen, und bei dem Geruch des Blutes, bei der Spur der Beute habe ich mir nicht zugerufen: »Er ist hier gegangen!« Ich war wahnsinnig.«

»Ich verstehe Dich nicht, ich weiß nicht, was Du sagen willst.« —

»Was liegt mir daran? Wenn die Richter nur überzeugt werden, daß Du es bist, der Monsieur

Riouffe getödtet hat.«

»Monsieur Riouffe!«

»Und Marius hat sich nur denunciert,« fuhr Milette fort, welcher ihr mütterlicher Instinct in diesem Momente einen wunderbaren Scharfblick verlieh, »weil er nicht einen Unschuldigen anklagen lassen und seinen Vater nicht dem Beile des Henkers ausliefern wollte.«

»Marius!« sagte Pierre Mamas, welcher zu begreifen begann. »Ist er nicht braun, schlank, mit schwarzem Schnurrbart?«

»Der, welcher bei mir war, als Du Dich gestern vor unserer Thüre einfandest.«

»Und, Hölle und Teufel!« versetzte der Bandit, dem es seit sehr langer Zeit nie an Zuversichtlichkeit fehlte, »das ist ein Bursche, der seinem Namen Ehre machen wird.«

»Denke über das Beispiel nach, welches er Dir giebt, Pierre.«

»Wahrhaftig, das will ich glauben! Ich fühle mich ganz stolz, ein Vater zu sein.«

»Oder vielmehr, folge diesem Beispiele; er ist Dein Sohn, wie er der meinige ist: laß Dich nicht von ihm an Muth und Großmuth besiegen. Der Himmel bietet Dir da eine Sühne an, die alle Deine Vergehungen wieder gut machen wird. Geh' zu den Richtern, befreie unseren Sohn, und auch ich werde. Alles vergessen, was ich durch Dich habe leiden müssen, und wenn Gott mich auf der Erde läßt, so wird es sein, um für Deine Seele zu beten und Dein Andenken zu segnen.«

Pierre Manas kratzte sich den Kopf, zeigte aber keine Begeisterung für den Vorschlag, welchen Milette ihm eben machte.

»Ei,« sagte er, »Du machst mir Gänsehaut mit Deinen Bitten. Man muß nachdenken, ehe man sich entscheidet; ich thue Nichts unüberlegt.«

»Bedenke doch, daß er mit dem Schaffott bedroht ist; bedenke doch, daß er, um sich dieser Schmach zu entziehen, sein Leben verkürzen kann!«

»Der kleine Schwachkopf! er würde Unrecht thun,« versetzte Pierre Manas kalt, welcher einige Worte aus reinen Wörterbuche der Verbrecher einmischte; »er hat alle Formen eines Herrn,« fuhr er mit einer Art verächtlicher Ueberlegenheit fort, »und er kennt sein Gesetzbuch nicht. Er ist freilich hinüber geklettert; aber was auch der Staatsanwalt thun mag, die überlegte Absicht wird beseitigt, es finden mildernde Umstände statt; man »wird ihn auf die Galeeren schicken, das ist Alles.«

»Auf die Galeeren!« sagte Milette, die bei diesen schrecklichen Ausdrücken erschrak.

»Oder nach Toulon, wenn Dir das besser gefällt.« versetzte Pierre Manas; »oder wenn Du es noch nicht versteht, zu der Zwangsarbeit, wie die Bürger sagen.«

»Auf die Galeeren!« rief Milette.

»Nun ja, man sagt auch noch auf die Galeeren.«

»Aber die Galeeren sind schlimmer, als der Tod!«

»O! welche Thorheit; die Erfrorenen erhitzen sich nicht wieder, während diejenigen, welche die Handschellen tragen —«

»O!« rief Milette, indem sie ihr Gesicht zwischen den Händen verbarg.

»Sie eines Tages zu dem alten Eisen werfen; und der Beweis ist, daß ich hier bin.«

»O!« sagte wieder die arme Frau, ihrem Ausrufe noch mehr Ausdruck gebend und mehr Entsetzen zeigend, als bei dem ersten.

»Ohne zu rechnen,« fügte der ehemalige Sträfling hinzu, »daß, wenn er einmal dort ist, die Eigenschaft als mein Sohn weit entfernt sein wird, ihm zu schaden; ich will ihm das Paßwort schicken, und er wird wissen, woran er sich zu halten hat, um einen Cameraden zu finden, der ihm die kurze Leiter reicht: man hat eine Freunde in der Noth. Sei also ruhig, er wird dort nicht vermodern.«

»Auf die Galeeren! Mein Sohn auf die Galeeren!« rief Milette; »aber Du weißt nicht, Pierre, so groß auch meine Liebe zu ihm ist, will ich ihn doch lieber als todt beweinen, als über ihn erröthen. — Auf die Galeeren! Marius ein Galeeren-Slave! Aber Du bist wahnsinnig geworden, Pierre!«

»Höre! komm morgen um dieselbe Stunde wieder; Du wirst mich in dieser Straße treffen; wir wollen sehen, was wir thun können.«

»Nein,« sagte entschlossen Milette, »ich habe kein Vertrauen zu Dir, Pierre; wenn Du ein Vaterherz hättest, würdest Du das auf morgen verschieben, was Du heute thun kannst, wenn er leidet, wenn er das Stroh, auf welches man ihn geworfen, mit seinen Thränen benetzt? Nein, nein; o! ich verlasse Dich nicht.«

Milette streckte die Hand aus, um die Blouse des Pierre Manas zu ergreifen; aber dieser beugte sich nieder, schlüpfte unter ihrem Arme durch, den sie ausstreckte, und übersprang mit einem Satze die Straße.

»Folge mir doch!« rief er.

So rasch und plötzlich die Flucht des Banditen gewesen, verzichtete Milette doch nicht darauf, ihn zu erreichen.

Sie überschritt die Straße mit eben so vieler Stärke, wie er entwickelt hatte, und da ihr mütterliches Gefühl ihr übernatürliche Kraft verlieh, folgte sie ihm in der Entfernung von einigen Schritten.

Im Laufen rief sie um Hilfe.

Pierre Manas wendete sich um.

»Ah! ich habe Dich,« rief Milette, indem sie sich an seine Kleider anklammerte; »glaube nicht, mir zu entfliehen, ich verlasse Dich nicht mehr, ich hänge mich an Dich an, wie Dein Schatten.«

Und bemerkend, daß der Elende die Hand gegen die aufhob, fuhr sie fort, indem sie ihm ihre Brust darbot:

»Stoße zu, stoße zu, ich fürchte Dich nicht mehr; tödte mich, wenn Du willst! Gott wird nicht wollen, daß der Unschuldige anstatt des Schuldigen umkomme, und aus meinem zuckenden und leblosen Körper wird sich eine Stimme erheben, welche wiederholen wird, wie ich es wiederhole: es ist Pierre Manas, der Galeeren-Slave, der ein Dieb und Mörder ist; Pierre Manas ist es, welcher Monsieur Riouffe bestohlen und ermordet hat; es ist nicht mein Kind.«

Die Lage des Pierre Manas wurde kritisch.

Er befand sich vor einem der schwärzesten und schmutzigsten Häuser der verachtetsten Gassen, welche die Schande des alten Marseille bilden, in einer jener offenen Kloaken, wo unter dem abscheulichsten Schmutz ein Fünftel der Bevölkerung der phokäischen Stadt sich regt und wimmelt, entsetzliche Höhlen, vor welchen der Reisende mit Schrecken zurückweicht, indem er sich, ungeachtet des lebendigen Zeugnisses, welches seine Augen empfangen, fragt, ob Menschen sich entschließen können, in solchen Löchern zu vegetieren.

Diese Gruben von pestilenzialischem Schmutz, sind zugleich die Vorhölle aller Laster; sie

dienen den Saturnalien der Matrosen zum Schauplatze; das Geheul der Trunkenheit, das Geräusch der Schläge, das Röcheln der Verwundeten sind hier herkömmlich; auch öffnete sich kein Fenster, kein Bewohner erschien in einer Thüre, ungeachtet Miletens Geschrei.

Aber die Polizei übt eine thätige Wachsamkeit über diese Quartiere aus, und eine Patrouille konnte kommen. Pierre Manas begriff wohl, daß seiner Sicherheit wegen, diese Scene sich nicht verlängern dürfe; eine große Hand umfaßte den unteren Theil des Gesichts seiner Frau und drückte ihr den Mund zusammen.

Milette setzte ihre Zähne in das Fleisch und biß mit wilder Wuth.

Ungeachtet des heftigen Schmerzes, den er empfand, zog Pierre Manas seine Hand nicht zurück; nur drückte er mit der anderen so kräftig die Kehle der Mutter unseres Marius zusammen, daß die Erstickung bald darauf folgte.

Dann fuhr er fort, ihr diesen blutigen Knebel auf den Mund zu drücken, er hob Milette mit dem Arme, der ihm noch frei blieb, und eilte mit seiner Last in den schwarzen und schmutzigen Gang eines der Häuser, von welchen wir eben gesprochen.

Er kam in einen so dunklen und engen Hof, daß er einem Brunnen glich. Dort, ohne Zweifel in einem Asyl sich befindend, wo er Nichts zu befürchten hatte, warf er, ohne sich um das Geräusch zu kümmern, welches er machte, seine Frau durch einen halb zerbrochenen Fensterrahmen, in gleicher Höhe mit dem Pflaster.

Was noch von Fensterscheiben übrig war, wurde zerschmettert, und Miletens lebloser Körper, einige verfaulte Bohlen einschlagend, fiel in eine Art Grube, die vermöge ihrer Lage unter dem Boden in Marseille für einen Keller gelten konnte.

Pierre Manas verschwand auf fünf Minuten; als er zurückkehrte, trug er eine Laterne und einen Schlüssel.

Er öffnete den Keller, stieg die Stufen hinunter, ließ das Schloß und die Riegel einer Thüre im Winkel dieses Kellers spielen, faßte Miletens Körper um die Schultern und schleppte ihn in die zweite Höhlung, welche diese Thüre schloß.

Milette machte keine Bewegung; Pierre Manas legte ihr die Hand auf die Brust und fühlte das Herz, welches noch schlug.

»Hölle und Teufel!« sagte er, »ich wußte wohl, daß ich nicht aus der Uebung gekommen; ich wollte nicht mehr, als zwei Tempo's ausführen. Teufel! man tödtet eine Frau nicht, wenn man sie nach einer Trennung von zwanzig Jahren wiederfindet. Wir wollen sehen, ob sie während dieser zwanzig Jahre gut für die Interessen des Haushalts gesorgt hat.«

Darauf stellte er seine Laterne neben Miletens Gesicht und begann die Taschen der armen Frau mit einer Geschicklichkeit umzukehren, welche eine alte Erfahrung zeigte.

Er fand Schlüssel und einiges Geld darin. Er warf verächtlich die Schlüssel auf den Boden, steckte das Geld in seine Tasche, verriegelte sorgfältig die Thüre des Verstecks, wo er sein Opfer zurückließ, und die des Kellers, stellte aus übergroßer Vorsicht einige Fässer vor das zerbrochene Fenster und ging, um seine Nacht in einer Schenke zu beenden.

---

## Siebentes Kapitel.

*Pierre Manas scheint entschlossen, seiner väterlichen Liebe sein Vaterland zum Opfer zu bringen.*

Wir wollen Pierre Manas nicht in die Höhlen des Lasters folgen, wohin wir ihn haben gehen sehen. Unsere Feder hat selten, wenn nicht in der äußersten Nothwendigkeit, versucht, dergleichen Lokalitäten zu beschreiben, und nur mit großem Widerstreben ziehen wir aus der Finsterniß, welche ihr natürlicher Zufluchtsort zu sein scheint, einige von jenen entarteten Wesen, welche gegen die Gesellschaft einen strafbaren oder feindlichen Kampf unternommen haben. Wie wir haben sehen können, sind wir von der Nothwendigkeit unserer Erzählung dazu gezwungen worden. Aber auf die Gefahr hin, den Reiz des Malerischen und die Schönheit des Colorits zu verlieren, werden wir keiner unüberlegten Neugierde Vorschub leisten, indem wir in den folgenden Blättern Schilderungen der Sitten der modernen Gauner entwerfen; wir wollen das anatomische Tableau, worauf wir versuchen, einige Geheimnisse der menschlichen Seele darzustellen, nicht durch die Berührung mit dem schmutzigen Schlamm, der sich in dem socialen Hintergrunde anhäuft, verunreinigen.

Wir wollen also Pierre Manas verlassen und zu Milette zurückkehren.

Pierre Manas hatte sich nicht geirrt; sie war nicht todt; aber es verging eine ziemlich lange Zeit, ehe sie wieder zu sich kam.

Als die arme Frau die Augen wieder öffnete, befand sie sich in einer tiefen Dunkelheit. Vermöge einer natürlichen Bewegung richtete sie sich auf ihre Füße und berührte das Gewölbe mit ihrem Kopf.

Ihr erster Gedanke war nicht, daß sie selber lebendig in einer Art von Grab begraben, ihr erster Gedanke war, daß Marius im Gefängnisse sei.

Vielleicht war die Stunde gekommen, wo dieses Gefängniß sich für sie geöffnet hatte; vielleicht rief sie diese Stunde, ohne daß sie dieselbe benutzen konnte.

Ungeachtet der Finsterniß, die sie umgab, führte sie ihr Instinct zu der Thüre; sie versuchte die massiven Bohlen derselben zu erschüttern, sie wendete ihre Hände und Füße gegen das Holz an, sie zerriß ihre Nägel daran und rief Marius mit verzweifelter Stimme.

Aber Pierre Mamas hatte nicht vergebens auf die Festigkeit und Sicherheit des Gewölbes gerechnet, welches ihm für die einstand, von welcher ein Wort ihn zu Grunde richten konnte.

Die Thüre hielt sich gut gegen die wüthenden Anstrengungen der armen Frau, und ihr Geschrei wurde bei der Todesstille, die um sie her herrschte, nicht gehört.

Darauf gerieth sie in einen Anfall von Wuth, der an Wahnsinn grenzte. Sie rollte sich am Boden, die riß sich das Haar aus; sie zerfleischte sich die Brust, sie stieß mit dem Kopfe gegen die Mauer. Bald sprach sie den Namen ihres Sohnes Marius aus, indem sie den Himmel zum Zeugen nahm, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn sie sich nicht bei ihm befinde, bald flehte sie ihren Henker in kläglichem Tone an und beschwor ihn, ihr ihren Sohn wiederzugeben.

Endlich, erschöpft, darniedergebrochen, vernichtet, blieb sie am Boden ausgestreckt liegen, indem ihre Verzweiflung sich nur durch ihr Schluchzen zu erkennen gab, welches in ein

schmerzliches Schlucken überging.

Sie war zu diesem Zustande der Schwäche gelangt, als eine Klappe, die in dem oberen Theile der Thüre angebracht war, und die Milette nicht bemerkt hatte, sich plötzlich öffnete. Miletten's Augen, die sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, unterschieden einen unbekanntes Kopf, der sich gegen das Gitter legte, welches den inneren Theil der Klappe einnahm.

»Ah! wirst Du nicht bald schweigen, Närrin!« rief eine rauhe Stimme. »Hat die Lungen! Sie sind stärker, als ein Schmiedeblasebalg; das schreit vom Morgen bis zum Abend ohne Unterlaß.«

»Ah! mein Herr, mein Herr!« rief sie ihre Hände ringend.

»Nun, was willst Du ? Sprich!«

»Ich will Marius sehen, ich will Marius sehen; um des Himmelswillen lassen Sie mich Marius sehen!«

»Der Kerl ist glücklich, der so sehnlich gewünscht wird; da ich aber nicht beauftragt bin, Dich Marius sehen zu lassen, so kann ich Dich nur zu einer Sache auffordern, nämlich zu schweigen, oder wenn nicht, so will ich dem Cameraden sagen, der Dir Deine schmale Kost bringen wird, Dich zu lehren, wie man hier die Kinder einschläfert, die nicht artig sind.«

Hierauf schloß sich die Klappe wieder. Diese Erscheinung und diese unheimlichen Worte beunruhigten die arme Frau ein wenig, ohne sie einzuschüchtern. Dagegen hatte sie aus diesen Worten die Gewißheit geschöpft, daß sie nicht, wie sie einen Augenblick hätte fürchten können, von der Welt der Lebendigen getrennt sei, und daß sie diesen Sohn, für den sie bereit war, ihr Leben hinzugeben, noch wiederfinden könne. Uebrigens konnte der, welchen der Unbekannte den Cameraden nannte, nur Pierre Manas sein; sie würde ihn also wiedersehen, er würde ihr Speise bringen, er wollte also nicht, daß sie sterbe.

Wenn ihm also noch ein Rest von Mitleid für seine unglückliche Frau im Herzen übrig blieb, sollte es ihr nicht gelingen können, ihn zu rühren? Die Gedanken drängten sich von jetzt an in Folge der eben angestellten Betrachtung, wozu sie seit einigen Stunden unfähig gewesen. Sie dachte anfangs an eine Flucht; sie suchte sich Rechenschaft abzulegen von dem Orte, wo sie sich befand; sie durchsuchte ihn gänzlich und ersetzte das Gesicht durch den Tastsinn.

Dieser Ort war ein Gewölbe, welches etwa zwölf Fuß lang und sechs bis acht Fuß breit war, ohne Oeffnung, um Licht hereinzulassen, und ohne eine andere Oeffnung, durch welche die Luft eindringen konnte, als die Klappe, von der wir gesprochen. Ueberall, wohin sich die Hände der Gefangenen bewegten, fand sie nur die Mauer, die von Feuchtigkeit triefte, was hinlänglich andeutete, daß sie sich unter dem Boden befand. Ueberdies waren die Steine, welche diese Mauer bildeten, so groß, daß, wenn sie ihre Dicke nach ihrer Breite berechnete und es ihr auch wirklich gelänge, einen Stein zu lösen, es doch sehr unwahrscheinlich war, daß ihre Kräfte hinreichen würden, ihn aus seiner Oeffnung zu ziehen.

Sie setzte sich also tief niedergeschlagen und entmuthigt nieder; eine einzige Wahrscheinlichkeit blieb ihr übrig, nicht zu leben — was lag ihr am Leben? — sondern ihren Sohn wiederzufinden; diese Wahrscheinlichkeit bezog sich gänzlich auf Pierre Manas: er war es, welcher das Geschick unseres Marius in seinen Händen hielt. Dann stellte sich nach und nach, ungeachtet der tugendhaften Neigungen Miletten's, ihr die Sache unter einem neuen Gesichtspunkte dar. Das Galeeren-Sclaven-Gefängniß, welches Pierre Manas unserem Marius in Aussicht gestellt hatte, erschien ihr von dem Augenblicke an, wo das Gefängniß den unschuldigen Marius zu einem Märtyrer machte, weniger schrecklich; wenigstens war er noch

am Leben; im Gefängnisse konnte sie ihn wiedersehen; der rothe Rock des Galeeren-Sclaven, der dieses redliche Herz bedeckte, welches sich für seinen Vater geopfert hatte, erschien ihr weniger entsetzlich und weniger abstoßend. Sie warf sich vor, den Vater mit dem Sohne verwechselt zu haben, indem sie von dem Ersteren die erhabene Aufopferung forderte, wozu die Seele des Zweiten fähig gewesen war, und nach und nach stellten sich die Fehler, die sie während des Abends begangen hatte, nach einander ihrem Geiste dar.

Sie beschloß alles mögliche zu thun, um den Banditen zu rühren, anstatt ihn zu bedrohen, wie sie es gethan. Sie überlegte vorher, was sie ihm sagen wollte, wenn sie ihn wiedersehen sollte. Sie durchforschte alle Winkel ihres Herzens, um darin zu finden, was diese verhärtete Seele erweichen könnte; aber die Worte, die sie ganz leise bei sich selber aussprach, gaben nicht jenen mächtigen Schrei der Mutterliebe wieder, der von ihren Lippen gekommen und den sie wieder auszustoßen im Begriff war. Dieser Schrei ertönte in ihrem Innern und konnte nicht bis zu ihrem Munde gelangen; sie verzweifelte wegen dieser Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache. Sie rief:

»Das ist es nicht! Das ist es nicht!« Und sie begann dasselbe Thema, indem sie ihm eine neue Form zu geben versuchte.

Endlich ertönten schwere Fußstritte in dem Keller; alles Blut Milettens floß zu ihrem Herzen zurück, ihr Athem stockte: der Verurtheilte, der den Henker hört, zittert nicht mehr, als die arme Frau.

Pierre Mamas seinerseits — denn er war es — Pierre Manas, wenn sie ihn hätte sehen können, würde ihr unruhig und sorgenvoll erschienen sein. Und in der That hatten diese Unruhe und diese Sorgen ihren Grund.

Der Besitzer der Gaunerherberge, in welcher er logierte, und wozu das Gewölbe gehörte, worin er sein Opfer untergebracht, hatte ihm unumwunden erklärt, daß er sie nicht länger bei sich behalten wollte; das Verbrechen der Beschlagnahme war von dem Strafgesetzbuche vorhergesehen worden. Er hatte hinzugefügt, daß er um so weniger wolle, daß ein Mord in einem Hause begangen werde. Pierre Manas war nahe daran, zu bedauern, daß er nicht bis zum dritten Tempo der Strangulierung gegangen sei, und gezeigt habe, was er selber als Schwäche bezeichnete.

Er trat also sehr gedankenvoll in das Gewölbe ein, schloß sorgfältig die Thüre, stellte in einen Winkel einen Krug mit Wasser und ein Stück schwarzes Brod, welches er auf alle Fälle und um eine guten Absichten zu beweisen, mit sich genommen hatte, und hielt sich aufrecht an die Mauer gelehnt.

»Nun,« sagte er, »Du hast Dich endlich entschlossen zu schweigen, wie es scheint? Es versteht sich von selbst, daß Du wohl gethan, ja zum Henker!«

Die arme Frau schleppte sich zu der Stelle hin, woher die Stimme kam, und umfaßte die Kniee ihres Mannes. —

»Pierre,« sagte sie im Tone des sanften Vorwurfs zu ihm, und als hätte sie den Charakter dessen vergessen, mit dem sie sprach; »Pierre, Du hast mich diese Nacht sehr übel behandelt, und warum das? Weil ich das arme Kind, welches ich von Dir habe, so sehr wie mein Leben liebe.«

»Aber Hölle und Teufel! ich werfe Dir nicht vor, daß Du ihn so sehr liebt, wie Dein Leben, sondern daß Du ihn mehr liebst, als das meine!« antwortete Pierre spottend, obgleich er übrigens

sichtlich bezaubert war von dem Entschlusse, zu welchem die unglückliche Frau gekommen war, und welcher ihm erlaubte, die Wünsche des Besitzers dieser entsetzlichen Wohnung zu erfüllen.

»Ich will nicht mehr von der Aufopferung Deines Lebens mit Dir sprechen, Pierre; eine Mutter träumt wohl von solchen Dingen. Ich war wahnsinnig, siehst Du; diese Verhaftung, dieser Kerker, wo Marius eingeschlossen ist, dies Alles hat gemacht, daß ich den Kopf verloren. Ich dachte, daß Du glücklich sein würdest, wie ich es an Deiner Stelle sein würde, Deinen Sohn um den Preis Deines Blutes zu retten. Du darfst deshalb nicht böse sein, ich hatte vergessen, daß eine Mutter auf ihre Weise liebt und ein Vater auf die seine; aber Deinerseits mußt Du mir Eins versprechen, Pierre, daß Du mich nicht in dieser Höhle begraben willst, und daß ich lebendig wieder herauskommen soll.«

»Ah! Du hast Furcht, wie es scheint; Du zeigtest Dich doch eben noch so tapfer.«

»O ja, ich habe Furcht; aber nicht meinetwegen, das schwöre ich Dir zu, nur des armen Jungen wegen habe ich Furcht. Denke nur, Pierre, wenn ich todt wäre, hätte er Niemand mehr, um ihn zu trösten, seine Schmerzen zu theilen und ihm zu helfen, die Last seiner Ketten zu tragen. O! ich beschwöre Dich, Pierre, beraube unser Kind nicht der Zärtlichkeit seiner Mutter, deren er gegenwärtig so sehr bedarf. Laß mich zu ihm zurückkehren.«

»Ich sollte Dich laufen lassen, damit Du mich anklagtest, und wenn man erst Pierre Mamas hätte, von dem Du gewiß gern befreit wärest, Du mit dem Kleinen über ihn spotten könntest? Ah! Du hältst mich für einen Anderen, meine Gute!«

»Bei dem Kreuze unseres Erlösers, bei dem Haupte unseres Kindes schwöre ich Dir, Dich nicht anzuzeigen, Pierre — ich lege Dir meinen heiligen Eid ab.«

»Ah, ja, Du hältst auch Deine Eide so gut,« sagte der Bandit unverschämt; »als Beweis dient Dein ehelicher Eid.«

Milette ließ den Kopf sinken und antwortete nicht.

»Nein, Du wirst mich erst auf der anderen Seite der Grenze verlassen. Am Ende ist es dumm, eine Frau zu haben und den Vortheil davon zu verlieren. Das Gesetz will, daß Du mir folgest, meine Schöne, und man muß dem Gesetze gehorchen. Ich will mich nicht zu streng zeigen mit der Vergangenheit, aber mit der Zukunft ist es anders.«

Dann deutete er auf die Mauern des Kerkers und fügte hinzu:

»Da bist Du wieder in der ehelichen Wohnung, und ich erwarte, daß Du darin bleibst.«

»Und Marius! und Marius!« rief die arme Mutter, »ich werde also Marius nicht wiedersehen! O Pierre, habe Mitleid mit mir; erinnere Dich, daß Du mich einst liebtest, daß Du Dich mir zu Füßen warfdest und mich batest, mich dem Willen meiner Eltern zu widersetzen, die mir einen anderen Mann geben wollten, und daß ich damit antwortete, daß ich mich Dir in die Arme warf. Nun, zum Andenken an jenen Tag, Pierre, stoße mich nicht zurück; Pierre, trenne mich nicht von meinem Sohne.«

»Höre,« sagte der Bandit, welcher offenbar einen Plan zu entwerfen begann; »höre, ich bin nicht frostiger, als ein Anderer; der Junge ist tapfer, und wenn es mir nicht meine Haut kostet, bin ich geneigt, Etwas für ihn zu thun.«

»O mein Gott!« rief Milette athemlos in hoffungsvoller Erwartung.

»Ja,« fügte er hinzu, nachdem er sich gestellt, als ob er nachdenke, »ich bin völlig entschlossen, nicht ihn selber zu retten, sondern Dir zu gestatten, ihn zu retten.«

»Und was muß ich dazu thun?«



»Du begreift wohl, daß der Kleine weder heute noch morgen vor seinen Richtern erscheinen wird, und daß man noch nicht das Urtheil ausspricht; die Justiz hat es nicht so eilig; ich habe also Zeit, das Weite zu suchen und auf die andere Seite des Var zu gelangen. Einmal auf der anderen Seite des Var, bis wohin Du die Güte haben wirst, mich zu begleiten, werde ich zu Dir sagen: »Schönen guten Abend, Milette; jetzt kannst Du thun und sagen, was Du willst, Pierre Manas spottet darüber: er sagt seinem undankbaren Vaterlande Lebewohl, um nie dorthin zurückzukehren.«

»O! Pierre, Pierre, ich will Dich begleiten, wohin Du willst, ohne ein Wort zu sagen; ich will Dich im Nothfalle auch vertheidigen. Wie einfältig war ich, nicht zu begreifen, daß es noch dieses Mittel gebe.«

»Ohne Zweifel giebt es dieses Mittel; aber —«

»Aber was?«

»Man verläßt sein Vaterland nicht so, ohne einen Sous in der Tasche, und Pierre Manas ist kein Kind, um diese Schule durchzumachen. Laß sehen, suche gut, welche Summe kannst Du zum Vortheil eines unglücklichen und verfolgten Gatten aufbringen? Der Kleine hatte mir freilich versprochen, eine Kleinigkeit für mich zu thun, aber man hat ihn gefangen genommen, ehe er Zeit hatte, seine fromme Absicht auszuführen.«

Dann setzte er sich zu ihr nieder, nahm die Miene des Wolfes an, welcher Schäfer geworden, und sagte:

»Suche, meine kleine Frau, suche.«

»Aber ich habe nichts, durchaus nichts,« sagte sie zu ihm.

»Nichts?«

»Keinen Heller.«

»Und der Kleine, wie viel denkst Du, daß er mir gegeben hätte?«

»Ah! gewiß Alles, was er besaß.«

»Und was er besaß, wie hoch mochte sich das belaufen?«

»Auf sechs- oder siebenhundert Franken vielleicht.«

»Das ist nicht viel,« entgegnete Pierre Manas; »aber am Ende —«

Dann fügte er nach augenblicklichem Schweigen hinzu:

»Und wo sind sie, diese sechs- oder siebenhundert Franken des Kleinen?«

»Sie sind in seinem Zimmer bei Monsieur Coumbes.«

»Nun gut, Du giebst mir diese sechs- oder siebenhundert Franken, und damit suche ich das Weite. Uebrigens,« fuhr Pierre Manas fort, »hat man ja ein Gewerbe, und wenn man ein Gewerbe hat, ist man nirgends verlegen.«

»Aber das Geld,« flüsterte Milette, »es gehört nicht mir, Pierre.«

»Gut! Um Dein Kind zu retten, wirst Du Bedenken tragen, über das Geld Deines Kindes zu verfügen, und noch dazu über ein Geld, welches er mir geben wollte?«

»Nun ja,« sagte Milette, »ich will das Geld holen und es Dir zustellen.«

»Frau, Du weißt, was ich Dir gesagt habe.«

»Was hast Du mir gesagt, Pierre? denn Du hast mir Vieles gesagt.«

»Ich habe gesagt, bis wir auf der anderen Seite des Var wären, wollten wir uns nicht verlassen.«

»Wenn wir uns nicht verlassen wollen, wie soll ich Dir denn dieses Geld aus dem Zimmer unseres Marius holen?«

»Wir gehen zusammen.«

»Zusammen?«

»Nun, Du kannst es thun oder auch lassen,« sagte Pierre Manas, seinen brutalen Ton wieder annehmend.

»Und wann werden wir gehen?«

»Diesen Abend, nicht später; und bis dahin laß uns klug sein, unser Wasser trinken, unser Brod essen und keinen Lärm machen.«

Und Pierre Manas stand auf, nachdem er geschickt und ohne Geräusch die Schlüssel in eine Tasche gesteckt, die seit dem vergangenen Abend am Boden liegen geblieben, woran Milette nicht gedacht, die er aber als vorsichtiger Mann nicht vergessen hatte. Hierauf ging er aus dem Gewölbe und empfahl der Gefangenen von Neuem, klug zu sein.

Im Hofe begegnete ihm der Wirth der Gaunerherberge.

»Nun,« fragte dieser, »wann zieht man um?«

»Diesen Abend, Vater Vely!«

»Diesen Abend, das ist zu spät.«

»Nun, ein wenig Geduld.«

»Nein, ich habe Geduld genug mit Dir gehabt: Du bist ein Müßiggänger, Du liegst den ganzen Tag in der Sonne; Du zahlst nicht Dein Logis, und da belästigst Du mich mit einem Weibsbilde, welches allein so viel Lärm macht, wie der ganze Haushalt. Nun, quartiere Dich auf der Stelle aus, Du und Deine Danzella.«

»Sein Sie nicht so kurz angebunden; ich habe eine Expedition vor, und Sie stören mich, wenn ich nachdenke.«

»Es ist kein Märchen, welches Du mir da erzählt?«

»O nein; gerade um diese Sache zu einem guten Ende zu führen, habe ich mich mit meiner Gattin wieder ausgesöhnt, von der ich seit zwanzig Jahren getrennt war. In diesem Augenblicke ist sie im Begriff, ein Testament zu meinen Gunsten zu machen.«

Bei dieser Erklärung schien sich der Vater Vely zu besänftigen, und da der Tag jetzt angebrochen war, ging er seinen zahlreichen Beschäftigungen nach.

---

## Achtes Kapitel.

*Monsieur Coumbes thut den besten Schuß, den er je als Jagdliebhaber gethan.*

Pierre Manas war in Geldangelegenheiten von exemplarischer Pünktlichkeit. Zwölf Stunden nach der berichteten Unterredung, das heißt, gerade um neun Uhr Abends, als kein Mondschein war, öffnete er zum zweitenmal Milletten's Gewölbe.

Milette stand wartend da. Ihr Gewissen war völlig ruhig; sie hatte eingesehen, daß ihr Niemand, nicht einmal Gott, einen Vorwurf daraus machen werde, daß sie ihren Sohn mit dem Gelde ihres Sohnes rette.

»Nun?« fragte Pierre Manas mit dumpfer Stimme.

»Nun,« entgegnete Milette, »ich bin bereit, Dir zu folgen und zu thun, was Du von mir verlangt hast.«

Pierre Manas machte eine Bewegung der Ueberraschung: er hatte geglaubt, einen letzten Widerstand überwinden zu müssen. Wie hatte Milette unter der beinahe unschuldigen. Bitte den wahren Plan nicht errathen, welcher nichts Unschuldiges an sich hatte? Der Bandit, der nicht an Einfalt glauben konnte, glaubte an Verstellung.

Milette flößte ihm daher eine tiefe Verachtung ein.

»Ah! ah!« sagte er, »die Wetterfahne hat sich gedreht, wie es scheint?«

»Nun,« antwortete Milette einfach, »habe ich Dir nicht gesagt, daß ich bereit wäre zu thun, was Du verlangst?«

»So laß uns gehen,« sagte Pierre Manas in brutalem Tone.

Mit einem einzigen Satze war die arme Frau außer dem Gewölbe. An dem Entzücken, womit sie aus ihrem Gefängnisse floh, erkannte man, wie mächtig in ihr die Erinnerung an die Gefahren war, welchen sie dort ausgesetzt gewesen war. Pierre Manas ergriff ihr Kleid und hielt sie hastig zurück. Die Erschütterung war so heftig, daß Milette auf ihre Kniee fiel.

»O! nicht so schnell, nicht so schnell,« sagte er, »dies ist eine Hast von übler Vorbedeutung. Meiner Treu! Du würdest mich glauben machen, daß Du es eilig hat, draußen zu sein, um der Wache zuzurufen, damit vier Mann und ein Korporal Dich von Deinem lieben Gatten befreien. Ei, ei, ich weiß nicht, aber Du machst mich geneigt, mich von Deiner Gesellschaft zu befreien, so angenehm dieselbe auch sein möge.«

»Ich schwöre Dir, Pierre!« sagte eiligst die arme Frau.

»Schwöre nicht,« fiel Pierre Manas ein, »dies steht mir besser für Dich ein, als alle Deine Eide.«

Und Milette fühlte die kalte und scharfe Spitze eines dolchartigen Messers, welches der Elende auf ihre Brust setzte.

»Siehst Du,« sagte Pierre Manas, »ich will keine Verräthereien; aber Du mußt auch wissen, daß ich nicht dadurch leiden werde. Wenn wir auf der Straße sind, stoße einen Schrei aus, sage ein Wort, mache eine Geberde, die mir nicht zusagt, und hier ist der Aderlasser, der sogleich eine Schuldigkeit thun wird. Es ist wohl der Mühe werth, daß man daran denkt, nicht wahr? Denke

also daran, ich sage es Dir, und um Dir besser zu beweisen, welchen Werth ich darauf lege, daß Du meinem Rathe folgt, will ich eine kleine Vorsicht anwenden, die Dich nicht den Versuchungen ausgesetzt lassen wird, welchen Du in Deiner Eigenschaft als Weib vielleicht nicht würdest widerstehen können.«

Pierre Manas löschte seine Laterne und steckte sie in die Tasche; dann band er eine Binde fest vor die Augen seiner Frau, indem er Sorge trug, ihre Haube über den oberen Theil ihres Gesichts zu ziehen; dann nahm er ihren Arm unter den einigen und drückte ihn fest gegen seine Brust. Endlich der größeren Sicherheit wegen schloß er Miletten's Hand in die seinige ein.

»Und jetzt,« sagte er zu ihr, »fürchte nicht, Dich Deiner natürlichen und gesetzlichen Stütze zu bedienen, liebe Freundin. Hölle und Teufel, ich bin gewiß, man wird uns aus der Ferne und in der Nacht für zwei Verlobte halten, die in einander sehr verliebt sind.«

Indem er sprach und handelte, ging Pierre Mamas weiter und Milette, welche fühlte, wie die frische Luft der Straße ihr ins Gesicht schlug, begriff, daß sie aus dem Gange getreten waren.

Sie athmete mit mehr Leichtigkeit.

»Ja, ja,« sagte Pierre Manas, dem Nichts entging, »da kann man wieder freier athmen; übrigens bedürfen wir dessen, denn wir haben einen Trab zu machen.«

Sie gingen weiter, aber obgleich die Binde, die ihre Augen bedeckte, die arme Frau verhinderte, irgend etwas um sich her zu unterscheiden, so bemerkte sie doch, daß ihr Mann größere Vorsichtsmaßregeln anwendete, um die Stadt zu durchschreiten. Er ging nicht eher in eine neue Straße ehe er sie aufmerksam mit dem Blicke geprüft hatte; sie hielten häufig an; oft wendete sich der Bandit plötzlich um und ging eine Strecke zurück, als wenn irgend eine unerwartete Gefahr sich ihm auf seinem Wege entgegengestellt hätte. Milette begann zu fürchten, daß ihr Mann die Absicht habe, sie aus dem Wege zu schaffen, und empfand eine entsetzliche Seelenqual; wenn er still stand, horchte sie mit jener tiefen Aengstlichkeit des indianischen Kriegers, der in der Mitte seiner Wälder den Schritt des Feindes hört, der näher kommt; aber sei es nun, daß Pierre Manas mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit manövrierte, sei es, daß in dieser nächtlichen Stunde die Wanderer auf den Straßen selten waren, so hörte sie, sie mochte horchen wie sie wollte, nur das Geräusch ihrer eigenen Schritte und der ihres Führers, welche auf den Steinplatten wiederhallten.

Bald erstiegen sie einen steilen und ausgehöhlten Abhang, auf welchem die Kieselsteine unter ihren Füßen dahinrollten, während das dumpfe und einförmige Geräusch des Meeres, welches sich an den Felsen brach, die Aufmerksamkeit Miletten's erregte und ihr den Weg andeutete, auf welchem sie sich befand. Sie näherte sich also Montredon. Man setzte den Weg fort. Plötzlich, in dem Augenblick, als die frische Luft des Meeres und das Geräusch der Wogen ihr andeuteten, daß man am Ufer angekommen sei, fühlte sie, daß ihr Mann sie auf seinen Armen forttrug, in's Wasser ging, ihr strenge verbot, die Binde anzurühren, welche ihr die Augen verbarg, einige Schritte vorwärts that, ungeachtet des Widerstandes der Wellen sich an ein Boot festhielt, welches sanft schwankend angebunden dalag, eine Last hineinsetzte, zu ihr hineinkletterte, das Tau abschnitt, die Ruder ergriff und vom Lande abstieß. Erst jetzt gestattete er Miletten, das Taschentuch wegzunehmen, womit er ihr die Augen verbunden hatte. Milette benutzte die Erlaubniß und blickte um sich: sie war mit Pierre Manas in dem Boote allein, und mit ihm in jener Unermeßlichkeit verloren, welche die Finsterniß noch verdoppelte. Der Galeeren-Slave sprach Nichts und neigte sich mit Ungeduld über die Ruder. Milette bemerkte, daß er es eilig habe, sich von der Küste zu entfernen, von welcher er sich übrigens schon zu weit entfernt hatte,

als daß der Laut der menschlichen Stimme das Geräusch der Wogen übertönen und bis zum Ufer gelangen konnte, auf der Seite nach der See hin bemerkte die Nichts, als das Feuer des Leuchtturms von Planier wie einen ungeheuren Stern, der abwechselnd glänzte und erlosch auf dem schwarzen Vorhange, den der Himmel und der Horizont bildeten.

Nach Verlauf einiger Augenblicke zog Pierre Mamas seine Ruder ein, brachte die Segelstange zum Vorschein, um welche das Segel gewickelt war, und gab es dem Winde preis; aber der Wind wehte aus Südosten, und diese Richtung war weit entfernt, ihren Fortschritt zu beschleunigen. Nur durch Laviren konnte sich das Fahrzeug Montredon nähern, wohin der Galeeren-Slave steuerte. So verlor er zwei gute Stunden mit Laviren, und als sich das Boot dem Prado gegenüber befand, zog er das Segel ein und legte wieder die Ruder auf den Rand des Boots. Man begann die Bergspitzen von Marchia-Veyre zu bemerken. So wie sie sich näherten, fühlte Milette, wie das Klopfen ihres Herzens sich verdoppelte, als hätte sie gehnt, daß sie zu dem Unbekannten hinsteuerten; auf Augenblicke war dieses Klopfen so rasch und heftig, daß es ihr schien, als wollte dieses Herz seine Umhüllung brechen. Bis dahin hatte Pierre Manas geschwiegen; als er das Ziel vor sich sah, worauf sich seine Raubgedanken richteten, nahm er die spöttische Redseligkeit, die ihm gewöhnlich war, wieder an.

»Teufel!« rief er, »Du kannst nicht sagen, Milette, daß Du nicht den besten Mann in der ganzen Provence hat. Bedenke, ich führe Dich nicht nur aufs Land, sondern ich setze auch meine Angelegenheiten der Gefahr aus und verliere eine Stunde auf dem Wege, um Dir die Annehmlichkeit einer Spazierfahrt auf dem Meere zu verschaffen. Und jetzt,« fügte er landend hinzu, »begreift Du wohl, daß so viele Galanterien ihre Belohnung verdienen.«

»Pierre,« sagte Milette, »wenn die Befreiung unseres armen Kindes der Endzweck dessen ist, was Du verlangst, so will ich Alles thun, was Dir angenehm ist.«

»Nun, das nenne ich gesprochen.«

Und Pierre Manas nahm den Arm seiner Frau und machte sich auf den Weg zu der Cabane, deren schwarze Masse sich in der Dunkelheit durch ihren Umriß auszeichnete, der noch dunkler war, als die Nacht. An der Thüre der Cabane angekommen, griff Milette, als wäre ihre Erinnerung erst jetzt wieder erwacht, in die Tasche und stieß einen Ausruf aus.

»Was giebt's?« fragte Pierre Manas.

»Ich habe die Schlüssel des Hauses verloren.«

»Zum Glück habe ich sie gefunden,« sagte der Bandit, indem er das kleine Schlüsselbund klirren ließ, welches er mit einer Schnur zusammengebunden.

Und auf den ersten Griff fand er mit einer Geschicklichkeit, welche die Erfahrung bewies, die Pierre Manas in dergleichen Dingen hatte, den Schlüssel zu der Gartenthüre.

Die Thüre öffnete sich mit einem leichten Knarren. Monsieur Coumbes war zu ökonomisch, sein Olivenöl anzuwenden, um die Angeln seiner Thüren zu schmieren.

»So, nun laß mich allein eintreten,« sagte Milette, ihre Hand auf den Arm des Pierre Manas legend.

»Wie, allein?«

»Ja, und ich bringe Dir, was ich Dir versprochen habe.«

»Ah! das wäre eine hübsche Geschichte! Du würdest mir Handschellen zurückbringen; und dann sind mir unterwegs allerlei Gedanken eingefallen; man sagt, wie Du weißt, die Nacht bringt Rath.«

Die arme Frau begann zu zittern.

»Welche Gedanken sind Dir denn eingefallen?« fragte sie. »Ich glaubte, es wäre. Alles zwischen uns verabredet.«

»Wie viele Jahre sind es, daß Du bei Monsieur Coumbes bist?«

»Achtzehn oder neunzehn Jahre etwa,« antwortete Milette, ihre Augen niederschlagend.

»Da mußt Du ein hübsches Sümmchen haben.«

»Wie, ein Sümmchen?«

»Ja, ich kenne Dich, Du bist sparsam; bei zweihundert Franken jährlich als Deinen Lohn, so karg der alte Kerl auch sein mag, so ist es doch das Wenigste, was er Dir geben konnte; bei zweihundert Franken jährlich mit Zinsen auf Zinsen macht das beinahe zehn- bis zwölf tausend Franken, weißt Du das? Nun, als Oberhaupt der Gütergemeinschaft gebührt wir die Verfügung über das Geld. Wo sind die zehn- oder zwölftausend Franken?«

»Aber, Unglücklicher!« rief Milette, »ich habe nie daran gedacht, Etwas von Monsieur Coumbes zu verlangen, ebenso wie er nie daran gedacht hat, mir Etwas zu geben. Ich besorgte die Haushaltung. Er kleidete und ernährte mich; er kleidete und ernährte Marius. Er hat überdies die Kosten seiner Erziehung bestritten.«

»Ja, ich begreife, so daß eine Rechnung zwischen Dir und Monsieur Coumbes abzuschließen ist. Es ist gut, führe mich in sein Zimmer; diese Rechnung wollen wir abschließen, und einmal abgeschlossen, werde ich ihm eine vollständige Quittung darüber geben, damit Niemand nach mir von ihm. Etwas fordert.«

»Ha! Unglücklicher, was sagst Du mir da?«

»Ich sage, es handelt sich darum, mich geradezu in das Zimmer des alten Filzes zu führen, und zwar ohne Widerrede, und wenn wir im Zimmer sind, mir zu sagen, wo der Bösewicht unser Geld verbirgt.«

»Unser Geld!«

»Ei! ja, unser Geld; da Du keinen Lohn bekommen, da Du für seine Interessen sorgtest, da Du das Kapital vervielfachtest, so gehört die Hälfte der Ersparnisse Dir und folglich mir. Ich verspreche Dir, nur die Hälfte zu nehmen, gerade was uns zukommt; also weiter keine Bedenklichkeiten, und laß uns gehen.«

»Nimmermehr! nimmermehr!« rief Milette.

Aber bei dem zweiten Nimmermehr stieß sie einen Schrei, des Schmerzes aus: sie fühlte, wie die Spitze des Messers des Banditen in das Fleisch ihrer Schulter eindrang.

»Pierre! Pierre!« sagte sie, »ich werde. Alles thun, was Du willst; aber Du mußt mir zuschwören, daß kein Haar von dem Haupte dessen fallen soll, den Du berauben willst!«

»Sei doch ruhig, ich weiß nur zu gut, was wir ihm schuldig sind, daß er seit zwanzig Jahren für Dich gesorgt und uns einige kleine Hilfsquellen für unser Alter aufgespart hat. Aber verlieren wir keine Zeit: Zeit ist Geld, wie die Amerikaner sagen.«

»Mein Gott! mein Gott! Du hattest mich zu der Hoffnung veranlaßt, wenn Du die Börse unseres Marius hättest, würdest Du Frankreich verlassen.«

»Was willst Du? Der Appetit kommt beim Essen. Dann werde ich alt, und besonders in der Fremde wird es mir nicht leid sein, ein wenig von meinen Renten zu leben. Uebrigens, da ich keinen anderen gesetzlichen Erben, als Marius habe, so wird ihm einst Alles zufallen. Der arme Junge, für ihn wollen wir in Wahrheit arbeiten. Auch habe ich es eilig, mich ans Werk zu

machen. Nun, führe mich, Träge!«

Und er ließ sie wieder die Spitze des Messers fühlen. Milette stieß einen Seufzer aus, ging voran, blieb vor einer Thüre stehen und stotterte:

»Hier ist es.«

Der Bandit legte sein Ohr an die Thüre; man hörte ungeachtet des Hindernisses den lauten Athemzug des Monsieur Coumbes, welcher andeutete, daß der Schnarcher in tiefem Schläfe lag.

Pierre Manas suchte mit der Hand das Schloß; der Schlüssel steckte; wenn die Gartenpforte geschlossen war, hielt sich Monsieur Coumbes in seinem Hause in völliger Sicherheit.

Der Bandit drehte leise den Schlüssel um; gleich dem Schlosse an der Gartenthüre machte es einiges Geräusch, aber das Schnarchen des Schläfers übertäubte das Knarren.

Pierre Manas trat ein, zog Milette mehr todt, als lebendig nach sich und schloß die Thüre wieder hinter sich.

Dann, nachdem er diese Vorsicht angewendet, flüsterte er, als ob er zu Hause wäre:

»Nun wollen wir das Licht anzünden; das Geschäft geht besser von Statten, wenn man dabei sieht.«

Milette stammelte ein Gebet; der Schrecken nahm ihr fast die Besinnung.

Das Schwefelholz knisterte, die Flamme erfaßte den Docht des Lichts und der blasse Schein der spärlichen Talgkerze verbreitete sich durch das Zimmer.

Dieser Schein, so schwach er war, gestattete Monsieur Coumbes zu sehen, der ruhig in seinem Bette lag und wie ein Gerechter schlummerte.

Pierre Manas ging auf ihn zu und berührte ihn mit der Fingerspitze. Monsieur Coumbes erwachte.

Nichts kann die Ueberraschung, ja den Schrecken des ehemaligen Packträgers schildern, als er die Augen öffnete und die unheimliche Gestalt des Banditen erblickte.

Er wollte schreien, aber Pierre Manas setzte ihm das Messer an die Kehle.

»Keinen Lärm gemacht, mein guter Herr,« sagte der Galeeren-Slave; »in der Stille läßt sich am besten arbeiten, und Sie sehen, daß ich in der Hand habe, womit ich Ihnen den Mund schließen kann, wenn Sie ihn zu weit öffnen und zu laut schreien.«

Monsieur Coumbes blickte mit verstörten Augen um sich. Er erblickte Milette, die er in seiner Bestürzung noch nicht gesehen hatte.

»Milette, Milette,« rief er, »wer ist dieser Mann?«

»Sie kennen mich nicht?« sagte Pierre Manas; »nun, das ist seltsam, ich habe Sie sogleich erkannt, als ich Sie eben so häßlich wiedersah, als da ich ging. Es ist der Vortheil der häßlichen Gesichter, daß sie dieselben bleiben; und Sie besaßen. Alles, um sich nicht zu verändern; aber ich, den Madame aus Liebe geheirathet hat, weil ich ein hübscher Bursche war, ich habe mich dieses glücklichen Vorrechts nicht bedienen können, und das macht, daß Sie mich nicht wieder erkennen. Milette, sage doch dem Herrn Coumbes meinen Namen.«

»Pierre Manas!« rief dieser Letztere, der seine Erinnerungen sammelte, welche ihm die Nacht zurückgelassen, wo der Bandit eine Frau hatte hängen wollen

»Ei ja, ohne Zweifel, Pierre Manas, mein guter Herr, welcher in Begleitung seiner Gattin kommt, um gewisse Rechnungen mit Ihnen abzuschließen, die Sie zu lange haben ruhen lassen.«

»O! Milette, Milette!« rief der ehemalige Packträger, der in seiner Verwirrung nicht bemerkte,

daß die Augen der armen Frau ihm seine Flinte andeuteten, deren Lauf im Winkel des Zimmers funkelte und im Bereiche seiner Hand war.

»Es handelt sich nicht um Milette, mein lieber Herr,« versetzte Pierre Manas; »Tod und Hölle! in Ihrem Alter ist es eine Schande, nicht zu wissen, daß der Mann die Interessen der Gütergemeinschaft im Auge haben muß. Auch wenden Sie sich nicht an meine Frau, wenden Sie sich an mich.«

»Was wollen Sie denn?« stotterte Monsieur Coumbes.

»Zum Henker! was ich will? Geld,« entgegnete unverschämt der Galeeren-Slave, »welches Sie Madame zu geben geneigen werden, um die guten Dienste zu bezahlen, die sie Ihnen seit achtzehn Jahren geleistet.«

Monsieur Coumbes, der todtenblaß gewesen war, wurde roth. »Aber Geld,« sagte er, »Geld habe ich nicht.«

»Bei sich nicht, das glaube ich wohl, wenigstens wenn Sie Ihre Geldkiste nicht in Ihrem Strohsacke haben; und dann wäre es unter Ihnen. Aber dort oder anderswo, bin ich gewiß, wenn man recht sucht, daß Sie einige Banknoten von tausend Franken finden werden, die sich in irgend einem Winkel Ihres Zimmers verborgen halten.«

»Kurz also, Sie wollen mich bestehlen?« fragte Monsieur Coumbes mit einem Erstaunen, welches komisch hätte sein können, wenn die Gelegenheit nicht so ernst gewesen wäre.

»Ei, Hölle und Teufel! versetzte Pierre Manas, »ich nehme die Worte nicht so genau; und wenn Sie so schnell wie möglich der Sache ein Ende machen, wird Alles gut gehen; wenn nicht, verdammt! so geht es schlimm, das sage ich Ihnen.«

»Geld!« erwiederte Monsieur Coumbes, dem ein Geiz einigen Muth wiedergab, »darauf können Sie nicht rechnen, Sie werden keinen Kupfersou erhalten; wenn ich Ihrer Frau Etwas schuldig bin, so möge sie morgen wiederkommen. Wenn es Tag ist, wollen wir beiderseits unsere Rechnungen abschließen.«

»Zum Unglück,« sagte Pierre Manas, der sich immer drohender zeigte, »ist meine Frau, wie ich, ein Nachtvogel geworden; wir wollen die Rechnung sogleich machen.«

»Ah! Milette, Milette!« wiederholte der arme Monsieur Coumbes.

Diese, tief bewegt von dem schmerzlichen Tone, womit Monsieur Coumbes diesen Anruf aussprach, machte eine Bewegung, um sich dem Banditen zu entziehen; aber dieser, Milette mit der linken Hand wie ein Rohr zusammenknickend, warf sie zu Boden und hielt sie mit seinem Fuße unter sich, den er auf ihre Brust setzte.

»Hölle und Teufel!« rief er, »Du hast schon vergessen, was ich Dir gesagt! Ah! Du wolltest kommen! Du wolltest mich nicht allein machen lassen! Ah! Du wolltest mir nicht sagen, wo er sein Geld verborgen hatte, der Geliebte Deines Herzens! Nun, weißt Du, was ich thun will? Ich will Euch alle Beide tödten, Euch neben einander in dasselbe Bett legen und mit erhobenem Haupte hinausgehen; das Gesetz ist für mich.«

Und während der Bandit sprach, trat er mit seinem schweren Schuh auf Milettes Brust.

Monsieur Coumbes konnte dieses Schauspiel nicht ertragen. Er vergaß sein Geld, er vergaß den Unterschied der Kräfte, er vergaß, daß er fast nackt und ohne Waffen war, er vergaß sich selbst und stürzte sich auf dieses wilde Thier.

Das Entsetzen und die Verzweiflung theilten dem guten Manne eine solche Energie mit, daß Pierre Manas unter der Erschütterung schwankte, und genöthigt, einen Schritt zurück zu thun,



hob er unwillkürlich den Fuß auf, womit er Milette am Boden hielt.

Diese, ganz zusammengeknickt und halb erstickt, benutzte die Gelegenheit, sich mit der Gewandtheit eines Panthers wieder aufzurichten und zum Fenster zu eilen.

Aber Pierre Manas hatte ihre Absicht errathen. Er machte eine äußerste Anstrengung, befreite sich von Monsieur Coumbes, der, heftig zurückgestoßen, auf sein Bett zurückfiel, und stürzte, das Messer in der Hand, auf Milette los.

Die Waffe blitzte in dem Halbdunkel des Zimmers, fuhr nieder und hörte auf zu glänzen.

Milette fiel auf den Fußboden nieder, ohne nur mit einem Schrei auf den von Monsieur Coumbes zu antworten.

Der Schrecken schien den ehemaligen Packträger gelähmt zu haben; er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen.

»Dein Geld! Dein Geld!« brüllte der Galeeren-Slave, ihn heftig schüttelnd.

Monsieur Coumbes deutete schon mit dem Finger auf seinen Secretär, als er im Dunkeln eine menschliche Gestalt schleichen zu sehen glaubte, die sich dem Mörder näherte.

Es war Milette, welche, blaß und sterbend, aus einer tiefen Wunde blutend, ihre letzten Kräfte sammelte, um Monsieur Coumbes zu Hilfe zu kommen.

Pierre Manas hörte und sah sie nicht; ein Geräusch, welches von außen kam, beschäftigte in diesem Augenblicke seine ganze Aufmerksamkeit.

»Ah! da ist Dein Geld!« sagte Pierre Manas endlich.

»Ja,« antwortete Monsieur Coumbes, dessen Zähne vor Schrecken klapperten, »bei Allem, was mir das Heiligste ist, ich schwöre es Ihnen zu.«

»Ei, Tod und Hölle! ich will es auf Eurer Beiden Gesundheit veressen und vertrinken. Ich räche mich und bereichere mich, zwei gute Geschäfte auf einmal.«

Und sein Messer erhebend, dessen Klinge von Blut triefte, sagte er:

»Nun, geh' zu Deiner Maitresse!«

Er erhob das schreckliche Messer, aber gerade in dem Augenblicke warf sich Milette mit aller Kraft auf ihn und umfaßte ihn mit ihren Armen.

»Ihre Flinte! Ihre Flinte!« rief die arme Frau mit erloschener Stimme, »oder er wird Sie tödten, wie er mich getödtet hat.«

Einsehend, mit wem er es zu thun hatte, glaubte Pierre Manas, daß es ihm leicht sein würde, sich von Milette frei zu machen.

Aber Milette hatte sich mit aller Gewalt an ihn angeklammert, welche denjenigen eigen ist, deren Leben zu Ende geht, und die besonders bei den Ertrinkenden so auffallend ist; ihre Arme hatten die Stärke von zwei eisernen Klammern angenommen, die man zusammengeschiedet.

Pierre Manas mochte sich winden, die Sterbende schütteln, die wieder mit seinem Dolche treffen, es gelang ihm nicht, sie zu bewegen, ihn loszulassen.

Indessen hatte Miletens Stimme, der verzweifelte Schrei, den sie ausgestoßen, bei Monsieur Coumbes den Instinct der Selbsterhaltung erweckt, den er bei den Schrecken des Todes verloren hatte. Seine Flinte befand sich geladen und gespannt in seinen Händen, was er später, als er diese Scene erzählte, einem Wunder der Kaltblütigkeit zuschrieb; er streckte sie vor, gab Feuer, ohne anzulegen und zu visieren, wie es sonst seine Gewohnheit war, und Pierre Manas, von zweihundert Schrotkörnern, die zusammen einer Kugel gleich kamen, mitten vor die Brust

getroffen, fiel wie vom Blitze erschlagen, zu den Füßen des Besitzers der Cabane nieder.

Von der heftigen Gemüthsbewegung überwältigt, war Monsieur Coumbes nahe daran, ohnmächtig zu werden, als er heftig an der Thüre rütteln hörte, indem eine Frauenstimme rief:

»Was machen Sie denn, Monsieur Coumbes?

Mein Bruder hat gesprochen, und Marius ist nicht der Mörder!«

---

## Neuntes Kapitel.

### *Die Märtyrin.*

Monsieur Coumbes hatte seine Flinte weggeworfen, um Miletten zu Hilfe zu kommen. Als er diese fremde Stimme hörte, glaubte er von einer Legion Banditen bedroht zu sein; aber ein Triumph hatte ihn wieder belebt; er erbebte wie ein Pferd bei dem Tone der Trompete, ergriff seine Waffe wieder und lief zum Fenster, in der Stellung eines Soldaten, der im Begriff ist, Feuer zu geben. Indessen vergaß er ungeachtet der Aufregung seiner Tapferkeit nicht, daß die Klugheit eine der Tugenden eines Kriegers ist; er wendete einige Vorsicht an, als er das Fenster öffnete und hütete sich wohl, sich hinauszulehnen.

»Was verlangen Sie?« rief er in dem tiefsten Tone, der ihm zu Gebote stand.

»Daß Sie sich auf der Stelle nach Marseille begeben. Mein Bruder ist gerettet, er spricht; er hat schon erklärt, daß Marius nicht ein Mörder sei. Gehen Sie und verlangen Sie eine Confrontation.«

An dem weiblichen Tone dieser Stimme hatte Monsieur Coumbes erkannt, daß es vergebens sei, einen neuen Ausbruch des Heroismus zu zeigen.

»Ei, tausend Kisten Zuckerrohr!« sagte er, zu Miletten zurückkehrend, um sie von dem Körper ihres elenden Mannes, der auf sie gefallen war, frei zu machen, »es handelt sich nicht um Marius, und ich kümmere mich viel um ihn, um Ihren Auftrag und um Ihren Bruder. Was schwatzen Sie mir da vor, während ich eben wie ein wahrer Spartaner gefochten, während mir das Blut bis an den Gürtel geht und die arme Milette alle meine Fürsorge in Anspruch nimmt! Spazieren Sie nach Marseille, wenn es Ihnen gut dünkt, oder vielmehr, kommen Sie, mir zu helfen, denn dieser Schurke ist ebenso schwer, wie er böse war.«

Monsieur Coumbes bedurfte in der That der Hilfe. Sein Nervensystem war so heftig erschüttert, daß, während seine Kniee unter ihm zusammenschlugen, seine gelähmten Arme alle Kraft verloren hatten. Vergebens versuchte er, die schwere Masse zu bewegen, die auf dem Körper der Mutter unseres Marius lastete. Miletten's Anblick, deren Kopf unter der Brust des Banditen hervorragte, dieses todenblasse und blutige Gesicht, dieser offene Mund, diese halb offenen Augen, die Unmöglichkeit, worin er sich befand, ihr zu Hilfe zu kommen, erregten abwechselnd Anfälle von Verzweiflung und Wuth bei ihm. Er richtete an die arme Frau die ersten Worte der Zärtlichkeit, die er zu ihr gesprochen, seitdem er sie gekannt, während er in wilde Verwünschungen über ihren Henker ausbrach, ihr Schicksal in wahrhaft pathetischen Ausdrücken beklagte, und, trunken von Wuth, die Leiche des Mörders mit Fußstößen überhäufte.

Die Antwort des Monsieur Coumbes, das Geschrei, das Schluchzen, die dumpfen Schläge, die aus dem Zimmer kamen, versetzten Madeleine — sie war es, die den Besitzer der Cabane gerufen hatte — in eine seltsame Verwirrung. Dieser hatte an dem Tage und in der Nacht einen so erbitterten Kampf mit den kleinen Vögeln geführt, so daß der Schuß, den das junge Mädchen gehört, als sie in den Garten eingetreten, sie nicht in Erstaunen gesetzt; aber bei den seltsamen Worten, die ihr Nachbar an sie gerichtet, bei dem unheimlichen Geräusch, welches sie vernahm, vermuthete sie, daß irgend ein Unglück geschehen sei: die dachte, entweder sei Monsieur

Coumbes wahnsinnig geworden, oder es sei eine neue Katastrophe eingetreten.

Sie rief um Hilfe und versuchte auf jede Gefahr die Thüre zu öffnen. Aber wie wir gesagt haben, kannte Pierre Manas ein Geschäft zu gut, um die Thüre nicht hinter sich geschlossen zu haben.

»Wenn Sie wollen, daß ich zu Ihnen komme, so müssen Sie mir öffnen. Oeffnen Sie mir, Monsieur Coumbes« rief Madeleine, die ihre Finger vergebens schmerzhaft anstrebte, um das Schloß zu erschüttern.

»Ich habe nicht Zeit,« antwortete Monsieur Coumbes; »zerbrechen Sie, zerschmettern Sie diese Thüre, wenn sie nicht aufgehen will; ich habe die Mittel, sie wieder herzustellen. Was liegt mir an einer Thüre, was liegt mir an Allem, wenn nur meine arme Milette lebt — ach mein Gott! ach mein Gott!«

Und mit krampfhaft zitternden Händen versuchte Monsieur Coumbes von Neuem, die Last wegzunehmen, die auf dem leblosen Körper seiner Freundin lag.

Indessen hatte man in der Sennhütte die Stimme der Mademoiselle Riouffe gehört. Man machte in der Umgegend Lärm, man lief herbei und drang auf den Schauplatz dieser blutigen Scene.

Madeleine, die zuerst eingetreten war, wich vor Schrecken zurück bei dem Anblick dieser beiden Leichen; als sie aber Milette erkannte, wußte sie bei der Energie, die sie besaß, ihre Gemüthsbewegung und ihr Entsetzen zu beherrschen und half die Mutter ihres Geliebten auf das Bett des Monsieur Coumbes legen. Dieser schien gänzlich den Verstand verloren zu haben; er nahm die erstarrten Hände Milettes zwischen die einigen und rief mit kläglicher Stimme:

»Einen Arzt! einen Arzt! O! ich bin nur ein Packträger, aber ich kann ihn bezahlen wie ein Kaufmann.«

Madeleine legte ihre Finger auf Milettes Brust, und an dem matten Schlage des Herzens fühlte sie, daß das Lebensprinzip noch nicht völlig bei ihr erloschen war.

In der That öffnete einige Minuten später die Verwundete die Augen wieder.

Das erste Wort, welches sie aussprach, war der Name ihres Sohnes. Als Madeleine ihn hörte, brach sie in Schluchzen aus, neigte sich über das Bett, umfaßte die arme Frau mit ihren Armen, drückte sie an ihr Herz und rief:

»Er ist gerettet! leben Sie, leben Sie, meine Mutter, um unser Glück zu theilen!«

Milette schob sanft das junge Mädchen zurück und betrachtete sie einige Augenblicke mit einer Rührung, welche Alles, was in ihrer Seele vorging, zu erkennen gab. Dann rollten zwei Thränen still über ihre blassen Wangen nieder.

»Sie lieben ihn,« sagte sie, »dann kann ich sterben. Er ist es nicht, der Ihren Bruder ermordet hat. Dort liegt der Mörder! Bezeugen Sie es, wenn es nöthig ist. Bereit vor Gott zu erscheinen, beschwöre ich es.«

Und mit einer mühsamen Anstrengung deutete sie auf Pierre Mamas, dessen Leiche man aufhob.

»Es ist unnöthig, meine Mutter,« versetzte Madeleine, »seine Unschuld bedarf Ihres Zeugnisses nicht; als mein Bruder zum Bewußtsein kam, erklärte er sogleich, daß Marius nicht der Schuldige sei.«

Milette erhob die Augen zum Himmel, faltete ihre Hände, und die Bewegung ihrer Lippen und der Ausdruck ihres Blickes deutete an, daß sie Gott danke.

»O Herr!« sagte sie zum Schluß, »erweise mir die Gnade, daß er es sei, der mir die Augen schließt.«

»Denken Sie nicht daran, meine Mutter! Sie werden nicht sterben, Sie werden leben, um glücklich zu sein durch unser Glück.«

»Ja, sie lebe,« fiel Monsieur Coumbes ein, dessen Stimme von Thränen unterbrochen wurde; »und sollte es mir die Augen aus meinem Kopfe kosten, so will ich doch, daß sie lebe. Du wirst leben, meine arme Milette, wie es diese gute Demoiselle sagt, die beträchtlich besser ist, als ihre ganze übrige Familie, Du wirst leben, um glücklich zu sein. Siehst Du,« fügte er hinzu, indem er sich bückte und seinen Mund dem Ohr der Verwundeten näherte, »jetzt, da wir von diesem Bösewicht befreit sind, kann ich Dich heirathen, werde ich Dich heirathen; ich gebe Deinem Sohne meinen Namen und Du sollst Alles haben — nein, die Hälfte von Allem, was ich besitze; und obgleich ich immer dieselbe Levite trage,« fügte er so leise hinzu, daß nur die es hörte, an die er sich wendete, »bin ich reich, reicher vielleicht,« fügte er mit einer gewissen Bitterkeit hinzu, »als diese Leute, welche die Erde des guten Gottes durchwühlen, um einen Haufen wohlriechender Pflanzen hervorzutreiben. Dort in der Tiefe jenes Secretairs, den der Bösewicht ausplündern wollte, als Du Dich so tapfer auf ihn warfest, befinden sich sechzigtausend Franken in Gold; und das ist noch nicht. Alles! da sind die Renten, da ist das Haus in Marseille und die Cabane. Dies Alles sollst Du mit mir theilen! und Du siehst wohl, daß Du nicht sterben darfst.«

Auf diesen Beweggrund, dessen Wirksamkeit Monsieur Coumbes nicht bezweifelte, antwortete Milette mit traurigem Lächeln.

Die Reichthümer des Monsieur Coumbes waren sehr unbedeutend gegen den ewigen Glanz, dessen Schimmer der Himmel ihr bereits zeigte. Indessen näherte sie ihre Lippen dem Gesichte des guten Mannes und drückte einen zugleich keuschen und zärtlichen Kuß auf eine Stirn; dann wendete sie sich zu Madeleine.

»Sein Sie tausendmal gesegnet,« sagte sie zu ihr, »für Ihre Liebe zu ihm! Um einen letzten Trost bitte ich Sie, versuchen Sie, daß ich ihn noch einmal umarme!«

Madeleine nickte mit dem Kopfe und verließ das Zimmer.

Der Polizeicommissarius war angekommen; er erwartete Madeleinen's Ankunft, um die Aussagen Miletten's und des Monsieur Coumbes über die Ereignisse der Nacht zu hören. Madeleine führte ihn in die Sennhütte zu ihrem Bruder.

Das Messer des Pierre Manas hatte Monsieur Jean Riouffe in die Brust getroffen und war in der Nähe des Herzens in die Brusthöhle eingedrungen, die Wunde war gefährlich aber nicht tödtlich. Die Waffe, die mit dem wesentlichsten Lebensorgan in Berührung gekommen war, hatte eine starke Blutung hervorgebracht und jene lange Ohnmacht herbeigeführt, die den Verwundeten länger als dreißig Stunden der Empfindung beraubt hatte.

Er wiederholte dem Beamten, was er schon seiner Schwester gesagt hatte, und das Signalement, welches er von seinem Mörder angab und welches vollkommen mit dem des Mörders übereinstimmte, begann diese unheilvolle Geschichte aufzuklären. Er gab Madeleine einige Zeilen an den Instructionsrichter, um diesen zu bitten, in Folge des Wunsches der Sterbenden die wenigstens vorläufige Freilassung unseres Marius anzuordnen.

Milette wurde indessen jeden Augenblick schwächer.

Sie machte übermenschliche Anstrengungen, dem Beamten Auskunft über das zu geben, was zwischen ihr und ihrem Manne vorgegangen; es gelang ihr, aber diese Anstrengungen

erschöpften die vollends. Man hatte die Wunde erweitert; die Zusammenziehung der Muskeln, als sie Pierre Mamas festgehalten, um dem Monsieur Coumbes Zeit zu lassen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, hatte eine beträchtliche innere Blutergießung herbeigeführt; das Athmen wurde schwieriger und das Geräusch lauter. Ein röthlicher Schaum zeigte sich auf ihren Lippen bei jedem krampfhaften Schluchzen, welches ihr der Schmerz auspreßte; der bläuliche Kreis um ihre Augen erweiterte sich; die Augen selbst wurden gläsern; eisige Schweißtropfen perlten vor ihrer Stirn und ihre sonst so weiße und atlasartige Haut erschien runzelig.

Das traurige Schauspiel dieser Todesqual hatte dem Monsieur Coumbes vollends den Kopf verdreht. Es schien, als erkenne er erst in dem Augenblick, wo er diese Gefährtin verlieren sollte, den ganzen Werth des Schatzes, den er seit zwanzig Jahren so schmachvoll verkannt hatte, und als wollte er seine undankbare Gleichgültigkeit wieder gut machen. Seine Verzweiflung zeigte sich in einer Art von Wuth; er wollte nicht zugeben, daß ein Geldopfer ihm Milette nicht erhalten könne, und ein Schmerz, noch immer prahlerisch, übertrieb, was er zu thun geneigt sei. Er mißhandelte den Arzt; er störte die letzten Augenblicke der Sterbenden; man mußte ihn von ihr entfernen.

Milette dagegen behielt ihr volles Bewußtsein und ihre Ruhe. Als der Priester dem Heilkünstler folgte, hörte sie die Ermahnungen desselben mit der Sammlung des aufrichtigen Glaubens an. Ungeachtet ihres religiösen Eifers erschien sie indessen von Zeit zu Zeit unruhig; sie erhob mit Anstrengung ihren Kopf von dem Kissen; sie horchte aufmerksam; ihre Lippen zeigten ein Lächeln; ein matter Schein erhellte ihre Augen, die sie zum Himmel erhob, und als sie bemerkte, daß es noch nicht der war, den sie erwartete, murmelte sie:

»Mein Gott! mein Gott! Dein Wille geschehe!«

Bald schien ihr letzter Augenblick zu kommen; ihre Augen wurden starr; man erkannte nur noch, daß sie lebte, an dem Beben ihrer Lippen, deren Schaum sich mehr und mehr entfärbte. Sie hatte ihr Blut verloren; sie war im Begriff zu sterben.

Plötzlich, und in dem Augenblick, als der Arzt den letzten Pulsschlag suchte, richtete sie sich mit einer Plötzlichkeit im Bette empor, so daß alle Umstehenden erschraaken. Dann hörte man das Geräusch eines Fußtrittes, welcher hastig die Treppe heraufkam; dieser Fußtritt hatte auf wunderbare Weise den Faden, der im Begriff war, zu zerreißen und woran dieses Dasein hing, wieder angeknüpft.

»Er ist es! — Dank, Dank, mein Gott!« rief Milette deutlich.

In der That erschien die verstörte Gestalt unseres Marius in der Thüre; aber ehe er, so rasch eine Bewegung war, die Schwelle dieser Thüre überschritten hatte, waren die Arme, welche die arme Frau nach ihm ausgestreckt hatte, schwer auf das Bett zurückgefallen. Sie hatte einen matten Seufzer ausgestoßen und der junge Mann warf sich mit tiefem Schmerze auf die Leiche seiner Mutter.

Gott hatte ohne Zweifel diesem bescheidenen und verdienstvollen Wesen andere Tröstungen vorbehalten, da er ihr die verweigerte, noch einmal auf ihren Lippen die ihres Sohnes zu fühlen.

---

## Zehntes Kapitel.

### *Schluß.*

Da sein Vater der Gesellschaft nicht mehr eine Schuld zu zahlen hatte, trug Marius kein Bedenken, die Umstände mitzuthemen, die ihn dahin geführt, die Verantwortlichkeit für eins der letzten Verbrechen des Pierre Manas zu übernehmen. Die Erklärungen Milettens und die Versicherungen des Monsieur Jean Riouffe bestätigten seinen Bericht. Seine vorläufige Freilassung wurde für endgültig erklärt.

So groß seine Liebe zu Madeleine war, so auffallend die Beweise der Zärtlichkeit gewesen waren, die er von dieser erhalten hatte, so schwieg er doch, als sie ihn an den Plan ihrer Verbindung erinnerte, den sie bei ihrer ersten Wanderung auf den Hügeln verabredet hatten.

Der Adel seiner Gesinnungen und seine übertriebene Delicatesse empörten sich für das junge Mädchen wegen der Schmach, die sein Vater ihnen in der Welt bereiten würde. Er empfand einen unüberwindlichen Widerwillen, seiner Geliebten einen Namen zu geben, dem der Makel des Galeeren-Gefängnisses anhaftete.

Indessen wurden die Andeutungen der Mademoiselle Riouffe immer bestimmter, und Jean, von seiner Wunde geheilt, und überzeugt, daß das Glück einer Schwester von dieser Verbindung abhängig sei, machte Marius den bestimmten Antrag. Milettens's Sohn blieb nachdenkend und bat um einige Tage Bedenkzeit.

Dieser Aufschub sollte in der That nur dazu dienen, ihn zu einem Opfer zu befähigen, welches er als eine Pflicht betrachtete. Er war entschlossen, sich zu entfernen; er rechnete auf die Zeit und die Abwesenheit, die Wunde in Madeleinen's Herzen zu heilen; an seine eigene wollte er nicht denken. Am Abend vorher, als er Monsieur Riouffe eine Antwort geben sollte, und als er glaubte, daß Monsieur Coumbes eingeschlafen sei, lud er den Sack, der seine geringen Habseligkeiten enthielt, auf seine Schultern, nahm einen Wanderstab und machte sich auf den Weg, ohne zu wagen einen Blick auf diese Sennhütte zu werfen, wo er Alles zurückließ, was er auf der Welt liebte und verehrte.

Als er eine halbe Viertelmeile zurückgelegt hatte, glaubte er einen verstohlenen Fußtritt, unter welchem der Sand leicht krachte, und das Geräusch eines menschlichen Athemzuges hinter sich zu hören. Er wendete sich rasch um und erblickte Madeleine, die ihm Schritt für Schritt folgte.

»Du! Du, Madeleine!« rief er.

»Nun, ohne Zweifel, Undankbarer!« entgegnete diese; »ich wenigstens habe nicht vergessen, daß wir geschworen, daß nichts in der Welt uns verhindern sollte, einander anzugehören. Du reisest ab, und ist da nicht die Stelle Deiner Frau an Deiner Seite?«

Vierzehn Tage später traute der Priester, der die letzten Seufzer Milettens empfangen hatte, die beiden jungen Leute in der kleinen Kirche zu Bonneveine.

Monsieur Coumbes zeigte bei dieser Gelegenheit eine unvergleichliche Großmuth; er wollte Marius adoptieren und ihn ausstatten. Der junge Mann nahm es nicht an, und nach der Hochzeit reiste er und seine junge Gattin nach Triest ab, wo sie ein Handlungshaus gründeten, welches mit dem in Verbindung stand, das Monsieur Jean Riouffe in Marseille leitete.

Der Besitzer der Cabane war lange Zeit untröstlich wegen des Todes Miletten's; aber es fehlte ihm nicht an Tröstungen.

Marius und seine Frau hatten nicht gewollt, daß die Sennhütte verkauft werden sollte; sie hatten sie dem Monsieur Coumbes überlassen, der es übernahm, sie zu erhalten, sich aber wohl hütete, es zu thun, denn nach einiger Zeit, wie er es gewünscht, überwucherten die Dornen, die Disteln und das wilde Unkraut den hübschen Garten Madeleinens mit einer tropischen Vegetation. Monsieur Coumbes stieg gern auf die Leiter, vermöge welcher Marius sich zu einer Geliebten begeben hatte, um diese Wildniß zu überblicken, den Fortschritten zu folgen, welche die Vernachlässigung an dem Gesträuche hervorbrachte, und die Spuren zu zählen, die jeder Nordwestwind an der hübschen Sennhütte zurückließ. Er fand in dieser Bestätigung eines Triumphes die Vergessenheit des Kummers, der die letzten Jahre seines Lebens vergiftet hatte, und nach einer guten Sitzung vor diesem Schauspiele erschien ihm, wenn er in seine Wohnung zurückkehrte, die Einsamkeit weniger bitter.

Seine Katastrophe hatte noch andere Entschädigungen: sie hatte den Ruf der Tapferkeit, wonach Monsieur Coumbes gestrebt, auf solide Weise wieder hergestellt. In Montredon erzählten die Väter ihren Kindern seine Heldenthaten; sie bildeten den Text aller Abenderzählungen.

Während der ersten Jahre machte Monsieur Coumbes Alles erbeben, was ihn an die erinnerte, die ihm so demüthig ergeben gewesen; aber nach und nach schmeichelten die Complimente, die man seiner Handlungsweise zollte, seiner Eigenliebe so angenehm, daß dieses letzte Gefühl sein Bedauern und seine Gewissensbisse zugleich erstickte; und bald befand sich seine Eitelkeit so gut dabei, daß er, weit entfernt, die Unterredungen zu fürchten, die sich auf den Tod des Pierre Manas bezogen, vielmehr dazu aufforderte. Freilich hatte die Uebertreibung des Gerüchts es übernommen, seine erhabenen Heldenthaten in sehr anziehenden Verhältnissen darzustellen.

Der Bandit wurde in fünf entsetzliche Straßenräuber verwandelt, wovon Monsieur Coumbes die Hälfte getödtet hatte, während die andere Hälfte die Flucht nahm.

Monsieur Coumbes ließ die Leute reden. Auf die Bewunderung, die er in den Blicken der Zuhörer las, antwortete er:

»Ei, mein Gott! es ist nicht so schwer, wie es scheint, mit ein wenig Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit — wie sollte ich einen Mann verfehlen, ich, der ich mit einem Schrotkorn in das Auge eines Sperlings treffe, eben so zierlich, als hätte man es mit der Hand hineingeworfen.«

Kurz, die vorherrschende Leidenschaft des Monsieur Coumbes begnügte sich mit Allem, was von der armen Milette auf der Erde übrig blieb, nämlich mit der Erinnerung an sie.

Nach und nach wurden seine Besuche auf dem Kirchhofe von Bonneveine, dem die Ueberreste Miletten's anvertraut waren, weniger häufig; bald hörte er ganz auf dorthin zu gehen, und das Gras wuchs eben so üppig auf dem Erdhügel, der sie bedeckte, wie in dem Garten der Sennhütte.

Er vergaß sie so vollständig, daß man, als er mit jener Wahl der rechten Zeit, die den Egoisten eigen ist, vierzehn Tage vor der Eröffnung des Kanals der Durance, der die Einsamkeit von Montredon mit Gärten bevölkert und wieder Unruhe in sein Leben gebracht haben würde, starb, in seinem Testamente kein Wort fand, welches bewies, daß er sich noch an Marius oder an dessen Mutter erinnerte.

Es giebt keine kleine Leidenschaften, aber es giebt kleine Herzen.



- E n d e -



Druck von C. Schumann in Schneeberg.